

16ue

Jäskendorf



8

Kleine Geschichten
aus der
Großen Welt.

18

Kleine Geschichten :
aus der
6 Großen Welt.

Novellistische Studien

von

W. von Kozebue.

2. Aufl.
Zweite, vermehrte Auflage.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1880.



1686/90



~~8917 w~~

Das Uebersetzungsrecht bleibt vorbehalten.

82.1.112.2 - 3 = 112.2

Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie

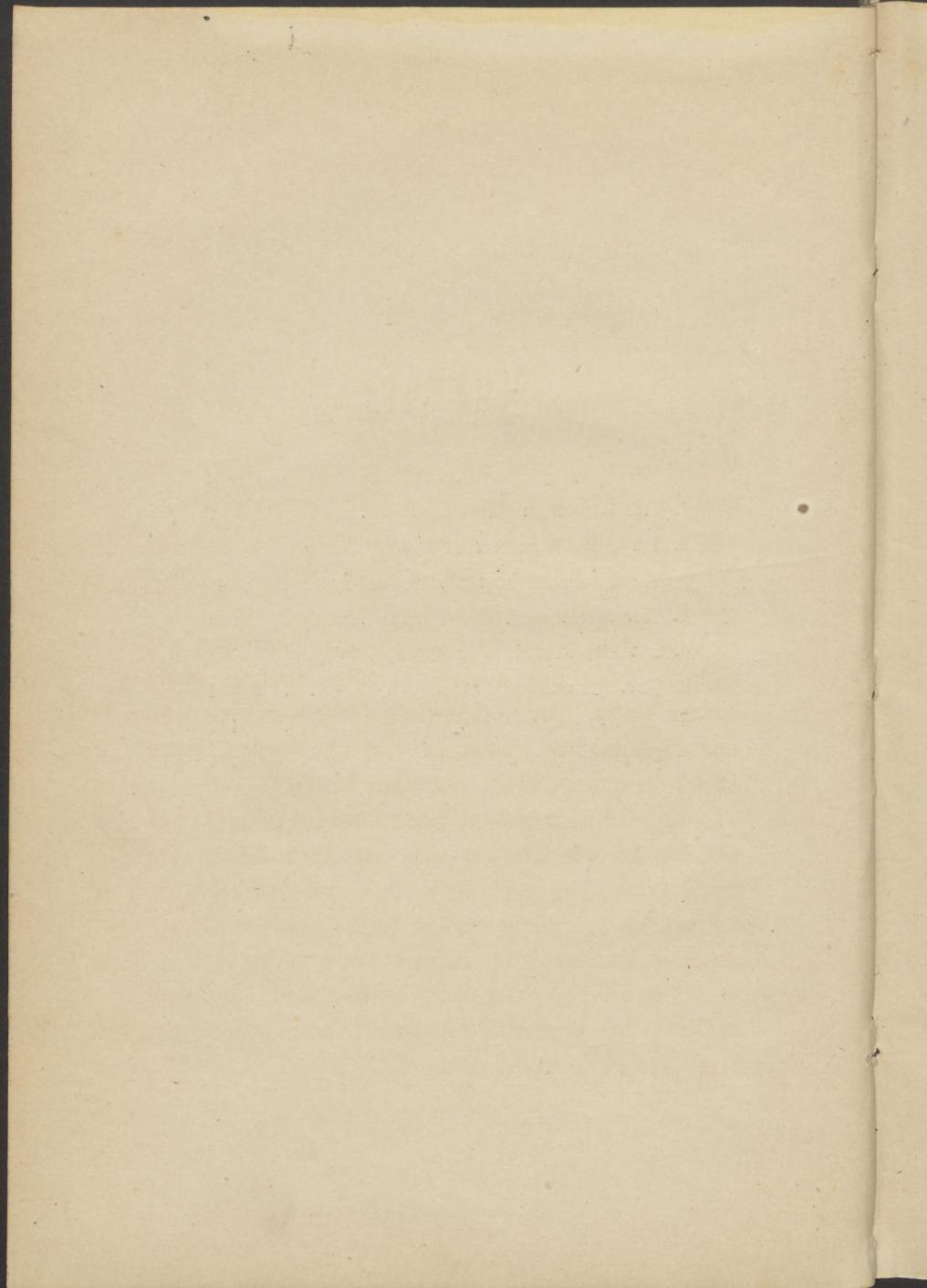


010-045849

Akc. W Nr. 1 / 04 / 02

Inhalt.

	Seite
1. Eine langweilige Geschichte	1
2. Ein Gespräch auf der Eisenbahn	39
3. Die Diplomatie im alltäglichen Leben	63
4. Eine literarische Theegesellschaft	90
5. Der Schneibergesell (ein Scherz)	109
6. Zwei Freundinnen	134
7. Der alte Hofmarschall	149
8. Mehr Wahrheit als Dichtung	201



Vorrede.

Es erinnert sich wohl ein Jeder von uns, irgend eine Vorrede gelesen zu haben, in welcher der Verfasser versichert, daß nur das ungestüme Drängen seiner Freunde ihn dazu bewogen, das Buch der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Ich kann keine solche Entschuldigung vorbringen, mit wenigen Ausnahmen machen sich meine Freunde nichts daraus ob die „kleinen Geschichten“ erscheinen oder nicht, und ich habe nicht einmal ein paar alte Tanten, denen ich die Verantwortlichkeit aufbürden dürfte.

Aber es wird in Deutschland so Vieles gedruckt, was die Sprache und Literatur nicht um einen Schritt vorwärts bringt, daß wohl kaum ein Grund vorhanden ist, vorliegende Sammlung nicht zu dulden, die ja nur ein einzelner Tropfen in der Ueberschwemmung sein soll.

Mit diesen Worten hoffe ich dem Leser den Werth des Büchleins so deutlich bezeichnet zu haben, daß er sich keine Illusionen machen wird.

Kluge Berechnung flößt ihm aber vielleicht die Frage ein: warum soll ich denn die „kleinen Geschichten“ lesen, wenn so wenig daran ist?

Es giebt Stunden, in denen man der Zerstreuung bedarf und ein Buch ergreift um seine eigenen Gedanken los zu werden. Für solche Stunden habe ich geschrieben, und bilde mir ein, den Zweck, den ich im Auge hatte, nicht ganz verfehlt zu haben. Verdankt Jemand meiner Feder einen Augenblick gemüthlicher Heiterkeit, so ist das Alles, was ich wünsche und hoffe.

Sollte ein Kritiker mir die Bemerkung machen, daß die letzte Nummer: „Mehr Wahrheit als Dichtung“ eigentlich nicht zu den übrigen paßt, so antworte ich ihm darauf: die allzuleichte Waare mußte mit etwas Ballast beschwert werden, weil sonst der erste Windstoß sie unwiderrufflich weggeblasen hätte.

* * *

Obige Worte hatte ich der ersten Auflage vorgelegt. Sie mögen das Büchlein auch auf seinen ferneren Wegen begleiten. Die neu hinzugefügte novellistische Studie: „Der alte Hofmarschall“ ist dazu bestimmt, der Nummer „Mehr Wahrheit als Dichtung“ die angedeutete Aufgabe zu erleichtern.

Dresden, im April 1880.

W. v. A.

Eine langweilige Geschichte.

Von einem phlegmatischen Schimmel gezogen, holperte an einem sonnigen Decembertage die Droschke Nr. 169 über die alte Elbbrücke in Dresden. Sie kam offenbar von einem der Bahnhöfe in der Neustadt. Im Inneren saß ein junger Mann neben einem Haufen allmählig abgestreifter winterlicher Einhüllungen; das Schließchen eines Reisesacks klapperte an dem Messingbeschlage des Bügels und ein großer elfenbeinerner Hundekopf stierte mit blauen Glasaugen zum Fenster hinaus. Den Vock nahmen außer dem Kutscher zwei Mantelsäcke und ein Diener ein, der wie ein Schwalbennest an der einen Seite hing und nur der vorsichtigen Gangart der dresdner Droschken die Möglichkeit verdankte, so durch die Stadt balanciren zu können. Aber trotz des unbequemen Transportmittels sah man beiden Reisenden, dem Herrn wie dem Diener, deutlich an, daß ihnen ihr Einzug in die Elbresidenz Vergnügen machte.

Der Schimmel hielt vor „Stadt Rom“ am Neumarkt. Jetzt, wo der junge Mann mit Hülfe des Portiers unter seinen Plaiids und Paletots hervorkriecht, können wir ihn mit einiger Muße betrachten. Er ist groß und schlank gewachsen; die sehr buschigen Augenbrauen geben dem verständigen blauen Auge etwas Entschiedenes, und der röthliche Schnurrbart kommt mit seinen zwei steifgewachsenen Spizen diesem Ausdrucke zu Hilfe; Nase und Mund sind wohlgebildet, aber die etwas stark gesalbten und auf beiden Seiten in kühnen Wirbeln emporgebürsteten Haare schaden dem Gesamteindrucke, der sonst für den eines Cavaliers gelten könnte, wenn auch die etwas großen braunrothen Ohren eine zu rücksichtslose Vernachlässigung inmitten der landwirthschaftlichen Beschäftigungen oder der Jagd verrathen. Sein Anzug ist offenbar das Werk eines Zöglings der dresdner Bekleidungsakademie, den Mangel an Aufmunterung seines Talents von Seiten des Publikums in irgend eine Provinzialstadt verbannt.

Eine halbe Stunde später schrieb der Angekommene in's Fremdenbuch: Franz Theodor von Pöllenhausen aus Entensfels bei Baugen; wir können ihn also jetzt beim Namen nennen. Um jedoch etwas Näheres über seine Verhältnisse zu erfahren, müssen wir uns nach Entensfels wenden und sehen, was der Abreise nach Dresden vorangegangen.

Franz war der Sprößling eines altadeligen Geschlechts,

bei dessen Repräsentanten es herkömmlich war, fast ausschließlich auf dem Lande zu leben und nur ausnahmsweise nach einer besonders ergiebigen Kartoffelernte einige Monate die schönsten Freuden des Residenzlebens mitzumachen, obgleich die Einkünfte auch ohne diesen Ertrag den Besitzern von Entensfels erlaubt hätten, in der großen Welt eine anständige Stellung einzunehmen. Von einem sehr tüchtigen Hauslehrer unterrichtet, hatte Franz bis zu seinem achtzehnten Jahre die heimathlichen Fluren nur verlassen, um Fußreisen in diesen oder jenen Gebirgsgegenden zu machen, und ging dann nach Leipzig um zu studiren; aber die Ferien brachten ihn immer wieder nach Hause zurück zu seiner Mutter, die er mit tiefer Innigkeit liebte — der Vater war ihm längst gestorben — und in der Universitätsstadt war ihm merkwürdigerweise das Lernen die Hauptsache. Mit zweiundzwanzig Jahren machte er sein Examen und wurde leidenschaftlicher Landwirth.

Aus diesen kurz hingeworfenen Andeutungen ergiebt sich, daß Franz von der Welt nur so viel wissen konnte, als man aus Büchern lernt, und das ist blutwenig. Aber ein kräftiger Jüngling war er geworden, gesund an Körper und Gemüth; die frische Landluft, die er von Kindheit auf geathmet, hatte seine von Geburt starke Constitution herrlich entwickelt; er war der eleganteste Reiter der Umgegend, wenn auch sonst Zierlichkeit der

Leibesbewegungen nicht zu seinen Tugenden gehörte; der Tanzmeister, der jeden Winter wöchentlich einmal die liebe Jugend der Nachbarschaft versammelte, um den Knaben und Mädchen à 5 Neugroschen per Kopf Grazie beizubringen, hatte seine liebe Noth mit ihm gehabt, wobei übrigens die dickbesohlnen Stiefel der Jünglinge auch kein unbedeutendes Hinderniß gewesen waren.

Frau von Böllenhausen sah es nicht gern, daß ihr Sohn ausschließlich Landwirth werden zu wollen schien. Es hatte ihr manchen Kampf gekostet, eh' sie sich an die Einsamkeit des Landlebens und die oft gar zu schlichten Nachbarn gewöhnt; in Dresden erzogen, hatte sie drei Winter hindurch in der Gesellschaft für ein hübsches Mädchen gegolten, und war einer der obenerwähnten Kartoffelernten als Opfer gefallen. Sie konnte nicht vergessen, wie anziehend das elegante, gesellige Treiben ist, und wünschte von ganzem Herzen, ihrem Sohne Geschmack daran beizubringen; sich selbst hielt sie für zu „verrostet“, um noch dergleichen mitzumachen. Franz war übrigens nicht schwer zu überreden; ohne ein Genie zu sein, hatte er Verstand genug, um einzusehen, daß man sehr leicht einseitig werden kann, wenn man seinen Ideenkreis nicht zu erweitern sucht, und er hatte unter seinen Nachbarn die Erfahrung gemacht, daß die Möglichkeit, langweilig zu sein, nicht ausgeschlossen ist, sogar wenn man von chemischer Dünung zu sprechen weiß. Die

Reise zur Wintersaison nach Dresden wurde also beschlossen, und das Resultat des Entschlusses ist uns seit dem Augenblicke bekannt, wo die Droschke 169 sich vor Stadt Rom ihres Inhalts entledigte und der junge Mann seinen Namen in's Fremdenbuch schrieb. Von der Dienerschaft war ihm Ruprecht zur Begleitung auserlesen worden, weil er als verabschiedeter Gardereiter die Residenz genau kannte, wo er drei Jahre lang die Köchin seines Rittmeisters in allen Richtungen spazieren geführt.

Die Thurmuh der Frauenkirche schlug Eins, als Franz zur Table d'Hôte in den Speisesaal trat. Er war in einer gehobenen Stimmung. Obgleich zu Hause durchaus sein eigener Herr, war es ihm doch, als trete er erst jetzt selbstständig auf, wozu das Bewußtsein, eine bedeutende Summe oben in seiner Kassette zu haben, wahrscheinlich viel beitrug. Er fand das Essen nicht unbedeutend besser als Alles, was die alte Christine Weisemann in Entensfels kochte, stützte in den Zwischenacten die Ellbogen auf den Tisch und sagte: famos!

„Jetzt muß ich meinen Vetter Fritz überraschen“, dachte Franz nach genossenem Dessert. Er zog einen warmen Paletot an, mit Schnüren und Quasten geschmückt, ließ die goldene Uhrkette zwischen zwei Knöpfen hervorschauen, drückte den Hut etwas auf die Seite und ging. Ruprecht diente ihm als Wegweiser, und nach wenigen Minuten that er einen kräftigen Zug an der Thürklingel

des „erhöhten Parterre“ im Hause Nr 115 der Pragerstraße.

Die Ueberraschung gelang vollkommen. Die Klingel konnte sich noch nicht von der heftigen Aufregung erholen, als die Thüre aufgerissen wurde und der Vetter Fritz ihm erschreckt entgegenstürzte.

„Brennt das Haus? Mit wem habe ich die Ehre?“

— „Du bist es doch, Fritz? Kennst Du mich noch?“

„Ich entsinne mich wahrhaftig nicht — mit wem habe ich die Ehre?“

— „Was Ehre! Freuen sollst Du Dich, wie ich mich von ganzem Herzen freue! Ich bin ja der Franz Pöllenhäusen!“

„Von Entensfels! Was Teufel! Nun, so komme doch herein und lasse Dich umarmen!“ Es erfolgte eine Umarmung, die den schlagendsten Beweis für den robusten Knochenbau der beiden jungen Leute lieferte.

Daß übrigens Franz von Fritz nicht gleich erkannt wurde, war ganz natürlich; es wäre Fritz mit Franz ebenso ergangen, wenn Letzterer nicht gewußt hätte, daß er Ersteren vor sich sehen mußte. Sie hatten sich seit zehn Jahren nicht gesehen, und in dem Zeitraume von fünfzehn bis fünfundzwanzig gehen bekanntlich sehr eingreifende Veränderungen im menschlichen Körper vor. Zum Ueberfluß war Graf Friedrich von Kronhelm-Wickelfelden unterdeß Gesandtschaftssekretär geworden und hatte

seinen Gymnasiaffenflausrock mit dem Anzuge des Weltmannes, seine dicken, rothen Backen mit der interessanten Blässe eines Diplomaten und die Fußbekleidung des Knaben mit lackirten Stiefeln vertauscht, in denen man ganz anders auftritt.

„Was willst Du denn in Dresden?“ begann Wetter Fritz nach der oben erwähnten energischen Begrüßung.

„Amüsiren will ich mich“, war die Antwort; „meine Mama behauptet, das ununterbrochene Landleben mache den Menschen einseitig, und ich sei körperlich und geistig für die große Welt geschaffen, von der sie aus ihren Jugendjahren famose Rückerinnerungen aufbewahrt. Ich hoffe, Du wirst mich in der Gesellschaft einführen und mir mit gutem Rathe beistehen.“

Ein Lächeln flog wie ein Wetterleuchten über die Züge des Wetterk. „Scharmant“, sagte er; „das Einführen will ich besorgen und im Uebrigen brauche ich Dir nur eine einzige Verhaltensmaßregel mit auf den Weg zu geben: Sei natürlich, aber nicht mit der Natürlichkeit des Naturkinds, vulgo Landpomeranze, sondern mit der Natürlichkeit des Mannes, der nach gewonnener Politur, nach überwundener Schüchternheit wieder natürlich geworden. Wenn also die Schüchternheit Dich noch unsicher zu machen droht —“

„Lasse mich in Ruhe mit Deinen Auseinandersetzungen; ich glaube kaum, daß ich was davon verstanden.“

An Courage fehlt es mir nicht, das habe ich schon manches Mal bewiesen.“

„Desto besser, dann wirst Du Dich hier bald zu Hause fühlen. Aber, Franz, andere Kleidungsstücke mußt Du Dir machen lassen; in diesem Rock siehst Du aus wie ein polnischer oder ungarischer Emigrant.“

„Gefällt er Dir nicht? Meine Mama fand ihn hübsch. Meinethalben, Dein Schneider soll mir was Anderes machen.“

Die jungen Leute blieben lange zusammen, bald von dem bevorstehenden Eintritte in die Welt, bald von ihren Kinderjahren und von entfernten Verwandten plaudernd. Sie schieden endlich, nachdem Graf Kronhelm dem Ankömmling noch besonders empfohlen, Visitenkarten machen zu lassen.

* * *

Drei Tage später hielt Better Friß vor Stadt Rom, um Better Franz zum Visitenmachen abzuholen. Er hatte eine lange Liste in der Hand und berechnete mit topographischer Kenntniß die Reihenfolge, um jeden unnützen Umweg zu ersparen.

„Alle diese Leute sollen wir besuchen?“ fragte Franz.

„Das versteht sich“, erwiderte der Better, „aber Du wirst sehen, es geht schnell.“

Franz bereitete sich nicht ohne einige Aufregung vor,

seinen Eintritt in die Welt mit dem gehörigen Anstand zu exekutiren. Aber die Gelegenheit ließ auf sich warten; aus den ersten sechs Häusern kam der Diener mit dem Bescheid zurück, die Herrschaften seien ausgefahren.

„Wir haben Glück“, bemerkte Graf Fritz.

„Wie so?“ fragte Franz.

Der Wetter sah ihn verwundert an. „Wie denn, wie so?“

„Ich soll ja Bekanntschaften machen und habe bis jetzt nichts gesehen als die Außenseite der Häuser.“

„Aber Deine Karten sind drinn, und das ist genug. Du träumst wohl gleich von gemüthlichem Beisammensitzen in jeder Familie? Eine der schwersten Pflichten des gesellschaftlichen Lebens ist das Visitenmachen; man läßt sich stundenlang durch die Straßen schleppen, statt ruhig mit einem guten Buche zu Hause zu sitzen, und wird man irgendwo angenommen, so steht einem die Mühe bevor, nach einer Viertelstunde die Stufen wieder herabzusteigen, und der Geist fühlt sich wenig erfrischt durch eine Conversation vom Wetter und den Zuständen in Mittelitalien. Du langweilst die Leute ebenso wie sie Dich langweilen; — wärst Du wenigstens verheirathet, so könnten sie Dich fragen, wie es Deiner lieben Frau und den interessanten Kinderchen geht. So aber wird die Höflichkeit mit dem Worte „nicht zu Hause“ von allen ihren unerquicklichen Folgen befreit. Du triffst die Personen, die wir besuchen,

später in Gesellschaft, läßt Dich ihnen vorstellen, machst einen annuthigen Kragsfuß, sagst, daß Du die Ehre hast haben wollen, Deine Aufwartung zu machen, hörst, wie unendlich sie bedauern, die ihnen zugedachte Ehre nicht genossen zu haben, und die Sache ist abgemacht, ihr seid gute Bekannte und lächelt euch bei jeder Gelegenheit einen Gruß zu. — Aber jetzt wollen wir schweigen; wenn Du mich noch zwingst, bei dem Wagengerassel Reden zu halten, so laufe ich Gefahr, meine Stimme zu verlieren.“

Die Schlußempfehlung war überflüssig; Franz hatte bei der Erklärung seines Veters alle Lust zum Sprechen verloren. Unmuthig schaute er zum Wagensenster hinaus; Zweifel stiegen in ihm auf, ob er wohl daran gethan, in die Residenz zu kommen, ob sein warmes Herz die Kraft haben würde, die kalten Formen sich anzueignen, die das gesellschaftliche Leben ihm vorzuschreiben schien. Die Winterlandschaft in Entensfels schwebte ihm vor, und seine Mutter, die jetzt gewiß im grünen Eckzimmer an ihrer Häfelarbeit saß, mit seinem Hühnerhund zu ihren Füßen.

Die Kiste war schon in befriedigender Weise mit Bleistiftstrichen versehen, als der Wagen wieder hielt. „Hier werden wir gewiß angenommen“, sagte Fritz; „die Gräfin Langsalm macht sehr gern neue Bekanntschaften, und ich habe ihr gestern gesagt, daß ihr die Freude bevorsteht, Dich zu sehen.“ Der Diener kam auch wirklich bald zurück, riß die Wagenthür auf und rief: „Sehr angenehm.“

Die beiden jungen Leute stiegen in verschiedener Gemüthsstimmung die Treppe hinauf: Graf Fritz brummend, Baron Franz sehr zufrieden mit der Aussicht, endlich eine Bekanntschaft zu machen. Ein Diener in himmelblauer Livree mit silbernen Achselbändern führte sie durch zwei reich verzierte Zimmer, blieb an der Thür des dritten stehen und meldete: Graf Kronhelm, Baron Pöllenhäusen.

Franz fühlte sich beflommen, obgleich nichts besonders Imposantes sich seinen Blicken darbot. Die Gräfin war eine Frau von fünfzig Jahren, klein von Wuchs, mager, mit zwei in's Graue spielenden Locken, die sich an beiden Seiten des eingefallenen Gesichts der Länge nach anschmiegt; die sehr hellblauen Augen schauten ohne bestimmten Ausdruck unter einer Spitze hervor, die sich bis auf die Stirn verirrt hatte; weder Neugier noch Theilnahme sprach aus ihren Zügen; es war ihr auch wirklich vollkommen gleichgültig, ob sie einen neuen oder alten Bekannten vor sich hatte. Seitwärts am Fenster saß, mit einer Stickerie beschäftigt, ihre Tochter, ein hübsches, blühendes Mädchen von 18 bis 20 Jahren.

„Erlauben Sie mir, Frau Gräfin, Ihnen meinen Freund und Better Baron Pöllenhäusen vorzustellen“, sprach Fritz nach der ersten Verbeugung.

Die Dame antwortete in einer Art, die mit der Gleichgültigkeit, welche in ihrem ganzen Wesen lag, nicht

recht harmoniren wollte. „Es freut mich außerordentlich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Baron“, sagte sie sehr geläufig, ohne eine Miene zu verändern; „nehmen Sie Platz, meine Herren. Sind Sie schon lange in Dresden?“

„Ich bin vorigen Dinstag angekommen.“

„Vorigen Dinstag? So. Und werden wir lange das Vergnügen haben, Sie bei uns zu sehen?“

„Mein Plan ist, bis zum Frühjahr zu bleiben. Länger möchte ich meine Mama nicht allein lassen, und dann gehen auch die Arbeiten auf dem Felde wieder an.“

„Sie scheinen ein guter Sohn und guter Landwirth zu sein. Tanzen Sie auch?“

„O ja, ich tanze auch.“

Nach diesen Fragen und Antworten wandte sich die Gräfin zu Fritz und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, in das Franz keine Gelegenheit fand, einige Worte einzuflechten. Es war von Personen und Begebenheiten die Rede, die er nicht kannte. Seine Wangen glühten. Mit seiner Natürlichkeit war es aus; er schämte sich seiner stummen Rolle. Die junge Comtesse hatte von Zeit zu Zeit Theil genommen an dem Gespräch — „ich muß doch dem Mädchen auch etwas sagen“, dachte er; aber der Muth aufzustehen wollte ihm nicht gleich kommen; endlich räusperte er sich und stand auf den Füßen. Mit zwei Schritten war er vor der jungen Dame, die ruhigen

Blicks zu ihm hinaussah; es war ein hübscher, verständiger Blick, aber er verlor alle Fassung dabei; statt ein paar Worte hervorzubringen, beugte er sich über die Stiderei und ging stumm auf seinen Platz zurück.

Glücklicherweise stand Vetter Fritz in diesem Augenblicke auf, um sich zu empfehlen, und die Gräfin wandte sich zu Franz mit den Worten: „Graf Kronhelm hat mir einen wahren Freundschaftsdienst dadurch erwiesen, daß er Sie in mein Haus einführte. Ich habe mich recht herzlich gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Wenn Sie Vergnügen darin finden, was der Franzose mit dem Ausdrucke „la causerie au coin du feu“ bezeichnet und wofür wir kein passendes Wort haben, obgleich das Wesen der Sache eigentlich vorzugsweise uns gehört so sollen Sie mir immer willkommen sein, je öfter, um so besser.“ Fritz sprach, während Franz den Mund aufsperrte, und Beide entfernten sich.

Sie fuhren noch lange herum in der Stadt; der Kartenvorrath nahm bedeutend ab; Franz sprach kein Wort Endlich packte er seinen Vetter heftig am Arme und sagte:

„Weißt Du was, Fritz? Ich habe das Visitenmachen für's Erste satt.“

„Ich schon längst. Aber beruhige Dich, wir sind eben fertig.“

„Fertig oder nicht, es ist stupid, so herum zu tutschiren“.



„Ich will Dir etwas sagen, Franz; am stupidesten bist Du heute selbst gewesen. Was war das für eine Verlegenheit der Gräfin gegenüber? Wo blieb Deine Natürlichkeit? Warum läßt Du Dich so verblüffen? Glaubst Du, daß die Leute, die Du siehst und sehen wirst, mehr Verstand haben als Du? Sprich Du mir nicht mehr von Deiner Courage — zwei Damen gegenüber warst Du verloren, ich weiß nicht, wie es Dir in einer zahlreichen Gesellschaft ergehen wird.“

„Lasse uns etwas zu Fuß gehen.“

„In Gottes Namen. Bezahle den Wagen.“

Franz bezahlte und sie gingen die Johannisallee entlang. Nach einer Pause hielt er den Better Fritz auf und sagte: „Eins möchte ich doch noch wissen. Die Gräfin Langsalm hat über meinen Eintritt in ihr Haus eine so aufrichtige Freude an den Tag gelegt, daß ich den Empfang nicht meiner Liebenswürdigkeit allein zuschreiben kann. War ihre Herzlichkeit Dein Werk? Hast Du ihr gesagt, daß mehr in mir liegt, als ich im ersten Augenblicke von mir geben kann?“

Fritz lachte laut auf. „Du könntest Dich für Geld zeigen lassen, Franz! Hat sie Dich nicht gefragt, ob Du Tänzer bist?“

„Ja freilich.“

„In Dresden ist Mangel an Tänzern; verstehst Du mich?“

Franz schwieg. „Wir wollen im Victoriakeller speisen“, fuhr Fritz fort.

„Ich danke, ich habe um Eins an der Table d'Hôte gespeist.“

„Thut nichts, Du siehst zu, machst vielleicht Bekanntschaft von jungen Leuten. Du mußt Dich überall zeigen, wo die elegante Welt sich versammelt.“

Und Franz sah zu, wie Fritz mit vortrefflichem Appetit aß. Von Bekanntschaften machen war weiter nicht die Rede, da sie allein im Keller saßen. Fritz hob endlich die Sitzung mit den Worten auf: „Bezahle für mich, ich habe kein Geld bei mir.“ Die jungen Leute trennten sich.

Franz brachte den Abend einsam auf seinem Zimmer zu und grübelte über das Thema: „Wie kommt es, daß ich mich nicht heimisch fühle in der Residenz.“

* * *

Einige Tage später war Franz eben mit seiner Toilette beschäftigt, als Ruprecht mit den Worten hereintrat: „Der Herr Baron sind zu morgen Abend zu der Frau Gräfin Langsalm zum Thee eingeladen.“

Es war die erste Einladung, die ihm zukam; ihm schien, als wolle schon beim Empfang derselben die Verlegenheit sich seiner von Neuem bemächtigen. Aber sechs- unddreißig Stunden lagen noch vor ihm bis zum Eintritt

in den Salon, und er nahm sich vor, die Frist zu benutzen, um der kindischen Beklommenheit Herr zu werden. Ein sonderbares Gemisch von Empfindungen wogte ihm durch die Brust: oft wollte die Lust, nach Entenfels zurückzukehren, alles Uebrige verdrängen, und in solchen Momenten athmete er schneller — er sah sich, das doppel-läufige Gewehr auf der Schulter, mit seiner Diana die winterlichen Fluren durchstreifen, aber die aufstiegender Rebhühner lösten sich in Dunst auf; es erschien ihm wie eine Nothwendigkeit, in der Residenz zu bleiben; er mußte sich ja am Ende zu Hause fühlen in einer Gesellschaft, zu der er von Rechtswegen gehörte. Dabei kam es ihm vor, als fehle etwas in der Reihenfolge seiner Empfindungen, und hatte er sorgfältig in seinem Herzen herumgesucht, so war es die junge Comtesse Langsalm, die gerade in die Lücke hineinpaste.

Das Studium der Bildergalerie füllte seine Morgenstunden. Dresden bietet so unendlich viel, was das Herumtreiben des Müßiggängers zu einer wohl angewendeten Zeit macht.

So kam der bewußte Theeabend heran. Trotz aller Vorbereitung fuhr Franz mit klopfendem Herzen zu seinem Vetter, und fünf Minuten darauf folgte er diesem in die hellerleuchteten Räume der gräflichen Wohnung.

Die Gesellschaft bot einen freundlichen Anblick. Sehr zahlreich war sie nicht, da der Dezember in den deutschen

Hauptstädten noch nicht zu der wahren Wintersaison gehört. Etwa dreißig Damen und Herren saßen in kleineren und größeren Gruppen zusammen; die Toiletten bewiesen, daß die Eingeladenen über die Art der Abendgesellschaft nicht recht sicher gewesen waren: neben Kleidern, die hoch am Halse mit einem Spitzenbesatz endeten, glänzte manches Paar Schultern unbedeckt von neidischen Geweben — hin und wieder bligte sogar ein Diamant. In die Einförmigkeit unserer unseligen schwarzen Fracks brachten ein paar himmelblaue Kavalleristen einige Abwechslung.

Franz faßte sich ein Herz und ging kühnen Schrittes bis zur Wirthin des Hauses; dann schaute er sich nach Comtesse Mathilde um: sie saß hinter einer silbernen Theemaschine und versorgte mit vieler Grazie die Gäste mit dem aromatischen Getränk, zu dem sie eingeladen waren. Ein paar junge Leute leisteten ihr Gesellschaft und halfen scherzend. Franz näherte sich mit einem Gruß und wurde freundlich wieder begrüßt; Mathilde blickte ihn an, als erwarte sie eine Anrede; er hätte diesmal auch wirklich etwas gesagt, aber die beiden jungen Herren plauderten so laut weiter und nahmen so wenig Notiz von ihm, daß er die Erstlinge seiner Liebenswürdigkeit auf einen späteren Moment aufbewahrte.

Unverantwortlich war es vom Better Fritz, daß er nicht mit mehr Eifer das Vorstellen im Kreise herum

besorgte; Franz mußte sich ihn erst aus einem Winkel holen, in welchem er, von drei Krinolinen eingeschlossen, unter lebhaftem Gespräche seinen Thee schlürfte. „Du verdirbst mir den ganzen Abend“, sagte ihm Kronhelm; „es dauert zwei Stunden, ehe wir die Reihe durchmachen, da Du bei jeder Vorstellung mit Deiner neuen Bekanntschaft ein Stück Konversation machen mußt, während ich als Kornak hinter Dir stehen bleibe. Behalte wenigstens die Gesichter und den Namen, der zu jedem Gesichte gehört, sonst kannst Du die Grobheit begehen, bei einer anderen Gelegenheit Dich denselben Personen noch einmal vorstellen zu lassen.“ Fritz hätte besser gethan, gar nichts zu sagen; Franz spürte etwas wie Demüthigung bei seinen Worten.

Es fand sich übrigens, daß die Vorstellungszeremonie leichter war als er sich's gedacht. Er hatte es mit Leuten von Welt zu thun, die ihm mit dem freundlichsten Lächeln entgegenkamen und durch eine leicht hingeworfene Anrede die Hälfte der Verlegenheit ersparten. Mit der überraschendsten Mannigfaltigkeit der Satzstellung wurde von jedem neuen Bekannten die Frage an ihn gerichtet, wie lang er schon in Dresden sei, worauf er natürlich ohne besondere Anstrengung jedesmal dieselbe Antwort gab. Es ging ganz leicht. „Jetzt bist Du fertig,“ sagte Fritz endlich; „Du kannst von nun an auf Deinen eigenen Füßen weiter kommen.“

Die ganze Gesellschaft hatte sich in einem Salon zusammengedrängt; im Nebenzimmer saßen nur vier Herren bei einer Whistpartie. Franz ging einige Minuten in dem leeren Raum auf und nieder, um seinem Gedächtniß einzuprägen, wen er kennen gelernt, und faßte dann den Entschluß, die Tochter des Hauses anzureden. Aber Comtesse Mathilde wurde eben von allen Seiten gedrängt, sich an das Clavier zu setzen, und sie gab nach, ohne vorausgeschickt zu haben, daß sie heute nicht bei Stimme sei. Und daran hatte sie wohl gethan, denn sie war bei Stimme: mit einem herrlichen mezzo soprano sang sie ein halbes Duzend deutscher und italienischer Lieder. Franz gerieth dabei in eine Gemüthsstimmung, die ihn Alles vergessen machte: noch umstanden mehrere Herren und Damen die Sängerin, als er sich mit rücksichtsloser Gewalt durchdrängte, einen französischen Gesandtschafts-Attache gewaltsam bei Seite schob und dem jungen Mädchen mit nassem Auge die Hand drückte, indem er ihr zurief: „Sie haben famos gesungen!“ Mathilde lächelte ihn überrascht aber nicht ohne Wohlwollen an; Franz ging nach Hause.

Noch in derselben Nacht schrieb er seiner Mutter: „Wenn Du glaubst, daß ich Dir etwas Besonderes mitzutheilen habe, so irrst Du; die Geschichte meines Eintritts in die Welt ist so langweilig, daß kein Mensch sie lesen würde, wenn ich auch das Talent hätte sie zu er-

zählen. Das gesellschaftliche Treiben ist so glatt, daß die Einbildungskraft an gar nichts haften bleiben kann. Aber dennoch sehe ich wie durch einen Schleier, daß man so abgeschliffen sein muß, um in einem großen Kreise zu leben, sonst bliebe man an einander hängen und der Kreis käme in Unordnung. Aber es ist nicht genug, einen aristokratischen Namen zu führen, man muß das Treiben von Kindheit auf mit angesehen haben, um sich heimisch darin zu fühlen, sonst muß man als Mann seine Lehrjahre durchmachen und sich oft gedemüthigt fühlen, wie ich mich gedemüthigt fühle. Kann ich es den Leuten übel nehmen, daß sie mich übersehen? Sie brauchen mich nicht. Brauche ich sie aber? Das ist die Frage, und es ist mir, als wehe mir der Wind von Entensfels herüber die Antwort zu! Comtesse Mathilde will ich noch ein paar Mal singen hören, dann gehe ich nach Haus. Sie singt famos!"

* * *

So verflossen noch ein paar Wochen. Franz war äußerlich eingebürgert in der Gesellschaft — innerlich fühlte er sich ihr fremd. Mit den jungen Leuten ging es noch allenfals; Ruprecht hatte ihm sein Reitpferd aus Entensfels nach Dresden führen müssen, und wenn man einen tüchtigen Ritt zusammen gemacht hat in der frischen Winterluft, so bricht der Hufschlag der trabenden Kofse

das Eis. Aber den Damen gegenüber konnte Franz sein Gleichgewicht immer noch nicht finden; wollte er einmal geistreich sein, so war er sicher, eine Albernheit zu sagen, das fühlte er und konnte seine Befangenheit nicht los werden — sogar Mathilde, deren Gesellschaft er so oft als möglich, aber schweigend genoß, ahnte noch nichts von seinem Verstande.

Da fiel etwas vor, was vergleichsweise für dramatisch gelten konnte.

Franz erhielt eines Tages eine Einladung zur Tafel zum brasilianischen Gesandten. Er aß nicht ohne Appetit und setzte sich nach dem Diner mit in den Kreis der Gäste, die im Salon den Kaffee tranken. Da führte eine Bonne die Kinder des Gesandten herein, ein paar nette, schwarzäugige Knaben. Jemand von den Anwesenden hatte, in Erwartung dieses Intermezzos, ein Biscuit zu sich gesteckt — aber leider nur eins, und der Knaben waren zwei. Die Folge dieser mangelhaften Berechnung war, daß die Buben über einander herfielen und der Stärkere dem Schwächeren eine Ohrfeige gab. Der Beleidiger und der Beleidigte heulten und wurden von der Bonne hinaus geführt.

„O lassen sie uns die lieben Kinder doch noch ein wenig!“ rief eine der Damen des Kreises; „sie beruhigen sich gewiß gleich wieder.“

„Sie sind zu streng, Marquis“, fügte ein anderer

Gast hinzu; „man darf die Unarten der Jugend nicht unbedingt unterdrücken, um die Individualität nicht vollständig zu Grunde zu richten. Geht die Offenheit in dem Kinde verloren, so sind später die Fehler des Jünglings schwer zu entdecken.“

„Das ist einmal ein wahres Wort“, fiel Franz dem Herrn in die Rede; „mein Erzieher pflegte denselben Gedanken bildlich zu geben; er sagte, man müsse den Kindern nicht verbieten die Zunge zu zeigen, der Arzt habe nöthig sie zu sehen, um über den Zustand des Magens zu urtheilen.“

Niemand konnte sich des Lächelns enthalten bei der sinnreichen Bemerkung; es folgte eine Pause.

„Wie hieß ihr Erzieher, Baron Bollenhausen?“ fragte der Gast, den Franz unterbrochen.

„Tobias Emanuel Knothe.“

„Ich spreche hiermit meine Hochachtung für Herrn Tobias Emanuel Knothe aus.“

Eine unverkennbare Ironie lag in den Worten; Franz fühlte sie und erblaßte. Er sprang auf, faßte den Spötter krampfhaft bei der Hand und zog ihn mit sich fort in's Nebenzimmer. Drei oder vier Herren eilten ihm nach.

„Mein Herr“, rief Franz lauter, als je in dem Saale gesprochen worden war; „ich muß Ihnen sagen, daß ich kein großer Freund von schlechten Witzen bin.“

Haben sie die Absicht gehabt, sich über mich lustig zu machen?"

„Was fällt Ihnen ein, lieber Baron?“ erwiderte der Andere, „wie kommen Sie dazu, mir eine solche Scene in einem fremden Hause zu machen?“

„Wie war das gemeint, was Sie von meinem Erzieher Knothe sagten?“

„Ich habe meine Hochachtung für ihn ausgesprochen, weil unser Erziehungssystem dasselbe ist, sonst nichts!“

Die erste Hitze war vorüber; Franz fühlte, daß er der ganzen Gesellschaft lächerlich erscheinen mußte seinem Antagonisten gegenüber, der ganz ernsthaft behauptete, es ernsthaft gemeint zu haben. Ein Mal ist leichter zu fassen als ein solcher Mensch. Einen Augenblick kochte es noch in ihm auf bei dem Gedanken, ob es nicht zweckmäßig sei, dem Spötter einen Armleuchter mit den brennenden Kerzen an den Kopf zu werfen, — dann aber legte sich der Sturm — ein Skandal hätte die Sache nur noch schlimmer gemacht. Er ergriff einen falschen Hut und verschwand.

In der Nacht schrieb er seiner Mutter:

„Heute hat mir die Welt weh gethan; sie hat mir meinen ehrlichen Tobias Emanuel bespöttelt, der mich großgezogen. Könnte ich nur fort, ich thäte es. Was mich am meisten dabei ärgert ist, daß am Ende mehr in

mir steckt als in dem Spötter, und daß ich dennoch den Kürzeren gezogen. Aber so etwas sollte nur öfter vorkommen, dann würde ich meine Blödigkeit bald los werden. Nach Kampf und Sieg, wenn auch nur in Worten, wüchsen mir die Flügel. Der Erste, den ich tief unter mir sehen würde, brächte mich aus dem Dunkel an das Tageslicht. — Ich muß lachen über mein Ringen, wenn ich den Zweck in's Auge fasse: es soll ein Weltmann aus mir werden! Das Buch, das vor mir liegt, ist leicht zu verstehen, aber es geht mir damit wie einst mit der englischen Grammatik — die Aussprache ist schwierig und lernt sich nur durch Übung! **Es** ist eine langweilige Geschichte.'

Fritz bestimmte sich wenig um Franz. Die jungen Leute trafen sich größtentheils nur in der Gesellschaft. Der Diplomat behauptete, in den Morgenstunden zu sehr von dem ernstesten Treiben der Politik in Anspruch genommen zu sein, und sah dann aus als habe er eben einen Brief von dem Papst erhalten mit der inständigen Bitte um Erhaltung seiner weltlichen Macht.

An einem Vormittage begegneten sie sich auf der Brühl'schen Terasse.

„Nun, wie steht's mit Deiner Gemüthsstimmung?“ fragte Fritz. „Fängst Du an, Dich einzuleben?“

„**Es** geht so so“, erwiderte Franz. „Ich kann nur

noch nicht herausfinden, worin eigentlich das Vergnügen besteht, in der großen Welt zu leben.“

Fritz lachte. „Vergnügen! Warum denn immer Vergnügen? Das Leben überhaupt ist langweilig, und die einzige Pflicht, die Leute in unserer Stellung haben, ist, sich auf eine anständige Art zu langweilen. Man kann in der Gesellschaft nicht immer interessante, naturhistorische Abhandlungen vortragen. Man darf nicht Pedant sein. Du wirst mich zum Beispiel nie von Politik sprechen hören.“

„Du hast vielleicht Deine guten Gründe dafür“, bemerkte Franz absichtslos.

„Natürlich. Aber warte nur, jetzt fangen die großen Versammlungen an. Künftigen Montag ist Rout bei der Geheimrätthin von Weizenfeld.“

„Rout? Was ist das?“

„Du wirst schon sehen. Es ist eine der wohlthuendsten Erfindungen unseres Jahrhunderts. — Adieu, ich muß jetzt zum russischen Gesandten.“

Die Herren trennten sich.

Franz war gespannt auf den Montag, der nach dem nächsten Sonntag auch richtig eintraf. Der junge Mann war jetzt schon so weit, daß er sich nicht scheute, allein in einen Salon zu treten. Punkt halb neun Uhr fuhr er zu der Geheimrätthin. Der große Saal und mehrere anstoßende Zimmer waren festlich erleuchtet; es gingen

bis jetzt nur wenige Herren und Damen in halblautem Gespräch auf und nieder oder besahen sich die Bilder an der Wand oder die Albums auf den Tischen, die Frau vom Hause stand im ersten Zimmer und empfing die Eintretenden. Allmählig füllten sich die Räume. Zum Sitzen kamen nur wenige Bevorzugte: die meisten standen und sahen einander an als suchten sie nach einem Gegenstand zum Gespräch, oder drängten sich aus einem Gemach in das andere. Die Temperatur stieg auf eine beunruhigende Weise: schon perlte der Schweiß in hellen Tropfen auf mancher Stirn, über die sich, von diamantner Agraffe gehalten, ein Federnpaar in anmuthiger Wellenlinie herüber beugte. „Jetzt wird man wohl bald anfangen, sich zu amüsiren“, dachte Franz.

Es wurde so voll, daß die Bedienten nur mit unsäglicher Mühe Thee und Erfrischungen herumreichen konnten. Wer so unvorsichtig gewesen war, sich in einer Ecke von umfangreichen Damentoiletten verbarricadiren zu lassen, bekam nichts. Franz erwischte mit einiger Anstrengung ein Glas Limonade, aber tröstete sich mit dem Gedanken: „jetzt fängt man doch gewiß bald an sich zu amüsiren.“

Er merkte auch wirklich nach einer Stunde, daß das Gedränge lichter wurde. Er konnte, ohne Gefahr den Leuten auf die Füße zu treten, in's Nebenzimmer kommen, und stieß hier auf seinen Vetter Fritz. „Wann fängt

denn der Rout an?“ fragte er ihn leise. Fritz blickte überrascht auf.

„Hast Du noch nicht genug?“ rief er lachend.

„Das Gedränge bin ich satt, aber der Rout, der Rout!“

„Kostbarer Landedelmann, Du bist ja mitten drin.“

„Das ist ein Rout?“

„Ja freilich!“

„Daß man seinem Nebenmenschen den Ellbogen in die Rippen drückt?“

„Ja.“

„Daß man sich nicht einmal auf fünf Minuten hinsetzt, um ein vernünftiges Wort zu reden?“

„Versteht sich.“

„Nimm mir nicht übel, Fritz, das ist ein kuriozes Vergnügen!“

„Wer will sich denn amüsiren in des Teufels Namen? Der Wirth oder die Wirthin des Hauses seufzt über die Nothwendigkeit, einen Rout zu geben, um alle genossenen Einladungen mit einem Mal zu erwidern; die Leute wissen, daß Du Dich langweilen wirst, sie wissen, daß Du weißt, daß sie sich selbst dabei langweilen, und es geschieht doch. Aber anständig ist es im höchsten Grade; einen Rout findest Du nur in den höheren Kreisen; tanzen kannst Du überall, auch in der Kneipe, aber einen

Rout macht der großen Welt Niemand nach, dafür ist sie sicher!"

Franz ärgerte sich und ging nach Hause. Er hatte nicht einmal Comtesse Mathilde grüßen können.

* * *

Einige Tage später war Ball bei dem Grafen Zypsilon. Auf den mit Teppichen belegten Stufen standen Blumen und galonnirte Diener; aus einer Gruppe duftender tropischer Gewächse warf ein großer Spiegel den Ankommenden ihr Bild entgegen und erlaubte eine letzte Prüfung, ob die Spigen, Federn und weißen Halstücher in Ordnung geblieben. Die Livree drängte sich mit Thee und Backwerk durch die Menge; die Spieltische waren mit eifrigen Whistfreunden besetzt; aus dem Tanzsaal tönte Musik.

Franz sah feierlich aus mit seiner großen Schleife unter dem Kinn. Spähenden Blickes bahnte er sich einen Weg durch die hin- und herwogenden Gäste und fand endlich was er suchte: Comtesse Mathilde. Sie tanzten eine Française zusammen und die Unterhaltung ging recht gut. Franz sprach von den beiden Falben der Gräfin Langsalm und sagte: „Wenn Sie nicht einen besseren Kutscher finden, so gehen Ihnen die Thiere einmal durch.“ Mathilde dankte für die freundliche Sorge um ihre Sicher-

heit, und gewährte zum Schluß ihrem Tänzer den Cotillon, um den er sie hat.

Franz war in schwärmerischer Aufregung nach diesem Tanz; er setzte sich, von Whistspielern halb versteckt, in eine Ecke, warf ein Bein über das andere und schlenkerte mit dem schwebenden Beine in der Luft; der Kopf stützte sich an die Wand hinter ihm; der Blick schien ein Rosenbouquet an der Decke zu studiren. In dieser Stellung blieb er, bis der Cotillon ihn zurück in die Reihen der Tanzenden rief.

„Haben Sie schon auf dem Lande gelebt, Comtesse?“ fragte er, nachdem er zweimal mit seiner Tänzerin wie im Wirbelwind den Saal umkreist.

„Wir bringen gewöhnlich den Sommer auf unserem Schlosse zu,“ antwortete Mathilde.

„Aber der Herbst und der Winter — können Sie sich einen Winter auf dem Lande denken?“

„Aufrichtig gesagt — nein! Ich stelle mir die raube Jahreszeit in der ländlichen Einsamkeit sehr prosaisch vor.“

„Prosaisch? Gott bewahre! Alles ist poetisch, wenn wir die Empfänglichkeit für Poesie in uns fühlen. Wenn den ganzen Tag über der Regen reichlich von der eiförmigen dunkelgrauen Decke herabgeflossen und der hinausweisende Blick nichts gesehen hatte als einige Knechte und Mägde, die hochaufgeschürzt von einem Wirthschaftsgebäude zum andern durch den Koth waten, und einige

nasse Jagdhunde, die sich an die Mauer drängen, um sich vor Nässe zu schützen — dann kommt der Abend, und es wird einem wunderbar zu Muth! Aus dem Regen wird Schnee; die Erde kleidet sich weiß; Gestalten scheinen sich in dem durchsichtigen Dunkel zu bewegen; je ärger das Unwetter draußen, desto freundlicher werden die Bilder in der Seele; ist nichts deutlich in der Außenwelt, so macht die Rückerinnerung mit doppelter Macht ihre Rechte geltend. Während im Kamin der Sturm heult, sitzt es sich gemüthlich am Feuer; von den Rückerinnerungen gehen Herz und Geist zur Gegenwart über, und gesellen sich dann Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft dazu, o so malt die Phantasie dieselbe gerade an einem solchen Abende in den rosigsten Farben!“

„Ich kann Ihre Liebhaberei für schlechtes Wetter nicht theilen“, unterbrach Mathilde den Begeisterten; „die Reihe ist an uns.“

Sie walzten wieder und noch mehrere Mal; die Zwischenräume füllte Franz, über den plötzlich der Geist der Beredsamkeit gekommen, mit mannigfaltigen Schilderungen des Landlebens bei Mond- und Sonnenschein. Er hatte eine so lebendige Frische des Gemüths, daß es ihm unmöglich schien, ein weibliches Wesen könne anders fühlen, und als der Cotillon zu Ende war, blieb die Ueberzeugung in ihm, ihre Seelen hätten geschwelgt in vollkommenem Einklang. Er drückte seiner Tänzerin leicht

die Hand und sie trennten sich. „Sie hat mich verstanden,“ rief Franz bei sich; „sie weiß, warum ich ihr das Leben auf dem Lande so freundlich geschildert; sie weiß, daß ich mir das Leben mit ihr in der Einsamkeit gedacht. Sie mag das schlechte Wetter nicht, aber es ist ja viel häufiger gut als schlecht. Ich habe am Ende auch das gute Wetter lieber. Das ist ganz natürlich.“

In der Nacht schrieb er seiner Mutter:

„Ich mache es wie der Vater, der Dich einst aus Dresden geholt. Ich bringe Dir auch eine Schwiegertochter aus Dresden mit. Unsere Seelen haben sich gefunden — wünsche mir Glück!“

* * *

Am andern Morgen sah Franz ernst aus. Er kleidete sich sorgfältiger als je und ging dann unschlüssig im Zimmer auf und nieder. Ruprecht stand an der Thüre mit dem Hut und den Handschuhen seines Herrn.

„Sieh mich an, Ruprecht“, sagte Franz nach langem Schweigen, „findest Du eine Veränderung an mir?“

Der Diener trat näher und schaute seinem Herrn aufmerksam in's Gesicht: „Der gnädige Herr haben ein Blütchen an der Nase“, sagte er nach sorgfältiger Prüfung.

„Armseliger Mensch!“ brummte Franz vor sich hin;

„den Seelenkampf kann er nicht aus den Zügen herauslesen. Aber es ist gut, wenn nichts verräth was in meinem Inneren vorgeht. Ernst und ruhig muß der Schritt gethan sein, den ich thun will.“ Er trat noch einmal vor den Spiegel, überzeugte sich, daß Ruprecht gefaselt hatte und ging.

Franz stieg die Stufen zur gräßlich-langsalmschen Wohnung hinauf und zog die Klingel.

„Ist die Frau Gräfin zu Hause?“ fragte er den Diener.

„Die Frau Gräfin ist noch nicht angekleidet“, war die Antwort. Und diese Antwort hätte Franz erwarten können; es schlug draußen halb zwölf. Er stand eine Zeitlang unschlüssig da, fuhr dann mit zwei Fingern in die Westentasche und gab dem Diener einen Thaler.

„Sagen Sie nichts davon, daß ich da gewesen, ich komme wieder“, sprach er.

Der Diener steckte den Thaler ein und versprach zu schweigen.

Wie aber nun die Zeit tödten bis zu einer passenden Stunde? Franz las den Kladderadatsch im Café français, den dresdner Anzeiger auf der Brühl'schen Terrasse und die Kreuz-Zeitung bei Trepp am Altmarkt, aber so schnell, daß er mit Inbegriff der Promenaden in anderthalb Stunden damit fertig war; einige Austern bei Bösch halfen ihm noch über eine halbe Stunde hin-

weg; um halb zwei klingelte er wieder bei der Gräfin. Dießmal wurde er empfangen; Mutter und Tochter saßen beisammen bei einer Tasse Bouillon, und luden ihn freundlich ein, Platz zu nehmen.

„Sie wollen sich überzeugen, wie es mit unseren Kräften steht nach dem gestrigen Valle, Herr Baron“, fing die Frau Mama an; „Sie sehen, wir kommen der hinfälligen menschlichen Natur mit etwas Fleischbrühe zu Hülfe.“

„Man merkt Comtesse Mathilde keine Ermüdung an, sie blüht wie eine Rose!“ entgegnete Franz und warf dem jungen Mädchen einen bedeutenden Blick zu.

„Nun, was sagen Sie zu unserem Residenzleben“, fuhr die Gräfin fort; haben Sie sich gewöhnt an das bunte Treiben?“

Franz mißhandelte seinen Gut zwischen den Knien; hätten die Blicke der Damen nicht dem Untertauchen der gerösteten Brodschnittchen folgen müssen, wie hätten seine Aufregung bemerkt.

„An das Schöne gewöhnt man sich bald“, brachte er endlich vor; „aber meinem lieben Landleben werde ich doch nicht untreu. Nur wird mir in Zukunft die Einsamkeit weniger angenehm sein. Ich muß dafür sorgen, daß unser Familienkreis wenigstens um eine Person vergrößert wird. Noch eine Person möchte ich mitnehmen.“ Das Wort „Eine“ wurde natürlich stark betont.

Die Gräfin klingelte, ein Diener trat herein. „Joseph, bringen Sie mir meine Tabaksdose“, sagte sie.

„Sie liegt ja vor Ihnen, liebe Mama!“ rief Mathilde hell auflachend. Die Gräfin lachte mit und sagte dann: „Wenn die Faschingsfreuden noch lange dauern, so werde ich am Ende ganz konfus. — Glauben Sie nicht, Baron Bollenhausen, daß ich immer schnupfe — es geschieht nur nach einer durchschwärmten Nacht.“

Die Lippen des jungen Mannes zuckten vor innerer Bewegung; die Einleitung war ihm so herrlich geglückt, er war so hübsch im Schwunge gewesen — die verdammte Tabaksdosengeschichte zerriß ihm plötzlich den Faden. Schweißtropfen traten ihm auf die Stirne, er laborirte an dem Entschlusse, mit der Thür in's Haus zu fallen.

„Haben Sie noch nicht daran gedacht, daß Sie die Mutter eines Sohnes werden können?“ fuhr er endlich die Gräfin an.

Es entstand eine Pause. Mit einem höchst komischen Ausdrucke von Ueberraschung im Gesicht sah Frau von Langsalm Franz starr an; sie hatte noch immer nicht verstanden. „Sie vergessen, daß ich Wittwe bin, Baron“, antwortete sie endlich, „und überdieß sind in meinem Alter dergleichen glückliche Ereignisse äußerst selten.“

Mathilde aber war ein Licht ausgegangen bei der sonderbar stylisirten Frage: einen Augenblick fesselte die Ueberraschung sie an ihren Platz, dann sprang sie auf,

sagte ihrer Mutter einige Worte in's Ohr, und eilte mit hochrothen Wangen aus dem Zimmer.

Franz saß da mit halboffenem Munde und stierte die Gräfin an; seine Verlegenheit grenzte an Verzweiflung. Aber auch, wenn er seiner fünf Sinne mächtig gewesen wäre, hätte er in den Zügen der alten Welt dame schwerlich etwas von der veränderten Richtung entdeckt, die ihre Gedanken genommen. „Ich habe Sie recht gut verstanden, lieber Baron“, fuhr sie nach der Unterbrechung fort, die kaum eine halbe Minute gedauert hatte; „Sie haben eine zarte Anspielung darauf gemacht, daß die Zeit einmal kommen müßte, wo ich meine Mathilde verheirathen würde. In Gegenwart des Kindes habe ich nicht davon sprechen wollen. Denn Mathilde ist noch ein Kind und denkt an dergleichen nicht. — Haben Sie gute Nachrichten von Ihrer Frau Mutter?“ —

Was er auf die liebevolle Erkundigung geantwortet und wie er die Treppe heruntergekommen, wußte Franz nicht, als er wieder in seinem Zimmer stand; Ruprecht sah ihn an, als wäre diesmal wirklich eine Veränderung an seinem Herrn zu bemerken. „Packe ein, wir reisen ab!“ rief ihm dieser zu; „aber saddle mir erst mein Pferd — ich muß hinaus in's Freie!“ — Eine Viertelstunde darauf jagte Franz in polizeiwidrigem Galopp durch die Straßen und zur Stadt hinaus.

* * *

Wäre es uns vergönnt gewesen, den jungen Mann auf dem Ritt zu begleiten. so hätten wir ihm gesagt: „Lieber Baron, warum diese Eile, die Ihnen einen Thaler zehn Neugroschen Strafe zuziehen kann? Eine Lage wie die Ihrige läßt sich nur beurtheilen, wenn man sie ruhig in's Auge faßt. Sie sind von der großen Welt nicht besonders ausgezeichnet worden, und das ist ganz natürlich: Sie waren langweilig, und das verzeiht sie nicht, die große Welt. Sie werden mir sagen: wo sind denn die vielen amüsanten Leute? Ganz richtig, es giebt ihrer unaussprechlich wenige, aber sie haben alle einen ausgesprochenen Character, einen gewissen Stempel, der Ihnen abgeht. Suchen Sie sich einen solchen Stempel aufzudrücken, und es wird Ihnen wohl gehen und Sie werden lange leben in der Gesellschaft. Mein Rath wäre, Sie gingen jetzt auf Reisen und kämen etwa in einem Jahre zurück; Sie hätten bis dahin Ihr Fiasco verdaut, hätten mit angesehen, wie die Leute anderswo leben, und kämen mit einem gewissen Selbstgeföhle heim. Sie sind nicht ohne äußerliche Vorzüge — wer weiß was geschehen würde in einem Jahre mit der Comtesse Mathilde. — Schön wäre es, wenn Sie vor Ihrem plözlichen Abtreten von der Scene irgend ein brillantes Abenteuer haben könnten, wenn man Ihr Verschwinden besprechen müßte, dann wäre der Erfolg Ihres Wiederauftretens so gut als gesichert!“ —

Und siehe — der Himmel begünstigte den verzweifelten Baron: er hatte ein solches Abenteuer.

Franz war in demselben rasenden Galopp zum pirnaischen Schlage hinausgejagt, durch den großen königlichen Garten, dann links nach Blasewitz, dann rechts nach Strehlen und setzte endlich sein schaumbedecktes Pferd in ruhigeren Gang als die Stadt wieder vor ihm lag. Da traf das Gerassel eines mit Windeseile über das Straßenpflaster rollenden Wagens sein Ohr, die Spaziergänger stoben erschreckt auseinander, ein gellender Schrei tönte durch den Lärm, und von der Bürgerwiese kommend, raste ein durchgegangenes Gespann durch den Dohna'schen Schlag. Franz erkannte die beiden Falben der Gräfin Langsalm. Das Herz schlug ihm hörbar im Busen, er erblaßte, aber ein kühner, männlicher Entschluß strahlte aus den Augen. „Geh' ich auf den Lauf dabei, so ahnt sie, daß ich sie geliebt“, fuhr es ihm durch das Gehirn. Krampfhaft packte er die Zügel seines Pferdes und erhielt es trampelnd und häumend an einer Stelle, während er ihm die Weichen mit den Sporen bearbeitete, und in demselben Moment, wo die Falben drei Schritte von dem Reiter stuzten vor dem unerwarteten Hinderniß, fielen Roß und Reiter mit gewaltigem Sprunge mitten in das Gespann hinein, daß die drei Pferde in wirrem Haufen zusammen lagen und Diener und Kutscher, von dem plötzlichen Zusammenstoß aus dem Gleich-

gewicht gebracht, von ihrem Sitz geschleudert wurden.

Franz hatte mit kaltblütiger Berechnung während des Sprunges die Zügel fallen lassen, er hielt sich einen Augenblick schwebend an dem Tritte des Kutschbockes und war dann mit zwei Sägen aus dem Bereiche der auf dem Boden um sich schlagenden Thiere. Ohne sich mit einem Blicke zu überzeugen, ob sich sein Brauner die Deichsel in den Leib gerannt oder nicht, ging er grüßend an den Damen vorüber der Stadt zu; viele Hände waren den Halbhohnmächtigen zu Hülfe geeilt, sie brauchten ihn nicht länger.

Franz verließ Dresden an demselben Tage — hoffentlich um über Jahr und Tag wieder zu kommen!

Ein Gespräch auf der Eisenbahn.

Den 17. September vorigen Jahres ließ ich mich am späten Abend in Frankfurt in einen Eisenbahnwagen sperren, mit der Aussicht, die Nacht über drin zu bleiben. Ich reiste nämlich über Leipzig nach Dresden, wo ich erst am folgenden Morgen eintreffen konnte.

Die Einrichtung mit dem Lämpchen oben an der Decke ist im höchsten Grade lästig für den, der gern im Dunkeln schläft, hat aber den Vortheil, daß man beim Einsteigen nicht Gefahr läuft, den vorher Eingestiegenen auf die Füße zu treten. Und das hätte ich mir ohne Beleuchtung hier unfehlbar zu Schulden kommen lassen. Hart an der Wagenthüre streckten sich zwei Beine quer über meinen Weg. Der Eigenthümer derselben hatte sich schon zur Nachtruhe zurecht gelegt. Die andere Ecke nahm eine Dame ein, von der in dem Halbdunkel nichts mehr zu sehen war, als daß sie eine geschmackvolle Reisetoylette trug. Da sonst Niemand im Wagen saß, nahm ich den

Mittelpfad gegenüber in Besitz; wir konnten auf diese Weise alle drei uns jede beliebige Stellung geben, ohne von den Gliedmaßen eines vis-à-vis gehindert zu sein, und in tiefem Schweigen rollten wir dahin. Ob die Nacht sternhell war, weiß ich nicht; auch vom Mondschein kann ich nichts melden.

Ich mochte einige Stunden geschlafen haben, als ein Stoß an das Fenster mich weckte. Hinter einem Teller mit Butterbrod schaute ein verschlafenes Kellnergesicht herein, von dem ersten bescheidenen Dämmerlicht des nahenden Morgens nothdürftig erhellt. Niemand von uns nahm Notiz von dieser Lockspeise, aber die Störung hätte eine härtere Strafe verdient als stumme Verachtung; mit dem Schlafen war es aus; nach einigen vergeblichen Versuchen setzte ich mich aufrecht, schob meine Reisemütze aus der desperaten Lage, in die das Hin- und Herrutschen auf den Sammetpolstern sie versetzt, und beschloß, mein Tagewerk mit einer stillen Betrachtung der Telegraphenstangen am Wege zu beginnen. Im Inneren unseres Kerkers herrschte noch so tiefe Dämmerung, daß ich die Beobachtungen über meine Reisegefährten verschieben mußte.

Bald aber fingen auch diese an, sich zu regen.

Der Mann nahm sein schwarzes Sammetkappchen vom Kopf und legte es, sorgfältig zusammengeschlagen, in eine Reisetasche, nachdem er einen geschmeidigen wei-

ßen Filzhut aufgesetzt. Das allmählig heller werdende Tageslicht gewährte mir den Anblick eines geistreichen Gesichts, dem die Erfahrungen von etwa vier- bis acht- undfünfzig Jahren den Stempel ruhigen Selbstbewußtseins aufgedrückt. Die ganze Erscheinung war die eines Mitglieds der feinsten Gesellschaft. Unsere Blicke begegneten sich wiederholt: nach einer Viertelstunde, in welcher wir nicht eine Silbe gewechselt, war es, als fühlten wir gegenseitig, daß wir zu einander paßten. Wer viel auf Reisen gewesen, wird gewiß in seiner Rückerinnerung Beispiele einer solchen lautlosen Sympathie wiederfinden, und sich nicht wundern, daß trotz unseres Schweigens sich eine Art Einverständnis zwischen uns bildete. Mit kaum bemerkbarem Lächeln und vortrefflichem Mienenspiel lenkte der Alte meine Aufmerksamkeit auf unsere ebenfalls stumme Reisegefährtin.

Seit dem Moment wo es hell geworden, hatte diese ihr Antlitz unter einem doppelten schwarzen Schleier verhüllt, dessen vielfach verschlungene Blumen und Arabesken die Züge vollkommen unsichtbar machten. Von der Müdigkeit in Folge einer un bequem zugebrachten Nacht überwältigt, stützte sie die Füße auf den Sitz ihr gegenüber, was sie oft zwang, das grauseidene Kleid gewaltsam niederzudrücken, wenn die widerspännstige Krinoline in ihrer elastischen Rücksichtslosigkeit mehr als die niedlichen Bottinen sehen zu lassen drohte. Diese mit einiger

Regelmäßigkeit wiederkehrende Bewegung war auch das einzige Lebenszeichen, das unsere Dame uns zum Besten gab; sie sank immer gleich wieder in ihre Ecke zurück, und ich dachte noch darüber nach, was dem Beobachter in der andern Ecke so aufgefallen sein mochte, als ein Schaffner die Wagenthüre aufriß und das Wort „Leipzig“ zu uns hereinschrie. Ein Diener in Livree half der Dame aus dem Wagen und sie verschwand im Gedränge ohne meine Neugierde befriedigt zu haben.

Mit dem weißen Filzhut ging es mir besser. Als ich nach kurzer Frist, die ich gewissenhaft dazu benutzt hatte, den Gliedern einige Geschmeidigkeit zu geben, einstieg, um weiter nach Dresden zu reisen, fand ich ihn wieder.

„Sie bleiben auch nicht in Leipzig?“ fragte er. Auf Logik wird zwischen Reisenden wenig gehalten, wenn es darauf ankommt ein Gespräch anzuknüpfen. Hätte ich in Leipzig bleiben wollen, so wäre ich nicht in den Wagen gestiegen.

„Wie Sie sehen“, war meine Antwort.

„Diesmal sitzen wir allein“, fuhr er fort; „hoffentlich haben Sie nichts dagegen, wenn ich eine Cigarre anzünde?“

„Ich wollte eben dieselbe Frage an Sie richten“, erwiderte ich, und einen Augenblick später zogen zwei Rauchwölkchen in Schlangenwindungen zum Fenster hinaus.

Nach den ersten paar Minuten, die wir der Rück-
erinnerung an die verflossene Nacht gewidmet, fiel mir
natürlich unsere Reisegefährtin wieder ein. „Wenn ich
Ihre kaum merklichen Winke recht verstanden“, sagte ich,
„so war Ihre Absicht, die Dame meiner besonderen Auf-
merksamkeit zu empfehlen. Ich muß aber gestehen, daß
mir nichts an ihr aufgefallen ist.“

„Das kann ich mir denken“, erwiderte der Alte
lächelnd; „ich hatte vergessen, daß Sie erst im Augen-
blick der Abreise von Frankfurt sich uns zugesellt. Ich
aber war zwanzig Minuten im Wartesaal mit der Dame
zusammen gewesen, und hatte in ihr einen würdigen
Gegenstand für mein Lieblingsstudium gefunden. Sie
gehörte nämlich offenbar zu der nicht geringen Zahl von
Frauen, deren Alter man nicht errathen kann, und die
sich alle erdenkliche Mühe geben, ihren Taufschein in tiefes
Dunkel zu hüllen. Wenn man sich schon seit sechzig Jah-
ren in der menschlichen Gesellschaft herumtreibt, so merkt
man so etwas gleich — an gewissen Bewegungen, an
gewissen unschuldigen Handgriffen, an hundert Kleinig-
keiten, die kaum mit Worten zu bezeichnen sind. Ich
konnte daher heute früh ein Gefühl innerer Befriedigung
nicht unterdrücken, als ich sah, mit welcher Sorgfalt unsere
Mitreisende ihren doppelten Schleier vor das Gesicht zog,
als die liebe Dämmerung drohte dem Tage Platz zu
machen. Ich bin ein geselliger Kauz und genieße meine

Eindrücke nicht gern allein, darum suchte ich unbekannter Weise Sie durch einen leisen Wink zur Theilnahme an meinem Genuß einzuladen."

„Der Zweck war verfehlt, ich habe leider nichts gegossen."

„Ein Beweis, daß Sie bei dem Studium des schönen Geschlechts noch nicht bis zu diesem interessanten Punkt gelangt sind. Wenn eine Frau die Jugend hinter sich hat und diesen Umstand verbergen will, so ist der verrätherischste Moment der des Erwachens, besonders nach einer unvollständigen Nachtruhe. Die Fältchen und Falten in der Haut treten dann mit besonderer Unverschämtheit hervor; darum der doppelte Schleier unserer Unbekannten."

„Man kann leider nicht ewig jung bleiben", schaltete ich ein.

„Ganz richtig, die Männer eben so wenig als die Frauen. Für den Mann aber ist das Altwerden ein Glück."

„Ein Glück?"

„Ja, ein Glück, wenn er es nur von dem rechten Gesichtspunkte betrachtet. In der Jugend hat Alles nur den Werth des augenblicklichen Genusses; für den glücklichen und glücklich begabten Jüngling ist das Leben eine bunte Reihe wechselnder Empfindungen; kommt aber die Zeit, wo die ersten grauen Haare uns andeuten, daß der

Sommer Anstalten macht Abschied zu nehmen, dann entsteht die wahre Freude am Leben, dann ist es nicht mehr der flüchtige Rausch des Augenblicks, der uns beglückt — unsere Umgebung bietet uns unendlich viel mehr, als früher! Alles gewinnt eine tiefe Bedeutung für uns. Sehe ich ein liebendes Paar, so gedanke ich der Zeit, wo auch mein Herz so voll und warm war vom Sonnenschein erwiedeter Liebe und die Rückerinnerung macht es voll und warm wie damals; wem seitdem Kinder emporgewachsen, der wendet seine Gedanken mit grenzenloser Dankbarkeit zu Gott, und voller und wärmer als je wird es ihm in der Brust. Sehe ich ein Fest, wo die Jugend lustig ist und tanzt und jubelt, so jubele ich mit — aber ohne zu tanzen, weil die Füße nicht mehr recht kapitel-fest sind — und freue mich des tollen Treibens, weil es mir mein eigenes Bild vor die Seele führt, und Heiteres aus der Vergangenheit mich heiter macht, wenn auch die Wehmuth bisweilen das Wasser in die Augen drängt, ich weiß nicht warum. Es giebt eine Art Wehmuth, die der Freude liebevoll die Hand reicht. Ist draußen der Himmel in herbstliches Grau gehüllt und will mich der Mißmuth beschleichen, daß es mit der Jagd nicht mehr fort will wie früher, so schließe ich die Augen und nenne still die Namen von Städten und Ländern, die ich durchreist — und siehe! — ein Panorama entrollt sich vor dem inneren Blick, schöner als die Wirklichkeit,

denn man stößt sich dabei die Füße nicht wund, verliert den Athem nicht beim Erklimmen der Berge, und merkt nichts von Seekrankheit trotz Sturm und Wellenschlag. Und meine alten Lieblingschriftsteller lese ich mit doppeltem Genuß — neben der Freude, die ich heute an ihnen habe, taucht die Erinnerung in mir auf, wie ich sie einst gelesen, wie ich einst ihren Sinn aufgefaßt: neben der heiseren Stimme des Greises lispelt die Stimme des Jünglings wie aus weiter Ferne, und läßt mich die Gegenwart kalt, macht mich die Rück Erinnerung wieder warm. Lebe ich noch lang, so kommt vielleicht eine Zeit, wo ich mich abgestumpft fühlen werde für dieses Glück; so lang aber die Intelligenz sich noch in mir regt, vertausche ich meine stillen Freuden nicht gegen die Freuden der Jugend. — — Und sehe ich Jemand zu Grabe tragen, so folgen auch dem Dahingeshiedenen meine Gedanken. Der Todte wird mein Freund, der mich vorbereitet auf meine eigene letzte Reise, und mich daran erinnert, daß außer Vergangenheit und Gegenwart uns Gott auch noch die Gewißheit einer Zukunft schenkte, daß nach dem redlichen Genuß des Erdenlebens wir da oben wiederfinden sollen was von uns schied.“

Die lange Rede meines Reisegefährten kam mir sehr unerwartet; sie machte mir einen eigenthümlichen Eindruck. Das Rassel und Klappern des Bahnzuges war keine passende Begleitung zu einem solchen Erguß, obgleich der

Alte durch keine besondere Betonung seinen Worten eine schwunghafte Geltung zu verschaffen suchte. Die Sätze flossen bis zum Punkt in ganz einfacher Weise fort; es war, als ob das Herz nichts zu thun hätte mit der Meinungsäußerung.

Ich saß eine Weile schweigend da. „Auf diese Weise wäre freilich das Altwerden ein Glück“, bemerkte ich endlich, „und die Lebensphilosophie, die in Ihrer Anschauung liegt, ist gewiß jedem Greise zu empfehlen. Ein Traumleben, welches das äußere Leben auf Schritt und Tritt begleitet, muß über manches Peinliche hinüberhelfen, kann manche Freude verdoppeln. Ich sehe aber nicht ein, warum die Frau nicht auf dieselbe Art in vorgerückten Jahren ihr Dasein genießen sollte; auch sie könnte ja bei jeder Gelegenheit eine Rückerinnerung zum Genuß der Gegenwart fügen und nach dem von Ihnen vorgeschriebenen Recept doppelt glücklich sein!“

„Warum nicht?“ erwiderte der Alte; „sie könnte es gewiß, aber die weibliche Natur ist schwach und wird selten beharrlich fortzufahren suchen, Vergangenheit und Gegenwart in ununterbrochener Beziehung zu einander zu erhalten. Schauen Sie um sich, Sie werden sehen, daß sehr viele Frauen die Grenzen der zweiten und dritten Jugend so weit als möglich hinauschieben und vom Schauplatz abtreten, wenn auch diese dahin ist.“

„Sie sind zu streng“, fuhr ich auf. „Daß die Frau

sich schwer von ihrer Jugend trennt ist ganz natürlich. Bedenken Sie, welche göttliche Poesie in der Erscheinung eines jugendlichen weiblichen Wesens liegt, wie glücklich es beglückend ist, wie werth die Frau die Gottesgabe der Schönheit und Anmuth halten muß, die Alles, was sie umgiebt, zu unwillkürlicher Huldigung zwingt. Sie weiß, daß sie das Entgegenkommen der Menge nicht den Schätzen ihrer Seele allein verdankt, daß der erste Eindruck den Weg bahnt zur Annäherung. Wie soll da das Welken der Rosen nicht schmerzliche Empfindungen hervorrufen, wie soll die Frau nicht jung sein wollen, so lang es irgend möglich ist!“

Der Alte trommelte ungeduldig mit allen zehn Fingern auf den Knieen und rief, als ich schwieg: „Nun, ja doch, ja, ich gebe es zu. Ich thue noch mehr. Die Frau lebt sich so fest ein in ihre Jugend, daß es ihr am Ende vorkommt, als müsse sie ewig dauern. Ich gebe daher Zeit, sich allmählig zu gewöhnen an das Altwerden, ich gebe ihr zehn Jahre, von 36 bis 46, dann aber soll sie gestehen: es ist vorbei; und hat sie sich frisch erhalten, so bestehe ihre unschuldige Koketterie darin, zu sagen: seht, wie ich noch aussehe mit meinen 46 Jahren! Sie soll meinethalben dann auch noch rosa und himmelblau tragen, ich habe nichts dagegen.“

Ich gebe hier nur die Quintessenz unserer Unterhaltung wieder, die, in schroffen Gegensätzen von dem

Burlesken in's Sentimentale überspringend, zu manchen lang ausgezogenen Abschweifungen Anlaß gegeben hatte. Der Zug hielt in Piesä, und es wurden uns zehn Minuten gewährt, um dem Wagen einige Unterstützung zukommen zu lassen. Kaum aber saßen wir nach genossenem sächsischen Kaffee wieder im Wagen, als ich versuchte, den zerrissenen Faden des Gesprächs von Neuem anzuknüpfen.

„Sie sollten öffentliche Vorlesungen zum Nutzen und Frommen der Frauenwelt über den Gegenstand halten“, sagte ich lächelnd, als das Pfeifen der weiterrollenden Locomotive aufgehört hatte uns in den Ohren zu gellen; „vielleicht würden Sie Ihre Zuhörerinnen so weit bringen ihr Alter offen einzugestehen.“

„Oeffentlich habe ich noch nicht gesprochen“, erwiderte mein Reisegefährte, „aber gepredigt schon viel und nicht immer tauben Ohren. Ein Beispiel fällt mir ein, das ich Ihnen kurz erzählen muß. Ich hatte eine Freundin — eine liebe, herrliche Frau! Vor zwei Jahren folgte ich ihrem Sarge und warf als letzte Gabe der Freundschaft eine handvoll Erde in ihre Gruft. — Es war die Gräfin — doch der Name thut nichts zur Sache. Ich war noch, was man mit dem beleidigenden Ausdruck „Gelbschnabel“ bezeichnet, als ich ihre Bekanntschaft machte. Wir waren von gleichem Alter und fühlten bald warme Freundschaft für einander, sonst nichts. — Sonst gar nichts, denn sie liebte einen Andern, einen armen Teufel,

den die Eltern nicht zum Schwiegersohne haben wollten, und der einige Jahre später in der Fremde starb — aber nicht an seiner Liebe. Dadurch erklärt es sich, wie das bildschöne Mädchen lange Mädchen bleiben konnte. Ihre damalige Gestalt steht noch lebendig vor mir. Emilie war nicht groß von Wuchs, aber schön gebaut, und vom Himmel mit aristokratischen Händen und Füßen beschenkt. Die Physiognomie war sonderbarer Weise mehr italisch als deutsch; die Gesichtsfarbe war etwas gelblich mit einem bezaubernd schönen Anflug von Carmin auf den Wangen, wie bei den Kindern des Südens, aber die großen braunen Augen schauten deutsch in die Welt hinaus, mit deutscher Ehrlichkeit und Treue. Die lieben, lieben Augen! Bis zum letzten Moment waren sie so. Mit der Freude, da hinein zu sehen, ist's vorbei, aber sprechen wir nicht mehr davon, sonst komme ich wieder auf mein Lob des Altwerdens wie vorhin. Als meine Freundin 28 Jahre alt geworden war, ohne sich zu vermählen, fanden Papa und Mama, übrigens ganz vernünftige Leute, das Heirathen dürfe nicht länger aufgeschoben werden. Wir lebten in Breslau. Ein reicher Gutsbesitzer in der Nähe hatte schon lange für Emilie geschmachtet und sie nahm ihn, ohne im Geringsten für ihn geschmachtet zu haben. Die Eltern wünschten es sehnlichst — ihr war Alles gleichgültig, seit der Geliebte des Herzens gestorben. Graf X. war freilich etwas plump

gestaltet; es schien, als ob seine Mutter keinen Witz auf ihn zu verpflanzen gehabt habe; dabei war er klein von Wuchs — aber doch etwas größer als Emilie, und so konnten sie dennoch für einander passen. Genug, sie heiratheten sich, und ich habe auf der Hochzeit getanzt. In den ersten vier Jahren war die Ehe nicht mit Kindern gesegnet, dann aber kamen schnell nach einander zwei Töchter und ein paar Jahre später ein Sohn. Ich war viel auf Reisen, kam ich aber nach Hause, so empfing mich meine Freundin immer mit derselben Herzlichkeit. Doch nach Verlauf der ersten zehn Jahre war die Freundschaft für mich so ziemlich das Einzige, was ich ganz unverändert in ihr fand; ihr Wesen hatte allmählig eine neue Richtung genommen. In früheren Zeiten hatte eine gemüthliche Häuslichkeit ihren bescheidenen Ansprüchen an das Glück genügt — jetzt fing sie an, Welt dame im weitesten Sinne des Wortes zu werden. Ihre Toilette war gewählter als je zuvor; Visiten und gesellige Vergnügungen jeder Art füllten ihre Tage. Uebelnehmen konnte ich ihr den Drang nach geräuschvollen Zerstreungen nicht; der Graf war nach und nach dick geworden, hatte aber an Geist nicht zugenommen, und verschwendete wahrscheinlich innerhalb seiner vier Mauern sehr wenig von dem Schatze seiner Liebenswürdigkeit. Sie werden mir sagen: die Kinder hätten die Frau beschäftigen sollen. Ja, du lieber Gott, das Muttergefühl soll das ganze

Frauenherz füllen; ich kann es nicht recht beurtheilen, da ich Hagestolz geblieben; aber es kommt doch oft vor, daß schöne Kinder den Müttern lieber sind als häßliche, und die meiner Freundin hatten, außer der unglücklichsten Aehnlichkeit mit dem Vater, noch dazu, in Folge eines vollkommen unmotivirten Nachspruchs der Natur, rothes Haar und eine Masse von Sommersprossen. Genug, als Dame der großen Welt verließ ich eines Tages die Gräfin und reiste nach Amerika. Erst nach Jahren kam ich nach Breslau zurück — sie war nicht mehr da; aus Gründen, die Niemand mir anzugeben wußte, hatte sie ihren Herrn Gemahl bewogen, nach Frankfurt am Main überzusiedeln. Wenn man aus Washington nach Breslau gereist ist, so kommt es einem auf ein paar Meilen mehr oder weniger nicht an; ich zog ihr nach und erschien eines Morgens in ihrem Salon in Frankfurt. Unser Wiedersehen war herzlich und warm, aber es bedurfte keiner langen Beobachtungen um zu sehen, daß meine Freundin sich ärger als je von dem Strudel der Welt herumdrehen ließ. Der Mann hatte ein bedeutendes Vermögen, sie brauchte sich also keine Vorwürfe zu machen über den Aufwand im Hause; aber all' die gesellschaftlichen Verpflichtungen, die sie sich auf die Schultern geladen, brachten es so weit, daß ich sie selten anders als in zahlreichem Kreise sehen konnte; zu gemüthlicher Unterhaltung waren die Gelegenheiten mir außerordentlich

sparsam zugemessen. Lange sah ich dem Treiben zu; ich mußte meine Freundin von Neuem studiren, so fremd war sie mir in der bunten Umgebung. Da wurde mir der Grund der ewigen Aufregung allmählig klar: die Frau war nicht mehr jung und wollte mit aller Gewalt jung scheinen! Sie machte Anspielungen darauf, wie alt sie zu der und der Zeit gewesen, und nahm ich die Arithmetik zu Hülfe, so ergab es sich, daß sie zehn Jahre ihres Lebens der Vergessenheit übergeben! Ich mußte das wissen — wir waren in einem und demselben Jahre geboren. Jetzt ahnte ich auch die Ursache der Uebersiedlung nach Frankfurt: in Breslau war so mancher bei ihrer Taufe gewesen und hatte zugeesehen, wie sie aufwuchs und mit ihrer englischen Gouvernante in brodirten Höschen auf den Promenaden herumspazierte; diese Augenzeugen waren nicht zu täuschen, sie hatten alle rechnen gelernt. Hier in der Fremde war das ein Anderes, die Gräfin hatte spät geheirathet und noch später ihre lieben Kinder bekommen: aus dem Alter dieser letzteren war also keine Folgerung zu ziehen, und auf dem Trauscheine konnten ebenso gut 18 wie 28 Jahre stehen — also weg mit dem Bettel, ich bin zehn Jahre jünger! Dieses herrliche Geschöpf log zum ersten Male im Leben — und warum? für wen? Der Eindruck, den mir die Entdeckung machte, war ein schmerzlicher.

Aber ein wahrer Freund darf sich nicht damit be-

gnügen die Stirn zu runzeln; ich nahm mir vor, meine Freundin zu kitzeln, und nun fing das Predigen an. „Emilie“, sagte ich als Einleitung, „haben Sie vergessen, wie alt Sie sind, oder machen Sie den Leuten in Frankfurt vorsätzlich ein X für ein U?“ — Ich hatte meiner Stimme einen einschmeichelnden Ton gegeben, aber die Gräfin brauste auf. — „Wenn Sie hier mit Jemand von meinem Alter sprechen“, rief sie, „so sind wir geschiedene Leute, trotz unserer“ — sie wollte wahrscheinlich sagen — unserer zweiunddreißigjährigen Freundschaft, aber das Dritteljahrhundert kam nicht über ihre Lippen. — „Emilie“, wiederholte ich — wenn meine Rede pathetisch werden soll, so fange ich immer mit dem Taufnamen an — „wen täuschen Sie damit? Wahrlich Niemand! Je jünger Sie scheinen wollen, um so älter macht Sie das Publikum. Ist es Ihnen selbst nicht mehr als einmal vorgekommen zu denken: die hält mich für blind! Warum sollten gerade Sie die einzige Ausnahme machen? Sie sehen freilich angenehm aus und haben sich unglaublich conservirt; man muß von Ihnen sagen: es ist eine liebe, freundliche Erscheinung; aber die absolute Schönheit ist vorbei, es giebt der Zeichen viele, die sich nicht verbergen lassen! Ich wiederhole es Ihnen, Sie täuschen Niemand!“ — Diese erste Predigt hatte keinen anderen Erfolg, als ein leises Schmollen, das mehrere Tage anhielt. Als das gute Herz wieder die Oberhand gewon-

nen, benutzte ich eine neue Gelegenheit, mit der Absicht, die Farben etwas stärker aufzutragen. „Emilie“, rief ich, und faßte der Freundin Hand; „ich fürchte, Sie färben Ihr Haar, und auf der gestrigen Soirée habe ich deutlich bemerkt, daß Sie mit etwas künstlichem Noth der dahingeschwundenen natürlichen Frische zu Hülfe gekommen, obgleich Sie dabei mit weiser Sparsamkeit zu Werke gegangen waren. Wissen Sie, was Sie dazu treibt? Unmöglich können Sie es wissen, sonst brauchten Sie dergleichen Kunstgriffe nicht. Der reinsten platonischen Liebe liegt Sinnlichkeit zum Grunde, ohne daß das unschuldige liebende Paar etwas davon ahnt; ebenso unbewußt treibt die Sinnlichkeit dazu, so und so viel Jahre jünger scheinen zu wollen. Der Freund sagt Ihnen das in der Stille Ihres Boudoirs in's Ohr — das Publikum aber spricht ohne Rückhalt davon und lacht! Wenn Sie sich bei dem Gedanken nicht tief gekränkt fühlen, wenn Sie nicht ein Widerwille ergreift gegen Alles, was Unnatur ist und auf solche unwürdige Voraussetzungen bringen kann, wenn Sie nicht in diesem Augenblicke die brennendste Lust verspüren, mich in heiligster Entrüstung zur Thür hinaus weisen zu lassen, so habe ich mich getäuscht in Ihnen, so ist Ihr einst so feines Gefühl unter einer Schichte von Farbe und Pommade zu Grunde gegangen!“ — Aus reinster Theilnahme an dem lieben Geschöpfe hatte ich mich in einen wahren Kapuzinereifer hineingepredigt und

warf mich schmerzlich bewegt in einen Lehnstuhl. Sie saß mir schweigend und mit niedergeschlagenen Augen gegenüber, eben so bewegt wie ich. „Das war hart“, sagte sie nach einer langen Pause; — „aber Sie meinen es gut mit mir, wir sprechen ein anderes Mal mehr davon“. — Mit diesem Resultate meiner Eloquenz vorläufig sehr zufrieden, drängte es mich, meiner Patientin noch einen rhetorischen Drücker zu applizieren, und schon nach wenigen Tagen fand sich eine Gelegenheit dazu. Sie hatte selbst das Gespräch auf die Schwachheiten des weiblichen Geschlechts gelenkt und sogar einige scherzhafte Anspielungen auf ihr Alter gemacht — da gab ich ihr in weiteren Ausdrücken eine neue verbesserte Auflage von meinem letzten Ausfalle, schilderte ihr, was sie unfehlbar in ihrem sechzigsten Jahre geworden wäre, wenn sie in dem fünfzigsten das Treiben nicht hätte ändern wollen, und rief endlich: „Emilie, ich bin im Stande, mit Hülfe dieses Sopha kissens mich auf beide Knie zu werfen und zu Ihnen hinaufzusehen — weisen Sie die Krone des Frauenlebens, die Würde der Greisin, nicht von sich — Sie sollen ja nicht die Welt verlassen; im Gegentheil, bleiben Sie ein liebenswürdiges, rathendes, helfendes Mitglied der Gesellschaft, machen Sie Visiten und empfangen Sie bei sich so viel Sie wollen — aber thronen Sie als würdige Matrone ohne Reid und Mißgunst im Kreise und Ihr liebes mildes Auge wird noch heute, noch

in zehn und zwanzig Jahren dort anziehen, wo die Ehrfurcht vor der Silberlocke der Annäherung Zwang anzulegen droht! Eine junge liebenswürdige Frau beherrscht ein Reich — aber auch der Scepter einer alten liebenswürdigen Frau ist von gediegenem, vielleicht von gediegenerem Golde, und wenn sich bei ihr zu echter Gutmüthigkeit und harmlosem Humor die größte aller Tugenden, die Nachsicht, gesellt — Emilie, dann kann ich mir kein wohlthätigeres Wesen denken! Eine solche Matrone beweist nicht nur, daß die Schönheit vergeht, was man alle Tage mit unbewaffnetem Auge sehen kann, sondern auch daß die Tugend besteht, was ungleich viel seltener ist.“

Sehen Sie, so ungefähr sprach ich; vielleicht etwas besser, weil mich das Rasseln der Eisenbahn nicht jeden Augenblick aus dem Concepte brachte. Von nun an nahm ich mir vor, eine beobachtende Stellung einzunehmen, um mich zu überzeugen, ob meine Predigten eine Wirkung gehabt. Da aber in geselligen Kreisen höchst selten die Rede vom Alter der Frauen ist, wenigstens der gegenwärtigen, so gingen mehrere Wochen darüber hin. Es schien wirklich, als habe Emilie sich meine wohlgemeinten Rathschläge zu Herzen genommen. Frankfurt war gerade im Vollgenusse seiner Winterfreuden, und die Balltoiletten meiner Freundin waren weniger jugendlich als früher, wenn auch die künstlichen Kinder des Frühlings aus den Modemagazinen der Mademoiselle Adelaïde oder Madame

Viktorine noch in recht kapriziösen Sträuschen auf ihr herumshäckerten. Da kam ein Ereigniß, das dem Dinge den Ausschlag gab.

Ich trat eines Morgens in das Kabinet der Gräfin, und sah sie in merkwürdiger Aufregung vor einem offenen Briefe am Schreibtische sitzen. Die kleine Störung mit meinen moralischen Vorlesungen war längst überstanden und ich hatte wie früher das Recht, zu jeder Stunde unangemeldet hereinzutreten.

„Warum diese Verstimmung?“ fragte ich.

„Können Sie sich der Baronin N. erinnern? rief sie mir entgegen.

Die Baronin war eine Breslauer Jugendfreundin, oder sogar mehr als das: an einem Tage und in einer und derselben Stunde geboren, schienen sie für einander geschaffen und waren sich die liebsten Gespielinnen gewesen.

„Wie sollte ich mich ihrer nicht erinnern“, erwiderte ich, „sie war ja in unserm Bunde die Dritte.“

„Künftigen Freitag kommt sie in Frankfurt an.“

„Ei, das ist ja eine sehr hübsche Ueberraschung.“

„Ich muß gestehen, ich theile nicht ganz Ihr Entzücken darüber.“

„Warum?“

„Wenn man sich seit den Jugendjahren nur selten wiedergesehen und die Lebenswege ganz verschieden ge-

wesen sind, so ist eine solche Zusammenkunft eher peinlich als angenehm. Die Anschauungsweise ist eine andere geworden, die Lebensart eine andere.“

„Ich wette, daß Pauline mit ihrer etwas derben Geradheit unverändert geblieben ist; — mit einem so grundehrlichen Gemüthe findet sich der Anknüpfungspunkt leicht wieder.“

„Und dann, denken Sie sich, daß ihre Großtochter Braut ist! Pauline war schon mit 15 Jahren groß und stark wie ein Grenadier und heirathete mit 16; es scheint, daß die solide Constitution sich durch alle Generationen fortgeerbt hat, denn in ihrem Alter zu riskiren in einem Jahre Urgroßmutter zu werden, das ist denn doch etwas zu stark!“

Es lag eine Bitterkeit in dem Tone ihrer Sprache, die mir weh that: meine Freundin war auf dem besten Wege, eine böse alte Frau zu werden, weil die Baronin N. in einem Jahre Urgroßmutter werden konnte und — mit ihr von gleichem Alter war! Also das beste, liebevollste Herz, ein Herz, dem Wohlthun von Kindheit auf ein Bedürfniß gewesen, dem wohlwollende Theilnahme an Allem, was um sie her vorging, so natürlich war wie das Athemholen, auch das konnte zusammenschrumpfen vor dem drohenden Bilde des Alters, das der Frau durch die bevorstehende Ankunft der Urgroßmutter in spe, einer Zeitgenossin, mit so rücksichtsloser Wahrheit vor die Au-

gen gebannt wurde! In solchen Momenten ist Gefahr da für den Rest des Lebens, dachte ich mir — es gilt gleich, ob hier eine menschliche Schwäche zur Befiegung der anderen benutzt wird, versucht muß die Heilung werden. „Emilie“, hub ich an, „ich habe Sie freilich nie mit Zahlen bezeichnen hören, wie viel Jahre des Erdwallens Sie hinter sich haben, aber der Gesellschaft ist durch geschickte Anspielungen die Möglichkeit gegeben, einen bedeutenden arithmetischen Fehler zu ahnen. Nun kommt die Baronin, erzählt links und rechts, wie sie schon in der Wiege mit Ihnen gespielt, und plagt gewiß gleich mit ihrem überschrittenen halben Jahrhundert heraus! Denken Sie sich die Schadenfreude unserer lieben Frankfurter! Wie ein Lauffeuer wird die Geschichte durch die Stadt gehen!“ — Emilie schwieg. Sie machte ein Gesicht, als handle es sich um die wichtigste Angelegenheit ihres Lebens. — „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen“, fuhr ich fort; „Freitag soll die unbequeme Freundin ankommen; Donnerstag feiern Sie Ihren Geburtstag. Statt dieses Fest, wie sonst, nur Ihrem Gatten und höchstens mir gegenüber zuzubringen, geben Sie ein Diner von 25 Personen mit Zuziehung der berühmtesten Klatschschwestern und sagen Sie laut beim Champagner, wie alt Sie werden. Heute ist erst Montag, zu den Einladungen ist noch alle Zeit. Die Sache wird Aufsehen machen wie ein Feuerwerk; man wird drei Tage davon sprechen, am

vierten haben Sie die beneidenswertheste Stellung in der Gesellschaft und ich kann meiner theuren Freundin ohne Rückhalt die Hand drücken und mit wahrer Herzensfreude ihr zurufen: Gottlob, das Glück ist gesichert für den langen, schönen Rest des Lebens!“

Ob mein Rednertalent allein gewirkt oder andere Beweggründe mitgeholfen, weiß ich nicht, aber es geschah wie ich gerathen: ich legte am Donnerstag ein weißes Halstuch um; gegen fünf Uhr rasselten eine Menge Wagen vor die Thüre der Gräfin; eine zahlreiche Gesellschaft versammelte sich in den mit Blumen geschmückten Räumen; paarweis gingen die Gäste zu Tisch, je ein Männlein und ein Fräulein; ich, als der fünfundzwanzigste, wandelte einsam hinterdrein und setzte mich auf den bescheidensten Platz. Im Anfange war mir Angst, Emilie würde befangen erscheinen, aber die geistreiche Frau hatte einen schönen Sieg über sich selbst errungen; als der Champagner in den Gläsern perlte, sagte sie lächelnd: „der Sitte zuwider muß ich meine lieben Gäste bitten, vor allen Dingen auf meine Gesundheit zu trinken — ich werde heute fünfzig Jahre alt!“

Ein Jahr hatte sie doch noch ignorirt, sie wurde einundfünfzig, aber auf eine solche Kleinigkeit kam es nicht mehr an.“

Die Thürme Dresdens lagen vor uns, als mein Reisegefährte bis zu diesem Punkte seiner Erzählung ge-

langt war. Die Ankunft der Baronin mußte ich mir also hinzudenken, was übrigens nicht wesentlich für die Charaktereskizze war. Da der gesprächige Alte gleich weiter nach Breslau wollte, so begleitete ich ihn über den Platz bis zum schlesischen Bahnhof.

„Ich glaube, wir würden uns manche Feindin machen, wenn wir unser Gespräch veröffentlichen wollten“, bemerkte ich.

„Vielleicht noch mehr Freundinnen“, war seine Antwort, „aber auf eine große Wirkung dürften wir nicht rechnen.“

Ich drückte dem alten Herrn die Hand zum Abschied und habe ihn seitdem nicht wieder gesehen.

Die Diplomatie im alltäglichen Leben.

Ich hatte als Knabe eine heilige Scheu vor Diplomaten. Ich konnte sie mir nicht anders vorstellen, als mit einer Stirn, die das Nachdenken in Falten gezogen, mit ernstem, durchdringendem Blicke, mit weißem Halstuch und in Uniform mit Stern und Band; die kindische Einbildungskraft malte mir ihre Equipagen mit goldenen und silbernen Verzierungen, vielleicht auch einigen ungeheuer großen Edelsteinen, und die Köpfe der Pferde und des Jägers mußten mit vielfarbigen Federbüschen geziert sein. Als Jüngling sah ich Manches, was mich irre machte an der Treue des selbstgeschaffenen Bildes; da kamen mir aber die Worte eines großen Diplomaten zu Ohren: „Die Sprache ist dem Menschen gegeben, nicht um seine Gedanken auszudrücken, sondern um sie zu verbergen;“ — und von Neuem wurden meine Begriffe unklar. Leute

mit solchen Grundsätzen mußten durchaus etwas ganz Apartes in ihrem Wesen haben.

Da brachte mich das Leben in nahe Berührung mit den Herren, und ich überzeugte mich allmählig, daß sie in der Nähe aussehen wie andere Sterbliche. Ich sah manche Stirn ohne Falten — ob dem Eigenthümer derselben das Nachdenken sehr leicht wurde, oder ob er überhaupt sich mit dem Grübeln wenig abgab, weiß ich nicht. In jeder Classe der Gesellschaft entwickeln die Verhältnisse vorzugsweise irgend eine besondere Schwachheit. Unter den Diplomaten in einem beschränkten Wirkungskreise ist vor allen Dingen der Drang, wichtig zu erscheinen, vorherrschend. Der großen Posten giebt es nicht viele, wir zählen leider nur fünf Großmächte, in deren Residenzstädten die Fäden der Politik verwickelt und entwickelt werden — worauf sollen nun die zahlreichen Gesandtschaftssekretäre rechnen, die auch einmal eine Rolle als Envoyés extraordinaires spielen wollen? Sie warten, bis ihre Laufbahn sie an einen kleinen Hof führt, von wo sie wohl ziemlich deutlich die Glocken läuten hören, aber ohne selbst an dem Strange zu ziehen. Wie soll man da nicht in Versuchung gerathen, Nebensachen mit Wichtigkeit zu behandeln? Wo in des Himmels Namen sollen denn die Materialien zu den Depeschen herkommen? Und Depeschen müssen doch geschrieben werden. Allmählig erstreckt sich die Wichtigkeit auf Alles im Hause. Ich

kann mich eines Besuches erinnern, den ich einst einem Gesandten machte — Seine Excellenz waren mißmuthig gestimmt und ich erlaubte mir die Frage: „Was haben Ew. Excellenz?“ — „Ich denke darüber nach“, war die Antwort, „wie der Lauf der Jahre alle Traditionen der Diplomatie in Vergessenheit bringt, früher als man bei einem diplomatischen Diner mit *recueillement*; man folgte dem leitenden Gedanken, der die Schüsseln so und nicht anders auf einander folgen ließ, und wußte es zu schätzen, wenn die Anordnung allen Ansprüchen des denkenden Essers entsprach. Jetzt ist das vorbei. Ich habe gestern ein Diner gegeben; es waren vierunddreißig Personen eingeladen, ich habe sie alle beobachtet; wollen Sie mir glauben, daß ein Einziger, ein ganz junger Mensch, ein englischer Attaché, den Speisezetteln mit Intelligenz beurtheilt hat!“ Und es war ein geistreicher Mann, von dem ich das hörte.

Ist aber der Diplomat lebenswürdig, so ist er es vollkommen. Seine Lebensweise bildet ihn von dem ersten Eintritt in die Welt zum Umgang mit den Menschen. Willenlos wird er aus einer Hauptstadt in die andere versetzt und hat Gelegenheit, die interessantesten Leute der Welt kennen zu lernen; die Politik läßt ihm Zeit genug, sich auch mit anderen Gegenständen zu beschäftigen und seine lebenslustigen Collegen sorgen dafür, daß er nicht bis zum Bedantischwerden in die Bücher schaut. Ist auch

bei dem Studium des Menschengeschlechts die weibliche Hälfte desselben die Hauptsache, so drängt sich einem doch allmählig die Menschenkenntniß gleichsam auf bei der fortwährenden Berührung mit Hunderten und Tausenden.

Einen solchen Diplomaten vergesse ich nie. Er war Gesandter — gleichviel bei welchem Hofe. Schon als Jünglinge hatten wir uns gekannt und in tollem, jugendlichem Uebermuth Mancherlei zusammen durchgemacht, was die Rückerinnerung in reifen und überreifen Jahren in ihrer Schatzkammer aufbewahrt. Sein heiterer Sinn, seine durch und durch loyale Natur, die Art, wie er den losesten Streichen den Firniß des *comme-il-faut* und den trivialsten Witzern einen Character zu geben wußte, mit einem Worte sein ganzes edles, leichtsinniges, liebevolles Wesen machten ihn zum Liebling seiner Genossen; wo er dabei war, ging es gewiß lustig her, und wenn auch in seltenen Fällen der Anstand dabei nicht mehr recht auf festen Füßen stand, so hätte selbst der strengste Richter lachen müssen und dem alten Spruche sein Recht lassen: Die Jugend muß austoben.

Als Gesandten also fand ich X. wieder und zwar nach langen Jahren. Das halbe Säculum stand ihm bereits in drohender Nähe, aber er hatte sich gut erhalten; die Runzeln waren nur bei sehr hellem Sonnenschein zu bemerken, wenige graue Haare mischten sich in die etwas verarmten kastanienbraunen Locken, und die

Haltung hatte nichts von ihrer eleganten Geschmeidigkeit verloren, wenn auch die Bewegungen weniger lebhaft geworden waren. Der officielle Ernst hatte dem lebensfrohen Ausdruck des Gesichtes wenig Abbruch gethan es war aus dem Gemisch etwas außerordentlich Anziehendes geworden; das freundlichste Wohlwollen sprach aus jedem Zuge — K. sah aus, als wollte er der Jugend sagen: lebt nur darauf los, Ihr könnt in meiner linken Seite etwas finden, was Euch beweist, daß das flotte Leben nicht schlecht macht, wenn man nur das Unedle fern von sich hält. Nur wenn eine handgreifliche Lächerlichkeit ihr Pfauenrad vor ihm spielen ließ, war es ihm schwer, seine gutmüthige Nachsicht nicht Reißhaus nehmen zu lassen; er pflegte dann sein Gesicht in die ernstesten Falten zu zwingen, aber die Lachlust zitterte in jedem seiner Worte, und in engem Freundeskreise machte sich der Zwang in burlesken Witzen Luft.

Das Glück, unter einem solchen Chef als Gesandtschaftssecretär zu dienen, hatte der junge Graf Blankenstein, ein Mann von sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren. Bei aller seiner Rechtllichkeit und Tüchtigkeit mußte man dem angehenden Diplomaten Eins vorwerfen: er war zu ernst für den Kreis, in welchen ihn seine Laufbahn gebracht, machte wenig Aufsehen in einem Salon, obgleich sein Neußeres schön genannt werden mußte; er schloß sich schwer an und sprach noch schwerer mit

Offenheit von seinen eigenen Angelegenheiten. X. hatte ein warmes Wohlwollen für Blankenstein, dessen vortreffliche Eigenschaften ihm die täglichen Berührungen des Dienstverhältnisses entdeckt; er sah deutlich vor Augen, was einst aus dem jungen Manne werden mußte, und beobachtete mit lebhaftem Interesse den Ausdruck von Schwermuth, der sich mehr und mehr in seinem Gesichte ausprägte.

Da verrieth ihm eines Tages — oder vielmehr eines Abends — der Zufall die Ursache des übernehmenden Ernstes seines Untergebenen. Es war Thee-gesellschaft im Hause eines Collegen; ein kleiner intimer Kreis war versammelt; man hörte den Gesprächen in den verschiedenen Gruppen an, daß sie die Fortsetzung der Gespräche von gestern waren. In einer zahlreichen Gesellschaft kann man mitten im Gedränge allein und unbeobachtet sein — bei Gelegenheiten aber wie die eben erwähnte wird Alles bemerkt. Das hatte Blankenstein vergessen, und mit ihm die Tochter des Grafen Rosenhagen. In der Mitte eines zweiten Salons stand ein kreisförmiges Sopha, aus dessen Centrum ein gigantischer Armleuchter, von blühenden Pflanzen umgeben, zwölf Kerzen emporhielt. Hinter diese Verschanzung hatten sich die Beiden hingesezt — ungesehen freilich, aber höchst wahrscheinlich nicht unvermiszt. In X. stieg eine leise Ahnung auf; er folgte ihnen, um dem auffallenden tête-

à-tête ein Ende zu machen, und stand plötzlich mit der unbefangenen Miene vor den jungen Leuten. „Die Wärme im anderen Zimmer ist Ihnen wohl lästig gewesen“, sagte er, „hier ist es kühler.“ Blankenstein und Comtesse Eveline schwiegen, ohne Verlegenheit, aber sie schwiegen und A. setzte gutmüthig seinen Monolog fort, bis noch andere Personen sich zu ihnen gesellten und der Scene Alles nahmen, was auf Vermuthungen hätte leiten können.

Am folgenden Morgen erschien Blankenstein wie gewöhnlich im Arbeitszimmer seines Chefs. A. ging ihm freundlich entgegen, legte ihm die Hände auf beide Schultern und sagte: „Es thut mir leid, daß Sie mich noch nicht zu verstehen scheinen. Die Zeit liegt nicht übermäßig fern, wo ich jung war wie Sie, und ich habe etwas mitgenommen aus jener Zeit, was ich nie zu verlieren hoffe — das Interesse an der Jugend. Gestern Abend habe ich zum ersten Male die Ursache eines Trübfinns geahnt, der mir oft an Ihnen aufgefallen. Ich bin Ihr Freund — seien Sie offen — vielleicht kann ich helfen.“

Blankenstein überwand schnell seine augenblickliche Verlegenheit; wahre Theilnahme und Zudringlichkeit sind von so verschiedener Natur, daß die eine nur bei dem abgefeimtesten Heuchler den Ton der anderen annehmen kann; hier besonders konnte kein Zweifel obwalten. „Ich

danke Ihnen“, sagte der junge Mann mit Innigkeit und drückte die Hand seines Chefs; „Sie thun mir wohl, obgleich ich leider von keiner Seite eine wirksame Hilfe erwarten kann. Ich liebe die Tochter des Grafen Rosenhagen und darf einem Ehrenmanne gegenüber sagen, daß ich wiedergeliebt werde. In meiner Stellung und mit meinem unabhängigen Vermögen glaubte ich der Einwilligung der Eltern des herrlichen Mädchens zu unserer Verbindung sicher zu sein, eröffnete aber meine Absichten aus einer gewissen instinktiven Scheu zuerst der Mutter allein. Sie kennen die Frau und haben gewiß die untergeordnete Rolle bemerkt, die sie ihrem Manne gegenüber spielt — sie drückte mir mit Thränen beide Hände, beschwor mich, an ihre Achtung, an ihr Zutrauen zu glauben, hat aber zugleich in den dringendsten Ausdrücken, keinen Schritt bei dem Grafen zu thun, der mehr als einmal erklärt habe, seine Tochter dürfe nur einen Gesandten heirathen. Die Gräfin gab mir ängstlich zu verstehen, was sie Alles bei der Entdeckung des Einverständnisses würde auszustehen haben — ich schwieg!“ —

Um die inneren Angelegenheiten des Rosenhagenschen Hauses gehörig zu würdigen, muß man vor allen Dingen den Grafen kennen lernen, der uns einen Typus vor die Augen führt, wie man ihn in so kostbarer Reinheit selten zu finden das Glück hat. Er hatte früh die diplomatische Laufbahn betreten und war schon im An-

fange der dreißiger Jahre Gesandtschaftssekretär in Wien, also in einer Zeit, wo der Nachhall der französischen Revolution noch durch sämtliche Canzeleien tönte. Der Gesandte entfernte sich von seinem Posten; Graf Rosenhagen fungirte als Geschäftsträger. Der Gesandte blieb mehrere Monate abwesend — Graf Rosenhagen fungirte fort und fort. Diese Episode seines Lebens übte einen entscheidenden Einfluß auf seine ganze Zukunft aus. Er hatte auch wohl früher leise Anwandlungen gehabt, sich für einen großen Diplomaten zu halten, aber sie waren in dem jungen Manne nicht zur fixen Idee geworden; er hatte Depeschen abgeschrieben, ohne seine Intelligenz besonders dabei anzugreifen. Jetzt nahm allmählig eine gewisse Würde in seinem Benehmen überhand; ein stiller Ernst lagerte sich auf seine Stirn, wenn er ein Packet vor sich liegen sah mit dem großen officiellen Siegel und der Aufschrift: à Mr. le Comte de Rosenhagen, Chargé d'Affaires de S. M. etc. — „Warum nicht Excellenz?“ fragte es in seinem Innern, und mit leisem Erröthen antwortete er sich: „Nur Geduld, das kommt später nach!“ — Das Pässevisiren, das er früher harmlos und mit großer Virtuosität betrieben, ward ihm zum Gräuel; er entschloß sich erst dazu, wenn die Leute ungeduldig wurden und that es dann mit einem herablassenden Lächeln. Der Verstand, den er sich zutraute, war offenbar nicht in dem ungewöhnlich reichlichen Maße da, wie er glaubte;

-- seine Depeschen waren nicht schlecht; sie leierten die politischen Verhältnisse nicht ohne Geschick und Styl herunter, aber besondere Glanzpunkte hatte keine aufzuweisen. — So waren also mehrere Monate verflossen; die Ueberzeugung hatte vollständig in ihm Wurzel gefaßt, seine Regierung müßte ihn nach einem solchen Interim durchaus irgendwo als Gesandten accreditiren; — da kam sein Chef wieder an, und hatte nichts für ihn mitgebracht! Der rücksichtslose Chef trieb es sogar so weit, dem gewesenen Geschäftsträger am andern Morgen eine Depesche zur Abschrift zu übergeben! — Rosenhagen litt unaussprechlich; es war ihm unmöglich, sich wieder in die Lage eines Untergebenen hineinzupassen; — er bat um einen Urlaub und ging nach Hause, um an Ort und Stelle den Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu bearbeiten, so lange die Rückerinnerung an die eben geleisteten Dienste noch frisch war. — Aber vergebens! Seine Bemühungen führten zu nichts; er wurde am Ende lästig, und lästig darf ein Diplomat seinem Minister nur dann werden, wenn seine Fähigkeiten ihn unentbehrlich machen, sonst bricht er sich den Hals. Das geschah dem armen Grafen Rosenhagen; er brach sich den Hals vollständig; nachdem er bei jeder neuen Vacanz Himmel und Erde bewegt, wurde er endlich nach fünfundzwanzig Jahren in den Ruhestand versetzt und erhielt einen Stern.

Außerlich war nun freilich Ruhe, aber innerlich hatte sich viel Galle gesammelt, und der Graf war nicht immer angenehm in seinen vier Mauern; seine Gemüthsstimmung artete nicht selten in einen Zustand aus, den der Berliner mit dem Ausdruck „eklig“ bezeichnet. Seine Frau hatte er nach der Rückkehr aus Wien geheirathet; sie hatte ihn also nicht in den Glanzperioden seiner Liebenswürdigkeit gekannt. Es wäre unmöglich gewesen, eine passendere Lebensgefährtin für ihn zu finden. Alles, was wie ein Opfer aussah, gefiel ihrer frommen Seele; sie blickte voll Bewunderung hinauf zu ihrem Gatten, lauschte aufmerksam auf die oft gehörten Geschichten aus der Zeit, wo er Geschäftsträger war, wunderte sich über Gott und den Minister, daß sie einen solchen Mann nicht zum Gesandten gemacht, ließ sich unterdrücken und anfahren und schwieg, ihre Thränen verbergend. Im Anfang pflegte sie, wenn von einem vacanten Posten die Rede war, ihrem Gatten mit schwärmerischer Freude zu sagen: „Nehmt wirft Du's!“ Er hatte sie aber so oft barsch zurückgewiesen, daß sie am Ende Alles in sich verschloß, Hoffnungen und Sorgen, Freuden und Kummer, und als stille Dulderin wortkarg ihrem Hauswesen vorstand. Entschädigung für alle Unbill gewährte ihr ihre Tochter Eveline und der Stern auf dem schwarzen Frack des Mannes.

Graf Rosenhagen war 65 Jahr alt, als ich ihn

fennen lernte; er machte Figur in der Gesellschaft; die hohe Gestalt trug sich stolz und gerade; der Blick des braunen Auges sah aus wie viel bedeutend, wenn man nicht zu nah stand. In herrlicher Wölbung hob sich die Stirn und schien einen Schatz von Intelligenz zu bergen; die grauen Haare, die über den Schläfen große Winkel frei ließen, standen ziemlich kurz geschnitten in allen Richtungen aufrecht; es fuhr bald die linke, bald die rechte Hand über sie hin, um sie in dieser Lage zu erhalten. Um den Mund lag ein spöttelnder Zug, als käme ihm Alles ziemlich schwach vor, was umher vorging; vielleicht war aber auch der Mangel an Oberzähnen daran Schuld, der der Unterlippe einen entschiedenen Vorsprung gewährte. Seine Conversation war gewöhnlich sehr trocken; er haßte den Humor als etwas, was der Auseinandersetzung positiver Wahrheiten die Schellenkappe aufsetzte. Gelang es ihm, das Gespräch auf seine diplomatische Laufbahn zu leiten, so nahm er einen bescheidenen Ton an, sprach leise und in abgebrochenen Sätzen, und deutete nur in halben Worten an, wie leid es dem Kaiser von Oesterreich gethan habe, ihn als Geschäftsträger nicht in den engeren Kreis seiner Intimen ziehen zu dürfen. Nur wenn von Politik die Rede war, wurde er lebhaft; wie ein Schlachtroß, das die Trompete hört, hob er den Kopf und die Augen rollten. Ohne die beiden Hände aus den Hosentaschen zu ziehen, zuckte er mit den Schultern

hinauf und mit den Ellenbogen nach vorne, und seine correct conservativen Grundsätze machten sich donnernd Luft, wobei regelmäßig die eine Phrase deutsch und die andere französisch erklang; ob die Anwesenden beider Sprachen mächtig waren oder nicht, galt ihm gleich. Der Absolutismus war sein Steckenpferd, auf dem Felde der Politik wie in seinem eigenen Hause; ein Widerspruch brachte ein mitleidiges Lächeln auf seine Lippen, wenn er nicht grob werden durfte.

Welch ein Feld für psychologische Studien in langen Winterabenden ist ein solcher Mann!

X. ging einige Male nachdenkend auf und nieder, nachdem er Blankenstein's Geständniß gehört, und fragte dann: „Weiß Graf Rosenhagen noch gar nichts von Ihrer Bewerbung um seine Tochter?“

„Nicht ein Wort“, war die Antwort; „er hat sich so oft und so kategorisch darüber ausgesprochen, Eveline müsse bei ihrem Auftreten als Frau gleich auf der ersten Stufe stehen, daß die Gräfin nicht den Muth gehabt hat, ein gutes Wort für mich einzulegen.“

„Desto besser“, erwiderte X., „haben Sie nur noch einige Wochen Geduld und lassen Sie die Flügel nicht hängen; ich denke, es geht noch Alles gut.“

Die laufenden Geschäfte wurden vorgenommen, und nach ein paar Stunden trennten sich die Herren.

Noch an demselben Tage erhielt Rosenhagen ein Billet von X. „Wollen Sie mir das Vergnügen machen, Herr Graf“, schrieb er ihm, „morgen um fünf Uhr meine Suppe mit mir zu theilen? Ich fühle lebhaft das Bedürfniß, mich häufiger mit einem Manne zu unterhalten, der so viel gesehen in der Welt; Ihre Erfahrungen müßten zum Gemeingut aller Diplomaten werden. — Wir sind ganz en petit comité.“ — „Ein Mann von Welt“ sagte Rosenhagen, nachdem er den Zettel gelesen, und versprach zu kommen. Große diplomatische Dinners machte er nie mit, weil jeder Springinsfeld von 50 Jahren, der den Titel eines Gesandten führte, ihm dabei vortrat und er mit seinen 65 Jahren hinterdrein spazieren mußte. Diesmal war das nicht zu fürchten; das Diner bei X. hatte durchaus keinen diplomatischen Character. Und in der That nahm die Wirthin des Hauses seinen Arm und wies ihm den Platz zu ihrer Rechten an. Er war der Mittelpunkt des kleinen Kreises und fühlte sich ganz besonders wohl dabei; es waren außer Blankenstein nur noch drei Herren eingeladen.

Der Kaffee wurde im Kabinette des Gesandten getrunken; in bequeme Stühle von verschiedenen Formen behaglich zurückgelehnt, wurde am Ramin geraucht, und das Gespräch, das bis dahin ungezwungen von einem Gegenstand zum andern übergegangen war, nahm eine ausschließlich politische Richtung. Bei dem ersten Wort

vom englischen Parlament stand Rosenhagen auf und wandte seine Rückseite dem Kaminfeuer zu. „Ich mache kein Geheimniß daraus“, sagte er, „je déteste Lord Palmerston; England — je l'aime — das Land hat noch des traditions religieuses — aber — sa politique — abshéulich! Unzuverlässig — voilà! Da liegt das Uebel! — Wie? — Na also!“

Frage und Antwort am Ende seines Satzes klangen wie ein Selbstgespräch; er dachte sich wahrscheinlich als Zwischensatz eine vollkommene Uebereinstimmung der Zuhörer mit seinen Ansichten. Der Graf sprach noch lange, und wunderbar waren die Uebergänge und Gegensätze, die bunt durch einander liefen; man wußte nie, wo er hinaus wollte, und kaum, wo er angefangen. Aber stattdlich nahm sich die Figur des Redners aus. Die Anwesenden wiegten schweigend die Köpfe; zu bestreiten war nichts.

Da benutzte K. eine Pause und zog Blankenstein mit sich fort in eine entfernte Ecke des Zimmers. Hier holte er ein Papier aus der Tasche, übergab es dem jungen Manne mit ernster Miene und sagte: „Lesen Sie.“

Blankenstein entfaltete das Papier. „Eine Schneiderrechnung?“ sprach er überrascht. „Was soll ich damit?“

X. schaute hinein. „Richtig, eine Schneiderrechnung, aber Gottlob eine bezahlte. Finden Sie die Sachen theuer, die mir der Künstler geliefert?“

„Billig sind sie nicht.“

„Wollen Sie mir die Adresse Ihres marchand tailleur angeben?“ Blankenstein that es; X. steckte das Papier wieder in die Tasche und ging hinaus.

Rosenhagen war der geheimnißvollen Unterhaltung mit den Blicken gefolgt. Er bekümmerte sich sonst um nichts, was ihn nicht persönlich berühren konnte; handelte es sich aber um ein politisches Geheimniß, so brannte er vor Neugier — was konnten die Beiden da in der Ecke besprochen haben? Es mußte ein Geheimniß sein — vielleicht eins von der größten Wichtigkeit. Er verließ seinen Posten am Kamin und schritt langsam und majestätisch auf Blankenstein zu, der sich noch nicht erklären konnte, wie sein Chef plötzlich auf den Gedanken gekommen war, ihm diese Rechnung zu zeigen.

„Immer beschäftigt — la politique ne chôme pas“, sagte Rosenhagen, indem er Blankenstein am Rock faßte und herablassend den Zeigefinger durch ein Knopfloch zwängte; — *toujour occupé* — wie?“

„In diesem Augenblick wohl nicht, Herr Graf“, erwiderte der Angeredete.

„Wie denn nicht? Haben Sie nicht eben eine Depesche lesen müssen? was?“ —

„Ein Irrthum, Herr Graf — es war nur eine Schneiderrechnung.“

„Impertinent, aber vortrefflich — eine Schneiderrechnung! Vous me prenez pour un imbécile. Doch ich ehre die Verschwiegenheit in einem Diplomaten — parole d'honneur, und Sie sind ganz ernsthaft dabei geblieben — c'est sublime!“ Rosenhagen ging — „Schneiderrechnung — kostbare Geschichte — parole d'honneur“, wiederholte er leise, ging eine Zeitlang schweigend auf und nieder und nickte dann lächelnd zu dem Manne hinüber.

Einige Tage später war Abendgesellschaft bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Sterne aus allen Ländern und von verschiedenen Größen glänzten in dem eleganten Gedränge. Auch Graf Rosenhagen erschien. Er pflegte bei solchen Gelegenheiten mehrere Male gravitatisch die Runde zu machen, um seine Gegenwart gehörig zu konstatiren, und sich dann zu einigen alten Damen zu setzen, denen er vielleicht einst den Hof gemacht. Diese speiste er sorgfältig mit Jugenderinnerungen, bis es ihm gelang, einen Diplomaten zu erwischen. Heute mußte er sich mit der Geheimiräthin von Weizenfeld begnügen, die wenig Sinn für Politik hatte, sich aber um so lieber auf dem Felde der Literatur bewegte.

Seine Blicke schweiften zerstreut umher. Da entdeckte er in der Nähe K. und Blankenstein, die in ein Gespräch mit dem preussischen Gesandten vertieft schienen. Rosenhagen stand auf und näherte sich wie zufällig der Gruppe. „Der Zeitpunkt ist von der größten Wichtigkeit“, sagte in diesem Augenblick der preussische Diplomat. K. hatte den Nahenden bemerkt; er legte eine Hand auf Blankenstein's Schulter und wiederholte: „Der Zeitpunkt ist von der größten Wichtigkeit!“ Rosenhagen packte die Neugier — die Herren sahen aus, als wären sie im Begriff, das Schicksal der alten und neuen Welt zu entscheiden — schnell entschlossen zog er Blankenstein bei Seite und fragte: „qu'est ce qu'il y a? Wovon ist die Rede?“

„Der Zeitpunkt ist von der größten Wichtigkeit!“ erwiderte der Gefragte und sah den Grafen ruhig an.

Sehr komisch war die Miene, mit der Rosenhagen den verhängnißvollen Ausspruch anhörte. Er öffnete den Mund, als wollte er um eine nähere Auseinandersetzung bitten; aber der erfahrene Weltmann durfte doch nicht weniger wissen, als der junge Mensch, der vor ihm stand. Er kniff einen Augenblick die Lippen zusammen und tauchte mit dem Kinn in sein weißes Halstuch — dann sagte er, mit schwerem Ernst den Kopf wiegend: „Vous avez raison, der Zeitpunkt ist en effet von der größten Wichtigkeit.“

Noch an demselben Abend traf Rosenhagen mit K.

zusammen, steckte ihm den Zeigefinger in ein Knopfloch und sagte ihm: „Hören Sie, verehrter Herr, Sie haben einen Legationssekretär, der es weit bringen wird — je m'y connais; er hat jenen Ernst, jene vielsagende und doch nichts verrathende Einsilbigkeit, die den Diplomaten kennzeichnet.“

„Sie sprechen von Blankenstein?“ unterbrach ihn X.

„Ich spreche von Blankenstein, naturellement. Glauben Sie mir, der bringt es weit.“

X. sah Rosenhagen einige Augenblicke schweigend an, dann ergriff er seine Rechte mit beiden Händen. „Herr Graf“, sagte er, „ich glaube wie Sie, daß bedeutende Fähigkeiten in dem jungen Menschen stecken. Aber — es fehlt ihm noch die gehörige Routine in Manchem, was der Diplomat wissen muß! Was man aus Büchern erlernt, weiß er — es geht ihm nur der Umgang mit einem Manne ab, der auf dem Felde der Politik grau geworden, der ihn in lehrreichem Gespräch unterrichten könnte in der Kunst, Staatsmännern gegenüber sich nicht verblüffen zu lassen. Ein solcher Umgang fehlt ihm, ein solcher Umgang würde ihm den letzten diplomatischen Firniß geben — verstehen Sie mich, Herr Graf?“ Und X. schüttelte dem Alten die Hand.

„Je comprends“, antwortete Rosenhagen und fuhr nach Hause. Am andern Morgen beim Kaffee sagte er

zu seiner Frau: „Gertrud, der junge Graf Blankenstein soll heute bei uns speisen. Lasse ihn einladen.“

Die Gräfin und ihre Tochter hätten Beide beinah ihren Zwieback fallen lassen bei diesem unerwarteten Auftrage. Die Mutter hatte nicht den Muth gehabt, ihrem Gatten gegenüber der Absichten des jungen Mannes auch nur mit einer Silbe zu erwähnen; Eveline natürlich noch weniger. Die Ueberraschung war vollständig.

Blankenstein konnte sich nicht erklären, wie er zu der Ehre einer solchen Einladung gekommen war, freute sich aber darum nicht weniger über die Aussicht, die Geliebte seines Herzens wiederzusehen und vielleicht von nun an in näherer Verbindung mit dem Rosenhagen'schen Hause stehen zu dürfen. Er zog um 5 Uhr ein Paar neue buttergelbe Handschuhe an und erschien in dem gräßlichen Salon. Alles ging vortrefflich; der alte Graf war überaus wohlwollend, klopfte sogar seinem Gast wiederholt auf die Schulter, und setzte ihn bei Tisch neben sich. Rosenhagen war ursprünglich von dem lieben Gott dazu bestimmt gewesen, ein sehr guter Mensch zu werden, und wäre es auch geworden, hätte er sich bis zum *envoyé extraordinaire et ministre plénipotentiaire* hinaufschwingen können. Wenn das Essen gut war, geschah es häufig, daß er in einem so kleinen Kreise gemüthlich wurde.

Nach aufgehobener Tafel lud der Graf seinen Gast ein, ihm in sein Kabinet zu folgen. Zwei Lehnstühle standen vor dem geheizten Kamin. „Wir wollen hier unsern Kaffee trinken, setzen Sie sich“, sagte er. „Rauchen Sie?“ Blankenstein versicherte, daß er nie rauche, wenn Gefahr da sei, von Damen überrascht zu werden. „Rauchen Sie nur“, wiederholte der alte Graf; — der Qualm zieht in den Kamin“.

Die Herren setzten sich. Nach den ersten fünf Minuten einer Unterhaltung über geringfügige Gegenstände gedachte Rosenhagen seiner menschenfreundlichen Absichten, und eine feierliche Stimmung kam über ihn. Er strich sich mit der Hand über die Stirn und fing in verändertem Ton zu sprechen an. Zuerst kam eine ziemlich ausführliche Schilderung der Zeit, wo er Geschäftsträger in Wien gewesen. Von seinen persönlichen Beziehungen zum Kaiser von Oesterreich sprach er bescheiden wie immer; die gegenseitige Sympathie ließ sich mehr errathen, als aus dem Gesagten nachweisen; offener trat sein freundschaftliches Verhältniß zu sämmtlichen damaligen Staatsmännern an's Licht. Einige Variationen über das Thema, was er alles hätte werden können, wenn nicht Reider ihm entgegengetreten wären, bildeten den Uebergang und gleichsam die Berechtigung, jetzt belehrend aufzutreten, und nun folgten in bunter Reihe beherzigenswerthe Erklärungen und Beleuchtungen, die verdient hätten, unter dem

Titel: „Conseils d'un diplomate à son fils“ der Oeffentlichkeit übergeben zu werden. Manches war von unumstößlicher Wahrheit, z. B. „Viel essen zu können“, sagte er unter Anderm, „ist bekanntlich eine Fähigkeit, die sich oft schon in zarter Kindheit in dem Menschen entwickelt, und die mancher Bevorzugte bis in das späteste Alter ungestraft übt. Sie ist an keinen Stand gebunden; der Holzhacker kann, seinen pecuniären Interessen zuwider, einen kolossalen Appetit haben. Die Behauptung, ein Diplomat müsse mit einem absonderlich construirten Magen versehen sein, ist also nichts als ein veraltetes Vorurtheil. Der Diplomat ißt nicht, er dinirt, und in diesem Ausdruck allein liegt ein leicht faßlicher Unterschied. Ich hoffe, Sie verstehen mich, junger Mann. Wie? Na also. — Der Begriff „diniren“ schließt freilich das Unterbringen eines gewissen Quantum's seiner Lebensmittel in sich — aber sehr wichtig, ich möchte fast sagen die Hauptsache dabei ist die äußere Ausstattung der Tafel. Die strengste Harmonie muß in den Verzierungen herrschen. Geben Sie Acht, wohin Sie gerathen, wenn Sie diese Regel aus dem Auge verlieren. Sie haben, sagen wir, einen Tafelaufsatz von Bronze; sind nun die Armleuchter von Silber, und erlauben Sie sich daneben Schüsseln von Plaque und Confectellerchen und Compotschälchen von verschiedenartigem Porzellan auf den Tisch zu stellen, so ist gar kein Grund vorhanden, nicht auch ein Wasch-

becken oder ein Tintenfaß en vieux Saxe mit paradiren zu lassen. Die Idee der classischen Einheit ist verloren; die Gemüthsstimmung verliert die Ruhe, die etwas vollkommen abgerundetes Ganzes dem Essenden giebt; er ist zerstreut und Sie machen ein formidables Fiasco mit ihrem Diner!"

Zwei Stunden dauerte die Vorlesung; Graf Rosenhagen sprach mit jenem Eifer, den tiefe Sachkenntniß dem Redner einflößt. „Kommen Sie bald wieder“, sagte er endlich zu Blankenstein, als dieser sich erhob, „oder noch besser — ich betreibe Alles gern systematisch — ich erwarte Sie jeden Montag und Donnerstag zu Tisch — um fünf Uhr, wie heute.“

Man kann sich denken, daß Blankenstein keinen Montag und keinen Donnerstag ausblieb. War auch Eveline nie zugegen, wenn der diplomatische Lehrkursus im Cabinet des Vaters begann, so brachten doch seine häufigen Besuche eine Annäherung hervor, die später auf das Gelingen seiner Absichten einen günstigen Einfluß haben konnte. Die Vorlesungen selbst, in denen Rosenhagen die Früchte seiner langen Laufbahn mit innigem Wohlgefallen zu sammeln schien, hätte er gern entbehrt.

Drei Wochen flossen auf diese Weise schnell dahin. — X. folgte dem ruhigen Gange der Begebenheiten mit aufmerksamem Blick und wartete auf eine Gelegenheit, um mit gewohnter Unbefangenheit einen Schritt weiter

zu thun. Da kam er eines Tages auf einem Spaziergange mit dem Grafen Rosenhagen zusammen. Es gehörte zu den Eigenheiten des alten Mannes, daß er nicht gern stehen blieb. K. kehrte also mit ihm um, und sie lustwandelten zusammen im Sonnenschein. Die Unterhaltung mit dem Grafen war nicht schwer; man brauchte ihn nur auf ein Thema zu bringen, das in irgend einer Beziehung zu seiner schroff abgegrenzten Ideenwelt gehörte — das Uebrige machte sich von selbst, wenn man die schwere Kunst des Zuhörens verstand. K. berührte den verderblichen Einfluß der Eisenbahnen und Telegraphen auf den Gang der Politik, das fieberhafte Ueberstürzen der wichtigsten Beschlüsse in Folge dieser Erfindungen, und Rosenhagen übernahm die nähere Entwicklung des Satzes. Der Graf ging dabei so aus dem Hundertsten in's Tausendste, daß K. am Ende nicht mehr wußte, wie er dem eigentlichen Zweck der Unterredung wieder nahe kommen sollte. Er entschloß sich zu einer plötzlichen Schwenkung und sagte:

„Ich höre Sie immer mit Vergnügen und wundere mich nicht über den Ideenreichtum, den mein junger Blankenstein seit einiger Zeit an den Tag legt. Ich weiß, Herr Graf, Sie haben den Schatz Ihrer Erfahrungen vor ihm aufgedeckt. Er verdankt Ihnen viel. Aber — aber —“

„Pourquoi — aber?“ fragte Rosenhagen.

„Sie werden meine Offenheit nicht mißbrauchen“, fuhr X. fort; — „aber — ich glaube, seine Seelenruhe ist dahin, seitdem er Ihr Haus so oft besuchen darf, — ich glaube, er liebt Ihre Tochter!“

„Vous croyez?“ rief der Graf und blieb stehen.

„Blankenstein ist ein Mann von guter alter Familie und hat ein hübsches Vermögen, das Mädchen, das ihn heirathet, macht eine gute Partie; — aber Sie werden wahrscheinlich für Comtesse Eveline mehr wünschen als die Stellung der Frau eines Gesandtschaftssekretärs — wie nah auch seine Beförderung sein mag.“ — X. betonte die letzteren Worte mit besonderem Nachdruck und ließ den Grafen stehen.

Das Abtreten nach einer bedeutungsvollen Phrase ist im wirklichen Leben, wenn man es sparsam anwendet, so effectvoll wie auf der Scene. Rosenhagen ging nachdenkend nach Hause.

Die Sache hätte sich vielleicht dennoch in die Länge gezogen, wenn der Zufall nicht X. ein Mittel in die Hände gegeben hätte, die Entwicklung zu beschleunigen. „Eine Chiffrierte telegraphische Depesche!“ rief er Blankenstein zu, als dieser am folgenden Morgen zu gewohnter Stunde in das Schreibzimmer des Gesandten trat. Die Herren machten sich an das Deciffriren. Die Depesche war von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten und lautete: „Der König reist incognito unter dem Na-

men eines Grafen von Süd Ost nach R.; kommt übermorgen an die Grenze des Staates, wo Sie accreditirt sind, und passirt das Land, ohne sich aufzuhalten."

„Wir müssen unserm Herrn entgegen gehen“, bemerkte X. — Blankenstein bemerkte, jeden Augenblick zur Abreise bereit zu sein.

„Das ist aber nicht genug“, fuhr X. fort, „wir müssen das Incognito des Königs so durchsichtig machen, daß er dennoch an der Grenze gehörig empfangen wird. Das Geheimniß muß sogleich verrathen werden. Gehen Sie augenblicklich zum Grafen Rosenhagen und theilen Sie ihm die Sache mit, offizielle Schritte darf ich nicht thun, sprechen Sie also in Ihrem eigenen Namen.“

Ich habe die Schilderung meines kostbaren Rosenhagen ohnehin schon so weitläufig gemacht, daß das Gewissen anfängt rege zu werden und es mir dem Leser gegenüber zur Pflicht wird, das Ende in wenigen Worten zu erzählen. Der Graf war überrascht und geschmeichelt von dem Zutrauen, das der junge Blankenstein ihm bewies; er ging einigemal in großer Aufregung im Zimmer auf und nieder, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, rief: „Ja, ja, je m'en charge!“ — ließ anspringen und eilte zum Oberhofmarschall. „Der König von ** kommt übermorgen in's Land!“ berichtete er. „Ei, ei“, war die Antwort. „Und geht von der andern Seite wieder hinaus!“ — „So, so.“ Die Negociation war hiermit so

ziemlich geschlossen; Graf Rosenhagen erfreute sich aber noch der Ehre, daß unter den Standespersonen, die der durchreisenden Majestät als Ehrenbegleitung beigegeben werden sollte, auch von ihm die Rede war; die Wahl fiel jedoch auf einen Andern, und der Graf von Süd-Ost ging des Vergnügens verlustig, Rosenhagens Bekanntschaft zu machen.

„Jetzt machen Sie mich zu Ihrem Gesandten!“ sagte K. zu Blankenstein, und drückte ihn fest an sich. Noch an demselben Tage war Eveline die Braut des jungen Diplomaten.

Aus dieser Geschichte ist zu entnehmen, daß die Diplomatie auch in ihrer praktischen Anwendung im gewöhnlichen Leben ihre guten Seiten hat.

Eine literarische Theegesellschaft.

Der kleinere Salon der Geheimrätthin von Weizenfeld war hell erleuchtet. Eine Abendgesellschaft war im Anzuge, und es handelte sich diesmal nicht um eine Tasse Thee allein — neben dem Backwerk sollte auch ein intellektueller Genuß verabreicht und etwas vorgelesen werden. Die Wirthin des Hauses war eine Frau von viel Belesenheit und Geschmack und verschaffte gern einem aufkeimenden Talent die Gelegenheit, seine Geistesprodukte der Prüfung eines auserlesenen Publikums zu unterwerfen. Das sollte auch heute stattfinden.

Frau v. Weizenfeld saß noch allein in ihrem Salon; nur ein Hündchen von dem immer seltener werdenden Geschlecht der Möpse schlief neben ihr. Das Thier war so gut erzogen, daß es noch nie eine Vorlesung unter-

brochen hatte, und durfte daher bleiben. Grüne Ueberhänge von zierlich geschnittenem Papier hingen über den Glaskugeln der Lampen; auf einem Tischchen seitwärts standen zwei Lichter und ein Glas Zuckerwasser — ein weicher Armsessel für den Vorleser daneben; einige Räucherkerzen schickten ihren Duft in bläulichen Wölkchen durch das Zimmer, ein tüchtiges Feuer brannte im Kamin; die ganze Anordnung war sehr gemüthlich und entsprach vollkommen dem Zweck der erwarteten Versammlung.

Mit dem Schlage halb neun meldete ein Diener Herrn von Fridolin, und es trat ein Mann herein von etwa dreißig Jahren, mit langen blonden, von Stirn und Schläfen zurückgestrichenen Haaren, bleichen Wangen, einer goldenen Brille und umgeschlagenen Vatermördern.

„Guten Abend, guten Abend!“ rief ihm die Geheimrätthin entgegen; „Sie sind von einer Pünktlichkeit, die bei einem Poeten doppelt geschätzt werden muß. Nehmen Sie Platz.“

„Nennen Sie mich nicht einen Poeten“, erwiderte Fridolin; „ich habe mit meinen kleinen Geisteserzeugnissen so wenig Ansprüche, für einen Poeten gelten zu wollen, daß die klangreiche Bezeichnung mich trifft wie Spott.“

„Bescheidenheit. — Wo ist denn Ihre Tante? Sie, die glühendste Verehrerin Ihres Talents, wird doch heute nicht ausbleiben?“

„Sie wird wahrscheinlich —“

Die Flügelthüren gingen auf und die Baronin von der Briez, Fridolin's Tante, trippelte in's Zimmer. Sie war eine sehr kleine und sehr magere Frau von angreifender Lebhaftigkeit. Ihre grauen Locken und die Bänder ihrer Haube flogen fortwährend von der einen Seite auf die andere, den Bewegungen des Kopfes folgend; ihre Augen sprühten unaufhörlich Funken der Begeisterung, auch bei den gewöhnlichsten Dingen, der Mund lächelte immer. Sie hatte in ihrer Jugend Verse gemacht und sogar einen Roman geschrieben; der selige Baron von der Briez hatte aber ihre Herzensergießungen in gebundener und ungebundener Rede „dummes Zeug“ genannt, und es war Alles für die Nachwelt verloren, was sie geschrieben. Aber der Geschmac für Poesie war ihr geblieben, sie machte gern die Bekanntschaft von Schriftstellern, und verfolgte, in Ermangelung anderer, den Neffen mit ihrer Bewunderung.

„Noch Niemand da?“ sagte die kleine Baronin im Hereintreten, — „die Gesellschaften fangen zu spät an, was kann man lesen, wenn man erst um 9 Uhr zusammen kommt? — Hast Du Dein Gedicht bei Dir, Fridolin? — Sie werden hören, liebe Geheimrätin, was das wieder

für ein herrliches Gedicht ist! Fridolin, Du solltest vorläufig einige Stellen lesen, so lange wir allein sind.“

„Aber, liebe Tante“ — bemerkte der Poet.

Zwei neu eintretende Damen enthoben ihn der Verlegenheit, seiner begeisterten Tante zu widerstehen. Es war die Gräfin Bodensfels mit ihrer Tochter. Die Gräfin bildete einen schlagenden Gegensatz zu der lebhaften Baronin. Sie fing an sehr corpulent zu werden und befließigte sich einer tadellosen Eleganz, um die überhandnehmende Fülle etwas in Schranken zu halten; alle ihre Bewegungen waren ruhig und würdevoll, und ein anständiger Ernst thronte auf ihren einst schön gewesenen Zügen. Sie behauptete zu schwärmen für die deutsche Literatur, aber es war nicht leicht daran zu glauben, obgleich sie eine reiche Sammlung von Autographen deutscher Schriftsteller besaß.

Mehrere neue Gäste traten schnell nach einander in den Salon.

„Um Gotteswillen, haben Sie eine zahlreiche Gesellschaft eingeladen?“ fragte Fridolin leise die Geheimrätin.

„O nein, ich erwarte höchstens zwanzig Personen.“

„Und Sie hoffen, daß Alle Geschmack am Vorlesen finden werden? Es war ja nur von einigen wenigen Freunden die Rede.“

„Beruhigen Sie sich, ich habe den Kreis so gewählt, daß Sie ein würdiges Publikum vor sich haben werden.“

Die Tante hatte das halbleise Zwiegespräch gehört; sie hörte und sah Alles. „Was fällt Dir ein, Fridolin?“ rief sie, „je mehr Leute, desto besser; öffentlich solltest Du Deine Sachen vorlesen!“

Fridolin seufzte und schwieg.

Es hatten sich allmählig mehr als zwanzig Personen versammelt; die Damen waren in der Mehrzahl, aber es saßen auch einige ältere und jüngere Männer im Kreise. Das Gespräch wurde allgemein und drehte sich laut um die Begebenheiten des Tages und hundert Kleinigkeiten. Fridolin wußte gar nicht, wie da der Uebergang zu seiner Vorlesung ermöglicht werden sollte, und war in einer peinlichen Stimmung. Die Tante saß auf Nadeln

„Herr von Fridolin hat versprochen, uns heute etwas vorzulesen“, sagte die Geheimrätthin endlich mitten in das Gewirr der Gespräche hinein; „ich denke, wir fangen an.“

Die Zunächstsitzenden hatten die Worte gehört, die allmählig die Kunde machten, und es wurde stiller und stiller im Kreise bis auf ein paar Stimmen, die sich in einen politischen Gegenstand hineingesprochen hatten. Aber auch diese schwiegen endlich, bis nach

einer kleinen Pause sämmtliche Anwesende im Chor ihre Freude an dem bevorstehenden Genuß an den Tag legten.

„Was soll gelesen werden?“ fragte die Gräfin Bodenfels langsam.

„Es ist —“ fing Fridolin an —

„Es ist ein Gedicht“, fiel die Tante ein; „etwas ganz Neues, etwas sehr Dramatisches.“

„Etwas Dramatisches?“ fuhr die Gräfin fort; — „das freut mich, ich liebe das Dramatische.“

„Lesen Sie, lesen Sie, Herr von Fridolin!“ rief es von allen Seiten; — „fange an, Fridolin“, rief die Tante.

Fridolin zog sein Manuscript aus der Tasche, nahm den ihm bestimmten Platz ein und begann:

„Der Gegenstand des Gedichts, das ich mir erlauben werde, Ihnen vorzutragen, ist einer alten florentinischen Chronik entlehnt, und meines Wissens noch von Niemand bearbeitet worden. Nehmen Sie es mit Rücksicht auf. Es heißt:

Der Zimmermann und der Dachdecker.

In Florenz war vor zwei, dreihundert Jahren —

„Ach, die Geschichte spielt in Italien!“ rief ein junges Mädchen. „Das ist herrlich!“ Ein durchbohrender Blick der Baronin von der Brieg stellte die

Ruhe augenblicklich wieder her und Fridolin begann noch einmal:

In Florenz war vor zwei, dreihundert Jahren —
Vielleicht noch mehr — ein alter Zimmermann,
Der sich durch Fleiß und wohlverstand'nes Sparen,
Wenn Reichthum nicht, doch hübsches Geld gewann.
Hoch stand sein Ruf; in zweifelhaften Fällen
Ward von der Zunft er stets um Rath befragt,
Und gern gehorchten Meister und Gesellen
Dem Ehrenmann, wenn er sein Wort gesagt.

Die Gräfin Bodensfels hatte die ganze Zeit nicht aufgehört mit dem Kopfe zu nicken, was bei ihr ein Zeichen von Ungebuld war. Jetzt benutzte sie den Punkt und sagte langsam:

„Aber Sie haben uns ja etwas Dramatisches versprochen, — ich habe eine Komödie erwartet —“

„Ich bitte Sie, liebe Mama!“ flüsterte die Tochter erröthend der Gräfin in's Ohr.

Niemand sprach ein Wort, und die Unterbrechung verhallte in lautloser Stille. Eine kleine Tischuhr schlug höflich halb zehn, als wollte sie die Leute auf andere Gedanken bringen. Fridolin fuhr fort:

Wohl schätze er, was ihm das Glück gesendet:
Der Leute Lob, den wohlgefüllten Schrein!
Doch hatte Gott noch mehr ihm zugewendet —
Die schönste Himmelsgabe nennt' er sein:

Ein Töchterchen, fast noch ein Kind an Jahren,
Doch an des Südens Sonne früh erblüht,
Mit dunklem Aug', mit rabenschwarzen Haaren,
Die Wange braun, von frischem Roth durchglüht.

Es ist in alten Chroniken zu lesen,
Das Wächteramt sei auch zu jener Zeit
Bei jungen Mädchen schon so schwer gewesen,
So reich an Ueberraschungen, wie heut.
Drum wählte früh, zur Meidung aller Sorgen,
Sich einen Eidam ganz nach seinem Sinn
Der Zimmermann, und trat an einem Morgen
Mit seinem Vorschlag vor die Tochter hin.

Die Zuhörer waren bis hierher mit wohlwollender Aufmerksamkeit den Worten Fridolins gefolgt, als zwei Diener geräuschvoll die Flügelthüren öffneten und einen reichbesetzten Theetisch hereintrugen. Tante von der Brieß wäre fast aufgesprungen vor Entrüstung; die Anwesenden sahen sich unwillkürlich um nach der Störung. „Laßt den Tisch stehen“, rief die Geheimiräthin unmuthig; „ich werde rufen; geht hinaus.“ Die Ruhe stellte sich wieder ein; nur die langen Krystall-Klunker an dem Armleuchter auf dem Tisch schickten bummelnd noch eine kleine Weile ihre Harmonika-Laute durch den Saal.

Fridolin's Arme ruhten mit dem Hefte auf seinen Knieen; er schickte einen Blick stiller Verzweiflung der Decke zu; aufstehen konnte er nicht, ohne sich lächerlich zu machen, das fühlte er und las weiter.

Ein schmucker Jüngling war der Auserwählte,
Von feinem Wuchs, Dachdecker seiner Kunst,
Und reicher Eltern Liebling — kurz es fehlte
Ihm nichts nach den Befehlen der Vernunft;
Doch wäre er auf einem Thron geboren,
Maria konnte Pietro's Weib nicht sein,
Denn einen Andern hatte sie erkoren
Und hoch gelobt, ihr Leben ihm zu weih'n.

Lorenzo war Geselle bei dem Alten,
Seit ihm der erste Flaum am Kinne stand;
Er hatte oft das Kind im Schooß gehalten
Und scherzend seine kleine Braut genannt.
Und als zusammen sie vor einem Jahre
An ihrer Mutter Sterbebett geweint,
Da hatten ohne Worte an der Bahre
Die Herzen sich zum ew'gen Bund geeint.

Weil Widerspruch den Vater stets erhitzte,
Bat sich Maria nur Bedenkzeit aus —
Und als der Sterne Heer am Himmel blizte,
Verließ die Jungfrau ungesehen das Haus —
Es fanden sich an wohlbekannter Stelle
Die Liebenden mit einem warmen Kuß,
Und um die Wette mit des Arno Welle
Strömt' aus den Herzen ihres Leid's Erguß.

Was sie gesprochen —

Alle Thüren im Hause flogen donnernd auf und zu
— ein lautes Häuspern ertönte im Vorsaal, und ein
neuer Gast trat schnellen, aber würdevollen Schrittes in

das Zimmer. Auf der Brust bligte ein Stern; es war Graf Rosenhagen.

„Ah! es wird vorgelesen!“ rief er schon in der Thüre; „ich komme wohl zu spät — es ist aber nicht meine Schuld; das weiße Halstuch ist mein Zeuge, daß ich bei einem Diner gewesen; das Gespräch war anziehend — ich habe mich nicht gleich nach dem pousse-café losreißen können. Wie weit sind Sie? Liegen die Liebenden sich schon in den Armen?“ Der Graf schäkerte gern bei solchen Gelegenheiten und war dann ganz besonders angenehm.

„Nehmen Sie Platz“, sagte die Wirthin des Hauses etwas trocken.

„Erzählen Sie mir nur mit ein paar Worten den Anfang“, fuhr Rosenhagen fort, „ich errathe gleich, wovon die Rede ist.“

Es gab sich Jemand die Mühe, dem Grafen das Gehörte kurz zu wiederholen.

„Na also“, sagte er, „der Zimmermann heirathet den Dachdecker — ich komme gerade zur Hochzeit. Fahren Sie fort, ich bitte, lassen Sie sich nicht stören.“ Und er wandte sich über die Lehne seines Stuhls zu einem Nachbar und begann ein leises Gespräch, während die Baronin vor Wuth kochte, die Gesellschaft ihm unzufriedene Blicke zuwarf und Fridolin folgendermaßen fortfuhr:

Was sie gesprochen, Niemand hat's vernommen,
Maria weint, bleich wie der stille Mond,
Ob auch Lorenzo — selbst wie sie beklommen —
Sein Abschiedswort mit Freudigkeit betont.
„Maria, hoffe“, spricht er, „was ich thue
„Geschieht für Dich, und bringt es mir den Tod,
„So folgst Du mir zu ew'ger Grabesruhe,
„Und ledig sind wir aller Erdennoth.“

In Florenz war die Zunft der Zimmerleute
Längst mit den Deckern schon in ew'gem Streit,
Wer die Gefahr von Beiden wen'ger scheute,
Und welche Zunft des kühnern Manns sich freut,
Es sollte nun von jeder zum Beweise
Ein Probestück von Kühnheit vor sich gehn,
Und jede hatte schnell in ihrem Kreise
Lorenzo sich und Pietro außersehn.

Um eine Kirche, die seit alten Zeiten
Santa Maria dei fiori heißt,
Biegt rings ein Platz. Dahin von allen Seiten
Drängt sich das Volk, zu schauen, was der Geist
Der Eifersucht der neubegier'gen Menge
An Wagesstücken vorzuführen strebt,
Und tiefe Stille herrscht in dem Gedränge,
Als zum Beginnen man das Zeichen hebt.

„Jetzt kommt es!“ rief Tante von der Brück un-
willkürlich. Fridolin warf ihr einen ärgerlichen Blick zu
und las mit veränderter Stimme, während die Gesellschaft

ihre Aufmerksamkeit verdoppelte. Sogar Graf Rosenhagen hörte zu.

Von einer der Luten hoch oben am Thurm,
Hinaus in den endlosen Raum,
Ragt schwebend und schwankend in graufiger Höh'
Ein eckig behauener Baum.

Gebückt tritt hervor aus der Luke ans Licht
Des Dachbeckers schlanke Gestalt —
Er grüßet die Menge und schaut vor sich hin —
Die unten durchschauert es kalt —

Fest heftet der Jüngling den furchtlosen Blick
Ans Ende, das leise erbebt,
Und betet mit Andacht, indem er den Fuß
Zum schaurigen Gange erhebt.

Wohl droht ihm des Schwindels betäubende Macht,
Wohl ächzet der Balken und wankt —
Doch schreitet der Kühne bedächtigen Muths
Fort, bis er an's Ende gelangt.

Hier, kaum einen Zoll breit vom sicheren Tod,
Aniet plötzlich er hin — aus der Fern
Ertönet ein Schlag — und ein Ziegel sitzt fest
An des Balkens umringeltem Kern!

Der Jüngling erhebt sich — er wankt — nein, ein Gott
Beschützt und beschirmt seinen Lauf —
Er wendet behutsam die Schritte zurück —
Geborgen! Der Thurm nahm ihn auf!

Alles schwieg. Nur Rosenhagen konnte sich einer Bemerkung nicht enthalten. „Ein verfluchter Kerl der Giovanni“, sagte er.

Luft machte sich nach überstand'nem Bangen
Mit tiefem Athemzuge jede Brust,
Und tausendfache Vivatrufe klangen
Vom Platz hinauf zum Thurm in wilder Lust.
„Das Wagniß kann kein zweiter je erreichen,
„Der Sieg ist sein!“ — von Mund zu Munde Lief —
Doch schnell verstummte Alles, als das Zeichen
Den zweiten Kämpfer auf den Schauplatz rief.

Lorenzo erscheint, eine Säge am Arm,
Es meidet die Tiefe sein Blick;
Er schreitet wie Jener bedächtigen Muths,
Vertrauend auf Gott und sein Glück.

Am Ende des Balkens stellt kühn er sich hin,
Zum Thurme die Seite gewandt,
Und legt seine Säge, vornüber gebeugt,
Ans Holz mit erfahrener Hand.

Und kreischend und ächzend dringt mächtig hinein
Der Säge geschäftiger Stahl —
Ein Wölkchen von Spänen schwebt langsam herab
Wie spielend im goldenen Strahl.

„Halt ein mit der frevelhaft tollkühnen That!“
Ruft's unten in zahllosem Chor —
Und räumend den Platz an dem Fuße des Thurms
Schaut ängstlich die Menge empor.

Sämmtliche Zuhörer blickten plötzlich um sich — auch der Vorleser sah überrascht auf — ein lautes schnelles Pochen tönte durch den Saal. „Herein!“ rief die Geheimrätthin ärgerlich — es kam aber Niemand, und das Pochen dauerte fort. Da gesellte sich ein leises unbehagliches Knurren und Winseln dazu. „Es ist der Mops!“ riefen mehrere der Anwesenden. Tante von der Briez schrie auf vor Entrüstung. „Turtelchen krägt sich und stößt mit dem Ellenbogen auf den Fußboden!“

Ein nicht zu bezwingendes Lachen erschütterte den Kreis. „Lassen Sie doch das Thier hinauswerfen!“ rief die Baronin der Geheimrätthin zu.

Ein Diener wurde gerufen und holte den vierfüßigen Friedenstörer nicht ohne Mühe unter dem Klavier hervor. Aber es dauerte lange, eh' sich die Ruhe wiederherstellte. „Turtelchen hat gar keinen Sinn für Poesie“, bemerkte Graf Rosenhagen, und das Lachen begann von Neuem.

Fridolin und seine Tante schauten so kläglich drein, daß das Mitleid endlich der Heiterkeit Einhalt that. Alles schwieg und der Dichter fuhr mit bewegter Stimme fort:

Doch reicht zu Lorenzo kein Rufes hinauf:
Bald ist, was begonnen, gethan —
Grab' zwischen den Füßen dringt rastlos ins Holz
Der Säge gefräßiger Zahn.

Und als nun das End' — fast vom Kumpfe getrennt —
Sich beugt von dem klaffenden Schnitt,
Da sendet Lorenzo den mächtigen Klotz
Hinab mit verwegenem Tritt!

Und während der Klotz noch im Raume sich dreht,
Als trage ihn spielend der Sturm,
Schwingt rasch auf den Balken den schwebenden Fuß
Lorenzo, und birgt sich im Thurm!

Wie Meeresbrandung donnernd tönt das Rufen:
„Noch kühner war, was Dieser hier gethan!
„Bivat der Zimmermann!“ Des Thurmes Stufen
Sucht emsig drängend Jeder sich zu nah'n!
Und als getragen von geschäft'gen Händen
Lorenzo erst und Pietro dann erscheint,
Da ist's, als sollt' der Jubel nimmer enden,
Der beide Namen in dem Hoch vereint.

Begeistert freut das Volk sich des Geschickes,
Das die Verwegenen geschont; — sie geh'n
In stiller Demuth hin, wo ernsten Blickes
Die Ältesten der beiden Zünfte steh'n.
Dort harr'n des Lobes aus der Meister Munde
Die Jünglinge — ihr Ruhm verwirrt sie nicht —
Bis endlich Einer aus der Alten Kunde
Mit nassem Aug' das Schweigen also bricht:

„Ihr Beide habt mit gleichem frischen Muthe
Bewiesen, was der Florentiner kann —
Was ihr vollbracht, kommt unsrer Stadt zu Gute,
Wer Kühnheit sucht, fragt hier in Zukunft an.

Doch war, bei Gott! die größ're That die Deine,
Du trottest mehr, Lorenzo, der Gefahr —
Drum reiche Dir zuerst der Jungfrau'n Eine
Den Becher Weins als Siegeszeichen dar!"

Erwartend sucht Lorenzo mit den Blicken
Den süßen Lohn — die Pulse schlagen laut —
Da sieht er plötzlich, glühend vor Entzücken,
Maria nah'n, geschmückt wie eine Braut:
Der Vater folgt — er winkt — statt Saft der Reben
Reicht ihm die Jungfrau ihre Lippen dar —
Und Thurm und Giebel rings herum erbeben
Vom Jubelruf: Hoch! Hoch das junge Paar! —

Fridolin schlug die Blätter zusammen, die Gesellschaft erhob sich, man umringte den Theetisch; nur wenige von den Anwesenden spendeten dem Dichter einige Lobsprüche. „Sehr dramatisch“, sagte die Gräfin Bodensels. „Recht artiges Talent“, meinte Graf Rosenhagen. Und man ließ Lorenzo und Maria glücklich sein, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Fridolin hätte besser gethan, wenigstens Pietro den Hals brechen zu lassen — die Theilnahme wäre vielleicht größer gewesen. Tassen und Löffel klapperten; die Gespräche in den verschiedenen Gruppen waren lebhafter als je nach dem Druck, der auf der Unterhaltung gelastet.

Tante von der Brieß litt unsäglich: sie hatte so viel von dem Zimmermann und dem Dachdecker erwartet, daß sie die Gleichgültigkeit der Gesellschaft kaum ertragen

konnte. Mit glühenden Wangen ging sie von Einem zum Anderen, aber alle die kurzen Phrasen — „außerordentlich hübsch“ — „eine sehr fließende Sprache“ — u. s. w., die sie einsammelte, genügten ihr nicht — ihr Neffe sollte mit aller Gewalt glänzen, und sie griff zum letzten Mittel.

„Ich weiß nicht, wie lange Fridolin an der Ballade gearbeitet hat“, sagte sie einem ihrer gezwungenen Zuhörer, — „aber kleinere Gedichte schüttelt er buchstäblich aus dem Aermel. Ich bin überzeugt, wenn wir ihn drum bitten, so hat er in einer Viertelstunde etwas fertig.“

„Ei, ei“ — „Das wäre“ — „Eine seltene Gabe“ tönte es im Kreise.

„Es kommt auf den Versuch an“, fuhr die Baronin fort; „liebe Geheimrätin, Sie hören, wovon die Rede ist — fordern Sie meinen Neffen auf, uns gleich an Ort und Stelle ein Gedicht zu machen!“

Der unglückliche Fridolin wurde natürlich bestürmt, eine Probe der Leichtigkeit zu geben, mit der er seine Verse zu Papier brachte. Merkwürdiger Weise ließ er sich nicht lange bitten und ging in das Nebenzimmer. Die Tante lief unruhig hin und her und lauschte an der Thüre; kaum zwanzig Minuten waren verflossen, als der Neffe wieder erschien.

„Was hast Du geschrieben?“ rief ihm die Baronin entgegen.

„Eine Fabel“, antwortete Fridolin.

„Ach du lieber Gott, la cigale ayant chanté, — tout l'été“ — flüsterte Graf Rosenhagen seinem Nachbar zu; — „eine süße Rückerinnerung aus den Kinderjahren!“

Jeder blieb sitzen, wo er saß; Fridolin lehnte sich an ein Gestell, auf dem eine Lampe brannte, und las:)

Der Tulpenbaum und der Hänfling.

Um eines Schlosses riesengroßen Bau
Erstreckt sich in französischem Geschmacke
Ein schöner Garten, wo das Grün genau
Sich fügen muß der Scheere, Schnur und Hacke.

Inmitten eines Rasenplatzes steht
Ein Tulpenbaum, wie einsam auf der Wache,
Von jedem Winde rücksichtslos durchweht,
Kein Blümchen schützend mit dem Blätterdache.

Es sezt an einem schönen Frühlingstag
Ein Hänfling sich auf einen seiner Nester;
Das war dem Tulpenbaume lieb; — er sprach:
„Ihr Vögelchen seid mir willkommen Gäste!

„Ich höre hier in ew'gem Einerlei
„Stets nur den Wind durch meine Krone rauschen;
„Die Pracht des Gartens macht die Vögel scheu —
„Saß Du mich einmal Deiner Stimme lauschen.“

Der Hänfling schüttelt sich sogleich zurecht
Und singt vergnügt Eins seiner schlichten Lieder —
Doch wie er kaum den ersten Triller schlägt,
Da tönt auch schon des Windes Rauschen wieder.

Der Vogel hält in seinen Trillern an
Und spricht empfindlich zu dem Tulpenbaume:
„Sag' Du nun selbst, ob man hier singen kann?“
„Laß mich zurück zu jenes Waldes Saume!

„Da wo die Schatten dichter, dunkler sind,
„Da ist's gemüthlich, ist der Raum auch enger —
„Der Wind, wenn er auch singt, bleibt doch nur Wind,
„Und seine Stimme stört den schlichten Sänger!“

Fridolin schlich sich fort. Er wurde seitdem in der
Gesellschaft „der Hänfling“ genannt.

Der Schneidergesell.

Ein Scherz.

Ein sehr liberaler Herr war der Fürst von — um die drei Sternchen zu vermeiden wollen wir sagen: von Bernstein-Bernstein, obgleich das Land anders hieß, auf dessen Thron er saß und das zu dem großen einigen, in viele Stücke zerfallenden Deutschland gehörte. Er hatte in der heiligen Taufe den Namen Leupold erhalten und regierte väterlich. Fürst Leupold war in seiner Jugend Obrist in der königlich preussischen Armee gewesen, und hatte aus jener Lebensperiode eine militärische Haltung und einen rothen Kragen beibehalten, wozu sich in späteren Jahren ein nicht unansehnlicher Bauch und eine Perrücke gesellte, deren Haare hinten ein wenig in die Höhe standen, weil eine rund um den Nacken laufende Wulst kein glattes Anliegen gestattete. Es mischten sich

oft sonderbare Ausdrücke in seine Rede, aber wenn er erfuhr, daß einer seiner Unterthanen nichts zu essen hatte, so sagte er gar nichts, sondern fuhr in die Tasche und gab ungezählt was in der Hand stecken geblieben war. Das mußten die Bernsteiner wohl und liebten den Fürsten Leupold, der dabei, trotz seiner strammen und straffen Haltung, freundlich und herablassend zu sein verstand. Wäre Jemand in's Land gekommen und hätte Proselyten machen wollen für den Nationalverein, er hätte ohne Einmischung der Polizei unverzüglich die Weisung erhalten, sich in vierundzwanzig Minuten über die Grenze zu begeben und das Land hinführo unter Androhung noch schwererer Strafe zu meiden.

Fürst Leupold war also sehr populär, obgleich er nicht ungern die Kreuzzeitung las. Er fühlte, daß er sein Volk glücklich machte, und liebte es dafür, daß es ihm dieses wohlthuende Gefühl verschaffte.

Eines Tages, im Februar des Jahres 1861, ließ er den Hoftheater-Intendanten und Oberst-Kammerherrn Grafen von Donnerschild zu sich rufen und sagte zu ihm: „Lieber Graf von Donnerschild, wir wollen zur Verherrlichung des diesjährigen Carnevals etwas Außerordentliches thun, um unseren getreuen Unterthanen eine Freude zu bereiten.“

Der Graf schaute finster drein und antwortete: „Es hat schon ein brillanter Hofball stattgefunden, der be-

deutende Summen verschlungen und an dem der hohe Adel und die hervorragendsten Gelehrten des Landes zu ihrer ganz besonderen Ergözung Theil genommen. Wollen Ew. Durchlaucht noch mehr thun?"

„Ja, lieber Graf von Donnerschild. Mein landesväterliches Herz wünscht noch mehr. Veranstellen Sie eine Redoute im Hoftheater. Alle Bürger unserer treuen Residenz sollen eingeladen werden.“

„Durchlaucht, die Residenz zählt sechstausend vierhundert Einwohner ohne die Garnison.“

„Aber mit den Köchinnen und Handwerksburschen. Sie sind drastisch. Versenden Sie zweihundert Karten. Der ganze Hof wird erscheinen.“

Der Graf zuckte die Achseln und ging. Keine weitere Einwendung war möglich, sonst hätte der Fürst noch mehr sagen können als „Sie sind drastisch“, was immerhin schon für eine Zurechtweisung gelten konnte.

Umfassende Vorbereitungen wurden schleunigst getroffen, um das Hoftheater in einen großen Tanzsaal umzuschaffen. Da es in Bernstein keine Kunst- und Handelsgärtner gab, so wurde ein Ausruf an alle Privat-*Geranium-Topf*-Besitzer erlassen, und in erfreulicher Weise bewährte sich der Patriotismus der Hauptstadt durch Herbeischaffung von verschiedenem Grün, worunter auch einige Gummibäume, die in sinniger Ordnung um die für den Hof reservirten Lehnstühle gestellt wurden. Das

Ganze machte sich sehr hübsch. Im Hintergrunde der Bühne wurde eine große Tafel angebracht mit der Inschrift:

Kang lebe Leopold, unser Fürst,
Den freudig hier sein Volk begrüßt.

Man bemerkte dem Hoftheater-Intendanten, der Keim sei nicht ganz regelrecht, aber er behauptete, die Gesinnung sei die Hauptsache, Schiller seine Reime seien auch nicht immer korrekt.

Den ersten Februar, Abends gegen sieben Uhr, war es sehr lebendig in Bernstein. Die Geladenen gingen zum Balle mit ihren Frauen und Töchtern, die ihre Röcke unter dem Deckmantel der Straßenbeleuchtung mit kühnem Griffe in die Höhe hielten. Unten im Vorsaale des Theaters war ein lebhaftes Abstreifen von Gummieberschuhen, und die Räume füllten sich mit schön gepuhten Damen. Um acht erschien der Fürst, die Fürstin am Arme führend, mit glänzendem Gefolge; das Orchester spielte: „Heil Dir im Siegeskranz“, und es begann der Tanz.

Zu derselben Zeit lebte am Hofe des Fürsten Leopold von Bernstein-Bernstein eine Hofdame, Fräulein Rosalie von Brachschütz-Gunzendorff, die Tochter eines braven Offiziers, der mit dem Fürsten in der preussischen Armee gedient, und dessen Wittve auf besondere freund-

liche Aufforderung von Seiten des Landesherrn sich in Bernstein niedergelassen. Diese Wittwe war durch eine Stieftante ihrer Mutter entfernt mit der fürstlichen Familie Rädniß-Pappelstein verwandt, und hielt in Folge dessen sehr viel von ihrer hohen Geburt, obgleich sie gute Gründe hatte sich zu ärgern, wenn der Fleischpreis um zwei Pfennige aufschlug. Auch ihrer sonst sehr begabten Tochter Rosalie, einem hübschen blonden Mädchen von zwanzig Jahren, hatte sie das stillbefeliegende Bewußtsein ihrer hohen Abkunft beigebracht, und diese, aufgewachsen mit der Lehre, daß ein unermesslicher Abstand sie trenne von der Masse der Nichthoffähigen, beachtete nie einen Menschen, der nicht wenigstens „Herr von“ war. Brachte die Nothwendigkeit sie in die Nähe eines unglücklichen Plebejers, so ließ sie den Blick mit wegwerfender Gleichgültigkeit an ihm vorüber streifen wie an einem Meilenzeiger, und hielt ihn so wenig wie diesen einer Anrede werth. Man kann sich also denken, mit welchen Gefühlen Fräulein Rosalie von Brachschütz-Gunzendorf an jenem Abend dem Feste der Verschmelzung der Stände beiwohnte. Sie stand neben der Fürstin, kerzengrade, den Kopf zurück, die Brust heraus, und spielte nachlässig mit dem Fächer. Ihre Crinoline war die umfangreichste im Saale und sie sah majestätisch aus.

Unterdeß hatte der Fürst die Kunde im Saale und durch freundliche Worte viele Glückliche gemacht, zuweilen

auch nur lächelnd den Mund geöffnet und wieder geschlossen, ohne Etwas gesagt zu haben, was aber auch schon eine angenehme Rück Erinnerung in dem zurückließ, der gerade vor ihm stand. Fürst Leopold war geübt in der Kunst, bei zahlreichen Hofzirkeln jedem Anwesenden Etwas zu sagen, und für jede Jahreszeit wußte er einen neuen Gegenstand des Gespräches. Jetzt trat er in den Kreis der Hofdamen, der aus der alten Oberst-Hofmeisterin und Fräulein Rosalie bestand, und sagte zu dieser: „Ei, ei, mein Fräulein, Sie tanzen nicht? Warum tanzen Sie nicht? Tanzen Sie doch.“

„Es hat mich niemand dazu aufgefordert“, entgegnete Rosalie und erröthete, weil sie die Unwahrheit sprach — drei Jünglinge, die sie im Verdacht hatte, in den Wochentagen mit der Elle umzugehen, hatte sie bereits schmöde abgewiesen.

„Ich hoffe, Sie weisen Niemand ab, es ist das Fest der Verschmelzung der Stände“, sagte der Fürst mit väterlichem Ernste, schob seinen Federhut unter den linken Arm und blieb in der Nähe stehen.

Die ersten Akkorde eines Walzers ertönten; der Schwan-Apotheker Kettig dirimirte das Orchester vorzüglich gut. Schon drehten sich einige Paare auf dem Tanzboden, und die Rockschößen der Tänzer, von dem Hausschlüssel beschwert, beschreiben einen Kreis um die eigene Achse; schon hoffte Rosalie, es würde Niemand wagen

ihr zu nahen; — da stand plötzlich ein langer, schöner Mann vor ihr in tadellosem schwarzen Anzuge und enganschließenden, offenbar noch ungebrauchten Handschuhen von einem zarten Citronengelb. Ein sorgfältig unter der Scheere gehaltener Kastanienbrauner Backenbart umgab das ausdrucksvolle Gesicht; eine Vorgnette hing auf der Sammetweste, und der Kopf bewegte sich ungezwungen in dem weißen Halstuche. — Der Unbekannte forderte sie zum Tanze auf; Fürst Leupold stand in der Nähe — sie wagte es nicht, einen neuen Korb zu geben, und folgte ihrem Tänzer.

Aber so hatte noch nie ein Bernsteiner gewalzt wie dieser! Kaum hörbar flog das Paar wirbelnd durch den Saal ohne anzustoßen, was kein kleiner Beweis von Geschicklichkeit war, da einzelne Tänzer sich hartnäckig herumdrehten ohne von der Stelle zu kommen, und andere sich durch ihre Heiterkeit zu einer Extra-Tour quer über den Tanzboden hinreißen ließen. Rosalie fühlte sich sicher in dem Arme des Fremden und konnte ein Lächeln der Zufriedenheit nicht unterdrücken, als sie neben ihm stehen blieb. Wo möglich noch angenehmer überrascht aber war sie, als ihr Tänzer die Unterhaltung im Tone der feinsten Gesellschaft begann. Er entschuldigte sich, ohne vorhergegangene Vorstellung die Dreistigkeit gehabt zu haben, sie in den Kreis der Tanzenden zu ziehen, und spann das Gespräch in anziehenden Wendungen fort. Rosalie ließ

sich herab zu antworten, und Beide sagten allerlei hübsche Sachen.

Wieder brausten sie durch den Saal und wieder blieben sie stehen.

„Wie gefällt Ihnen diese Art, ein Kleid mit zweifarbigen velours épingle zu besetzen?“ fragte der Fremde, indem er auf die vorüberfliehbende Frau Bürgermeisterin wies.

„Die Mode ist eine Tyrannin“, entgegnete Rosalie lächelnd; „wir gehorchen ihrem Machtspruche bisweilen mit Widerstreben.“

„So eine Garnitur ist aber gar nicht Mode“, warf er nachlässig hin, „das muß ich besser wissen.“

Rosalie lächelte wieder. „Wie darf ein schwarzer Frack mit solcher Sicherheit von unseren Angelegenheiten sprechen?“ sagte sie.

„Das muß ich besser wissen“, wiederholte er; „ich habe während meiner Lehrjahre den Gegenstand auf Reisen studirt und komme jetzt direct aus Paris. In diesem Augenblicke bin ich Zuschneider in dem Damen-Kleider-Geschäft von Pfefferkorn selig Söhne.“

Fräulein von Brachschütz-Gunzendorff riß die schönen Augen weit auf, wollte etwas sagen, raffte aber, sich einer Ohnmacht nahe fühlend, die letzten Kräfte zusammen, und

schwankte der Frau Oberst-Hofmeisterin zu. Dieser fiel sie krampfhaft schluchzend in die Arme und lispelte: „Ein Schneidergesell!“

„Wie? Wo? Wer?“ rief die Oberst-Hofmeisterin.

„Was?“ fügte Fürst Leupold hinzu, indem er sich der Verzweifelnden näherte.

Rosalie weinte still. „Mein Tänzer ist ein Schneidergesell!“ sagte sie; „Mutter, o Mutter, bringe mich nach Hause! Ich kann nicht mehr!“

Der Fürst lachte laut auf. „Ein Schneidergesell! Draftisch!“ brachte er mit Mühe hervor; — „Graf Donnerschild! Lieber Graf Donnerschild!“

Der Hoftheater-Intendant erschien und blieb fragend vor Seiner Durchlaucht stehen, die sich noch schüttelten.

„Schneidergesellen hätten Sie aber doch nicht einladen sollen — ich habe nur die angesehenen Bürger der Residenz gemeint — ne, wirklich draftisch!“

Der Fürst lachte wieder.

Graf Donnerschild schnaubte Rache und Vertilgung. Er erkundigte sich schnell nach dem Zusammenhange der Sache und gab dem Theaterdiener und Logenschließer Gämpel den Befehl, den Eindringling unverzüglich zu entfernen. „Wuchs — mehr als Mittel; Haar und Bart — kastanienbraun; Nase — nobel; besondere Kennzeichen — eine Vorgnette am Halse. Flink!“ Gämpel stürmte im Saale herum, suchte und fragte, aber vergebens.

Jeder hatte den Beschriebenen gesehen, niemand wußte wo er geblieben.

Die Bürgerschaft der getreuen Stadt Bernstein ließ sich nicht stören in ihrem Vergnügen, und sprach auch dem Abendessen mit inniger Verehrung für den gütigen Geber zu; es wurde noch getanzet, nachdem der Hof sich längst zurückgezogen, und sogar bis gegen Mitternacht streiften noch einige verspätete Laternen durch die Straßen der Residenz. Ein Jeder ging beglückt nach Hause — nur Graf Donnerschild fand keine Ruhe auf seinem Lager; der Fremdling, der ihm eine beißende Bemerkung des Fürsten zugezogen, mußte gefunden und exemplarisch bestraft werden.

Raum farbte am nächsten Morgen der Steinkohlenruß den über Nacht auf die Dächer gefallenen Schnee, als Beweis, daß schon hin und wieder Kaffee gekocht wurde, als die beiden Polizeidiener in entstellender Civilkleidung die Runde in allen Schneiderwerkstätten machten, um auf den unbekanntten Frevler zu fahen. Das Kleidergeschäft von Pfefferkorn selig Söhne wurde natürlich zuerst vorgenommen — als aber die hohe Polizei nach dem Zuschneider fragte, wurde derselben eine kleine magere Person vorgeführt, die in keinen schwarzen Frack hineingepaßt hätte, und in ganz Bernstein wollte kein Glied der ehrbaren Schneiderzunft dem höheren Orts aufgesetzten Signalement entsprechen!

Dem Grafen von Donnerschild ward über dieses unbefriedigende Ergebniß der Nachforschungen Rapport abgestattet, und gegen Mittag stieg in ihm plötzlich der Gedanke auf: der Fremde war vielleicht ein Fremder!

Zehn Minuten darauf waren die zwei Polizeidiener in dem Gasthose zu den vier Jahreszeiten am Markt, dem Rathhause gegenüber. Da derselbe in keiner Jahreszeit, am wenigsten aber im Februar, von Reisenden überfüllt zu sein pflegte, so war es den scharfsinnigen Forschern nicht schwer, hier der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Es ergab sich aus der genauen und gewissenhaften Kenntnißnahme des Fremdenbuches Folgendes: am elften Februar früh neun Uhr angekommen: ein Fremder. Demselben von dem Kellner Louis das Fremdenbuch in seinem Zimmer vorgelegt. Er den Namen hineingeschrieben: Peter Petri, dann von Hause gegangen ohne etwas anderes genossen zu haben als warmes Wasser zum Rasiren; um sechs Uhr fünfzehn Minuten zurückgekehrt; sich erkundigt, was die freudige, durch das Ballfest nebst Abendessen genugsam erklärte Bewegung auf den Straßen zu bedeuten habe; in der Absicht auf den Ball zu fahren einen Wagen verlangt, und die Weisung erhalten, es würde der Omnibus von Toppelskirchen gleich eintreffen und zur Verfügung stehen, worüber sich in verschiedenen unverständlichen Ausdrücken eine starke halbe Viertelstunde

gewundert; dann — einen schwarzen Frack angezogen und sich mittelst der Stalllaterne zum Hoftheater leuchten lassen; — heute früh um halbzehn, nach eingenommenem Gabelfrühstücke, unter Hinterlassung ansehnlicher Trinkgelder in den Silwagen gestiegen und die Residenz Bernstein verlassen.

Gegen fünf Uhr gelangte dieser zweite Rapport in die Hände des Grafen von Donnerschild, und er sagte nach kurzem Nachdenken: dieser Fremdling und kein anderer hat mit Fräulein Rosalie von Brachschütz-Gunzendorff getanzt! Die Polizei erhielt den Befehl, die Sache niederzuschlagen und die Akten zu schließen. Die Bewohner der Stadt Bernstein sprachen freilich noch eine Zeitlang von der räthselhaften Begebenheit, aber man wußte daß höheren Orts der Wunsch gehegt wurde, die Sache zu vertuschen und schneller als unter anderen Umständen zu erwarten gewesen sein würde, blieb die Geschichte in den Gesprächen der Bernsteiner aus.

* * *

Wir haben oft lesen müssen: „Unergründlich ist, was in der geheimnißvollen Tiefe des Frauenherzens vorgeht.“ Häufig ist aber das nur eine Redensart, die dem Erzähler über psychologische Schwierigkeiten hinweghelfen oder Widersprüche auf eine wohlfeile Weise

ausgleichen soll; in den meisten Fällen läßt sich der Zusammenhang schon ergründen zwischen heute und gestern.

Wenn wir unseren Scharfsinn bei Fräulein Rosalie in Anwendung bringen, so ergiebt sich Folgendes:

Sie hatte eine halbe Stunde getanzt mit dem jungen Unbekannten und ihn sehr liebenswürdig gefunden. Da stand er plötzlich als Schneidergesell vor ihr. Empört verließ sie den Ball und weinte sehr über die Demüthigung, an einer Hand durch den Saal geschwebt zu sein, die ihr höchstens maßnehmend hätte nahen dürfen. Sie sann darüber nach, welche Genugthuung sie von dem Fürsten Leopold verlangen sollte, und ob der Delinquent mit vierundzwanzig Stunden im Rathhausgefängniß bei Wasser ohne Brod genugsam seine That abgebußt haben würde. So war die Nacht dahingeschwunden, und sie hatte die Thurmuhr im fürstlichen Residenzschlosse alle Viertelstunden schlagen gehört, ohne das Auge zu schließen. Da drang in der Früh das Gerücht zu ihr, der Frevler sei nicht zu finden. Ha! rief sie, er entschlüpft meiner Rache! Aber zugleich entstand ein ahnender Zweifel in ihr; das Wogen der geängsteten Brust wurde weniger heftig. Und als gegen fünf Uhr Nachmittags Graf Donnerschild ihr den zweiten Rapport der Polizei übersandte, da begann das Wogen wieder, jedoch in einer anderen Art und von ganz anderen Gedanken hervorgerufen.

Der Fremde war im Gasthof abgestiegen und nicht in der Handwerkerherberge — er hatte einen Wagen verlangt um auf den Ball zu fahren und bei der Abreise bedeutende Trinkgelder vertheilt — das thut kein Schneidergesell!!

Sie mußte die Lippen zusammendrücken um die letzten Worte nicht in lautem Jubel hinüber zu lassen, und legte erröthend die Hand auf das Herz, während sie, starr vor sich hinblickend, den Flug ihrer Gedanken weiter verfolgte. War der Fremde kein Schneider, so gehörte er nothwendigerweise einer anderen Klasse der Gesellschaft an; er hieß vielleicht sogar Peter von Petri, hatte dabei gestanden als sie die Ladendiener abwies, die sie zum Tanze aufforderten, und der Wunsch war in ihm rege geworden, ihren Stolz zu demüthigen. Um aber einem Mädchen eine wohlgemeinte Lektion zu geben, muß der Mann ein besonderes Interesse für dasselbe empfinden, muß er sich unwiderstehlich angezogen fühlen, und er sah sie zum ersten Mal! — Ein Spiegel hing in einem Nußbaumrahmen ihr gerade gegenüber, und ihr Blick fiel zufällig hinein. Sie lächelte und drückte die Hand fester auf das Herz.

Mit einem Wort — Rosalie liebte. Sie war ein vernünftiges Mädchen und sagte sich oft, der Fremde würde gewiß nie wiederkehren, aber ängstlich verstoßen wollte sie sein Bild nicht. Es war ein schuldloses Spiel

der Phantasie, dem sie sich hingab in der Stille des Bernsteiner Residenzlebens, und es kam ihr vor, als machte es sie wohlwollender, liebevoller gegen Alles was sie umgab, wenn sie ein paar Mal täglich mit kaum merklichem Erröthen „Peter“ oder „Peterchen“ in sich hinein lispelte. Besonders auf ihre Beziehungen zu der Bürgerschaft der Hauptstadt machte sich dieser Einfluß geltend. Sie legte allmählig ihr schroffes Wesen ab, antwortete mit einem freundlichen „ich danke“ wenn nach einem gemachten Einkauf der Ladendiener sein unvermeidliches „kann ich Ihnen vielleicht mit noch Etwas dienen?“ vortrug, und sagte: „guten Morgen, Frau Conditore Piepke“, wenn sie in die Conditorei trat um Kuchen zu kaufen.

Der Frühling war da; laue Lüfte wehten und es regnete viel. Von den hohen Giebelböckern der Hauptstadt floß das Wasser in unzähligen kleinen Raskaden auf die Straße; Menschen und Hunde bekamen nasse Füße und sahen grämlich aus. Fürst Leopold stand an einem Fenster seines Schlosses und hatte Langesweile.

„Seine Excellenz der Hoftheater-Intendant und Oberstkammerherr Graf von Donnerschild bittet um Einlaß“, sagte ein Hei duck.

„Er komme“, entschied der Fürst.

Graf Donnerschild trat herein und unterlegte, welcher Gestalt die Hoffchauspieler, für den Sommer einem Ruf nach Potschappel folgend, in der nächsten Woche eine Abschiedsvorstellung geben wollten.

Da stieg in dem Fürsten Leopold eine Idee auf. „Veranstalten Sie in dem großen Rittersaale meines fürstlichen Schlosses eine deklamatorisch-musikalische Abendunterhaltung, lieber Graf“, sagte er, und verschwand hinter einem schweren Sammetvorhang mit goldenen Franzen.

Der Graf blieb sinnend stehen. „Deklamatorisch? — Ja“, überlegte er; „aber musikalisch? Wo soll das herkommen?“

War jedoch der fürstliche Wille laut geworden, so kannte der Hoftheater-Intendant kein Hinderniß zur Erfüllung desselben, und am folgenden Tage erhielten alle bei Hofe Vorgestellten eine Karte, durch welche sie zu Sonnabend den 16. März zu einer musikalisch-deklamatorischen Abendunterhaltung befohlen wurden.

Mit einer Scene aus Don Carlos wurde der Anfang gemacht, und der Held Papovski erntete ungeheuren Beifall mit der Art, wie er die Worte: „Gieb uns Gedankenfreiheit!“ zur Geltung brachte. Die Fenster des großen Rittersaales klirrten leise.

Darauf trugen die Heiducken ein Klavier herbei, und

ein kleiner Mann mit einem grünem Augenschirm nahm Platz an demselben.

Schweigend lauschte die Versammlung und ward hingekissen zu unwillkürlicher Bewunderung durch das herrliche Spiel. Auch in dem leisesten Adagio ging kein Ton verloren und ein Meer von harmonischen Akkorden füllte den Saal, wenn der Künstler in ein rauschendes Allegro überging.

So etwas hatte man in Bernstein noch nicht gehört. „Draftisch“, behauptete Fürst Leopold.

Mehr als alle übrigen Anwesenden aber fühlte sich Fräulein Rosalie ergriffen. Thränen glänzten in ihren Augen und das Roth der Begeisterung glühte in ihren Wangen. „Wer ist dieser Mann?“ fragte sie den Grafen Donnerschild.

„Nicht wahr?“ entgegnete dieser und nickte lächelnd; „das war ein glücklicher Griff!“

„Wer ist er? Wo kommt er her? Stellen Sie mich ihm vor!“

Graf Donnerschild lächelte wieder, aber in einer anderen Art. „Der Logenschließer Hämpel wohnt in einem und demselben Hause mit ihm und hat mir ihn empfohlen“, sagte er; „ich muß die Bereitwilligkeit anerkennen, mit der er der Aufforderung entsprochen hat, bei Hofe zu spielen. Aber, natürlich, Sie wissen, die Ehre —“

„Graf Donnerschild!“ ertönte die durchlauchtige Stimme.

Der Graf verschwand. Rosalie blieb allein. Ohne sich lange zu besinnen verließ sie ihren Platz und näherte sich dem Künstler. Schmucklos strömten die Worte über ihre Lippen, aber von einem so innigen Gefühl, einem so wahren Verständniß der Musik durchweht, daß der Mann mit dem grünen Augenschirm ihr sichtlich geschmeichelt die Hand drückte.

Es wurde noch mancherlei vorgetragen, unter anderem die Geschichte eines Löwen, der seinem Behälter entsprungen war und beinahe ein Kind umgebracht hätte, und der Schwan-Apotheker Kettig ließ sich auf der Posaune hören, wobei es sich erwies, daß die Mauern von Jericho schlechte Arbeit gewesen sein mußten. Zum Schluß trat der Klavierspieler noch ein Mal auf.

„Wie ist es möglich, daß Sie unbekannt bleiben konnten in unsrer kleinen Residenz!“ sagte Rosalie, nachdem sie ihm mit neuem Entzücken zugehört.

„Ich bewohne Bernstein, meine Vaterstadt, seit etwa sechs Monaten“, entgegnete er, „und der Name Müller ist zu gewöhnlich, um aufzufallen.“

„Wann und wo höre ich Sie wieder!“ seufzte Fräulein von Brachschütz.

„Wenn Sie meiner Frau und mir die Ehre erweisen wollten, uns zu besuchen, so könnten wir bisweilen zusammen musciren — denn Sie sind gewiß musikalisch?“

„Ich habe es bis jetzt geglaubt — Sie machen mich glücklich durch Ihre Einladung.“

Kuchen und Wein wurde herumgereicht — Papovski nahm gleich zwei Gläser. Die Abendunterhaltung hatte ein Ende, und Frau von Brachschütz fuhr in einer Hofequipage nach Hause.

Sehr bald suchte Rosalie die Familie Müller auf, die in der Siebenschustergasse Nr. 19 wohnte. Einfach war das Hausgeräth in der Wohnung und es roch nach mittelmäßigen Cigarren darin, aber das junge Mädchen fühlte sich sehr behaglich in der neuen Umgebung. Müller empfing sie mit einem Händedrucke wie eine alte Bekannte; Frau Müller fand ebenfalls schnell ihr schlichtes, natürliches Wesen wieder, nachdem sie zuerst den aristokratischen Gast mit einigen ungewöhnlichen Knixen gefeiert.

Die Dämmerung einer späten Nachmittagsstunde war bereits eingebrochen, als Rosalie die Müller'sche Wohnung betrat, und der trübe Himmel that das Seinige dazu, die Umrisse der Gegenstände allmählig undeutlicher werden zu lassen. Aber Müller hatte den feinen Tact gehabt, den Besuch der jungen Dame nicht dem Reiz seiner per-

fönlischen Liebenswürdigkeit zuzuschreiben; — nach den ersten fünf Minuten hatte er sein Klavier aufgeschlagen, und Niemand dachte mehr an Beleuchtung. War Rosalie in dem großen fürstlichen Rittersaale entzückt gewesen von seinem Spiel, so konnte sie sich hier noch rückhaltloser dem hohen Genuß hingeben. Sie saß da wie im Traume; freundliche Bilder der Vergangenheit zogen an ihr vorüber — Bilder der Zukunft knüpften sich an die Reihe, aber ohne Wärme, ohne Sonne, und sie drängte sie mit Wehmuth in den Hintergrund.

Die Tasten ruhten — Müller, seine Frau und Rosalie schwiegen. Der Regen schlug an die kleinen Fensterscheiben. Es war fast ganz dunkel geworden. „Lasse uns Licht geben, Frau“, sagte der Musikus.

Eine kräftige fürstlich-bernsteinsche Unterthanin mit rothen Armen trug eine Lampe herein.

Rosalie saß neben dem Klavier, den Kopf an die Wand zurückgelehnt. Bei dem plötzlichen Uebergang von der Finsterniß zur Helle schloß sie einen Moment geblendet die Augen. Als sie sie wieder aufschlug, erblickte sie grade gegenüber ein Bild.

Mit Gewalt hielt sie einen Ausruf der Ueberraschung zurück; es war das Bild des Schneidergesellen!

Müller und seine Frau schrieben wahrscheinlich die glühende Röthe, welche das Gesicht ihres Gastes färbte, der Empfänglichkeit des jungen Mädchens für die Musik

zu. Rosalie erholte sich allmählig und machte Vorbereitungen zum Nachhausegehn; der Diener stand mit Regenschirm und Ueberschuhen wartend an der Thüre. Aber ohne allen Aufschluß über das Bild konnte sie nicht fort. Indem sie das Band an ihrem Hut zur Schleife schlang, betrachtete sie wie absichtslos verschiedene Photographien, die das Zimmer schmückten, und fing natürlich mit der Wand an, die dem Ziel ihrer Forschungen am weitesten lag; — es waren Freunde und Verwandte, gute ehrliche Gesichter, die sich Mühe gegeben hatten, zu lächeln.

„Und dieser?“ fragte Rosalie mit ungestümen Herzklopfen.

„Dieser? o!“ sagte Frau Müller und wiegte den Kopf.

„Das ist mein Zögling, mein Freund, mein Wohlthäter!“ rief Müller und ergriff mit einer hastigen Bewegung die Lampe, um das Bild näher zu beleuchten; — „das ist der edelste Mensch, den Gottes Sonne je beschienen; — ich habe ihn erzogen, ich! Zwölf Jahre bin ich ihm nicht von der Seite gewichen! — Denn ich bin nicht Musikus von Profession, die Musik hat nur unsre Erholungsstunden ausgefüllt, nachdem wir tüchtig zusammen studirt. Ihm verdanke ich mein sorgensreies Leben in der Vaterstadt.

Müller sprach noch lange, und sprach mit Begeisterung, während Frau Müller sich eine Thräne nach der anderen aus den Augen wischte. Dem jungen Mädchen war, als hörte sie wieder Musik, und sie wartete gespannt auf den Namen des Gefeierten als Schlußaccord; aber er blieb aus.

Sie nahm mit einem warmen Händedrucke Abschied und wurde in herzlichen Worten aufgefordert, wieder zu kommen.

Was auf dem Rückwege in ihr vorging hat sie keinem Menschen anvertraut, und bei der Dunkelheit auf den Straßen war auch der Ausdruck des Gesichts nicht zu sehen. Nur so viel ist bekannt geworden, daß Fräulein Rosalie sehr oft in die Siebenschustergasse ging, obgleich Frau von Brachschütz-Gunzendorff den Umgang mit den Leuten in Nr. 19 eigentlich nicht passend fand.

* * *

Den 2. Oktober standen fünf Hofequipagen in unabherrlicher Reihe vor dem Portal der alten ehrwürdigen Sebalduskirche der Residenz. Der ganze hohe Adel war in derselben versammelt, und das respective Publikum strömte neugierig herbei; alle in unserer kleinen Geschichte genannten Personen waren zugegen, auch Herr Hämpel

und Frau Piepfe fehlten nicht, und das Gedränge war beispieillos.

Ein Brautpaar stand vor dem Altar, ein schönes Paar, er mit einem kastanienbraunen Backenbart, sie mit blonden Locken, Beide mit dem Ausdruck des höchsten Glücks in den Augen. Die Herbstsonne schien freundlich durch die kleinen bunten Fenster Scheiben der Kirche; was die Jahreszeit noch an Blumen und Grün liefern konnte, war da, und die Orgel tönnte ergreifend, von Müllers Meisterhand gespielt.

Die Versammlung verließ das Gotteshaus. „Der Himmel lasse die junge Frau glücklich werden“, sagte ein altes Mütterchen, „sie hat es verdient um uns arme Leute.“

Fürst Leupold hob die Neuvermählte mit höchst eigner Hand in seine Staatskarosse und der Zug ordnete sich nicht ohne Mühe. Die Heiden mußten bei einigen Wagenthüren Gewalt brauchen, weil sie nicht anders zu schließen waren.

Die ganze Gesellschaft begab sich in das fürstliche Schloß, wo derselben ein großartiges Gabelbrühstück vorgesetzt wurde. Der Champagner floß und der Hoftheater-Intendant und Oberstkammerherr Graf von Donnerschild hielt eine wohlgelungene Rede über das Draftische in den Fügungen des Schicksals.

Eine halbe Stunde weit von der Residenz steht an

der Landstraße das Wirthshaus zum goldenen Hirsch. Zwei herrliche alte Linden beschatteten das Dach; unter einer derselben ist eine Bank angebracht.

Den zweiten October gegen drei Uhr Nachmittags saß ein Mann mit einem grünen Augenschirm auf dieser Bank, und neben ihm eine Frau im schönsten Sonntagsputz.

„Kommen Sie noch nicht?“ fragte der Mann.

„Ja, ja, sie kommen!“ rief die Frau und stand auf.

Ein eleganter Wagen rollte die Straße daher, mit einem Jäger auf dem Boß und einer Freiherrnkronen über dem Namenszuge auf dem Schlage. Der Postillon blies ein lustiges Lied auf seinem Horn.

Ein Herr und eine Dame stiegen aus.

„Hier unter Gottes freiem Himmel laßt uns Abschied nehmen!“ sagte der Mann, der vor dem goldenen Hirsch gewartet.

Er holte eine Flasche hervor und füllte mit zitternder Hand vier dunkelgrüne Gläser.

„Nach alter deutscher Weise mit deutschem Wein!“

Die kleine Versammlung war in einer feierlichen Stimmung; jeder dachte gewiß mit dankbarem Herzen dabei, wie der Himmel die Begebenheiten der letzten Monate so wunderbar in einander gefügt, und doch so einfach. So einfach, daß der Leser keiner breiten Erzählung bedarf, um sie klar vor sich zu sehen.

Sie stießen an auf Wiedersehen im künftigen Jahre

und trennten sich mit einer innigen Umarmung. Der Wagen entwand den Blicken der Zurückbleibenden.

„Komm', Alte, laß uns nach Hause gehen“, sagte der Mann mit dem grünen Augenschirm.

Sie gingen langsam bis in die Siebenschustergasse, und stiegen in Nr. 19 die Treppen hinauf.

Zwei Freundinnen.

Ein sehr anziehendes und belehrendes Studium im geselligen Leben gewährt der Artikel Frauenfreundschaft — oder vielmehr jenes zarte Verhältniß zwischen zwei weiblichen Wesen, das freigebig mit dieser Bezeichnung belegt wird. Ich will damit nicht die alberne Behauptung aufstellen, als seien die Frauen überhaupt nicht für die Freundschaft geboren; meine innige Verehrung für das weibliche Geschlecht wäre längst über alle Berge, wenn mir dergleichen ernstlich in den Sinn kommen könnte; gewiß ist die Frau eine fast ebenso zuverlässige Freundin als der Mann zuverlässiger Freund. Ich meine nur jene plötzlichen Sympathien, die eine Zeitlang in allen Farben spielen und am Ende farblos verpuffen wie ein Feuerwerk. Als Anknüpfungspunkt einer solchen quasi-Freund-

schaft können verschiedene Zufälligkeiten dienen, am häufigsten aber gewiß Eine, die sich etwa in folgender Form als allgemeine Regel aufstellen ließe: hören Frau oder Fräulein A. und B., daß die Eine sich über die Andere günstig geäußert, so werden Frau oder Fräulein A. und B. unter zehn Fällen neun Mal versuchen, sich einander zu nähern, und fünf Mal auf längere oder kürzere Zeit Freundinnen sein.

Die Regel ist an und für sich klar genug, und beruht auf Eigenschaften des Herzens, die nicht ausschließlich Eigenthum des schönen Geschlechts sind. Folgende kleine Geschichte soll also nicht als Beweis dienen, sondern nur als flüchtige Studie ihren Platz in diesen Blättern einnehmen.

In den mit königlicher Pracht ausgestatteten Räumen des Residenzschlosses zu K. war Ball. Wie sich die festlich geschmückte und von Ordensbändern und Diamanten strahlende Menge bei den berausenden Klängen der Musik hin- und herdrängt, ist in allen Romanen zu finden, wo der Verfasser seinen Leser bis tief in die Nacht solchen Herrlichkeiten beimohnen und Lauwarmes und Gefrorenes genießen läßt; wir wollen uns also der Beschreibungen enthalten, die Jugend tanzen und die Alten zusehen lassen, und uns in einen Nebensalon begeben.

Hier hatte sich auf einem rothsammtenen Kanapee

eine Dame niedergelassen um auszuruhen. Die schöne, etwa dreißigjährige Frau paßte mit ihrer gewählten Toilette und dem vornehmen Sichgehnlassen in allen ihren Bewegungen vortrefflich zu dem Rahmen eines solchen Festes. Es war die Baronin von Dreina, und ihr Mann saß in der ersten Kammer.

Frau von Dreina hatte ihren Sitz noch nicht lange inne, als Herr von Bärenstein zu ihr trat. Er trug ein Commandeurkreuz am Halse und war Legationsrath, sonst aber nicht sehr interessant. Es ist übrigens auch nicht möglich, immer interessant zu sein, und ein Gespräch über die Temperatur im Zimmer und draußen bleibt jedenfalls passender, als wenn man mit den Worten anfangen wollte: „Sehr bedeutend waren die Schwierigkeiten, mit denen der arme Christoph Columbus zu kämpfen hatte, ehe er so glücklich war, im Jahre 1492 Amerika zu entdecken.“

Bärenstein, der in seinem Leben nichts entdeckt und erfunden hatte, griff die Sache mit mehr Natürlichkeit an. „Guten Abend, meine Gnädige“, sagte er mit einer Verbeugung.

Der Gruß wurde stumm erwidert.

„Darf ich das unbedeutende Eckchen Kanapee benutzen, das Ihre Krinoline frei läßt?“

Frau von Dreina war so freundlich, dem Legationsrath Platz zu machen, was übrigens bei dem besten Wil-

len nicht gelungen wäre, wenn der kleine hagere Mann nicht sehr wenig Raum zu einem anständigen Unterkommen gebraucht hätte.

„Man muß gestehen“, sagte Bärenstein als er saß; „Sie haben eine Art sich zu kleiden, die Ihnen ganz allein gehört. Ich glaube, Sie wären im Stande, aus einem Handtuch einen unnachahmlichen Turban zu fabriciren.“

Frau von Dreina lächelte fast unmerklich hinter ihrem Fächer. „Finden Sie?“ sagte sie.

„Daß Ihr gehorsamer Diener es findet, ist kein Wunder — viel schmeichelhafter für Sie möchte sein, daß auch die Damen Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„Die Damen?“

„Ja wohl. Vor einer halben Stunde wurde ich im Gedränge dicht an Fräulein von Kränzlein geschoben, und benutzte die unwillkürliche Intimität zu einem kleinen Ideenaustausch. Haben Sie Frau von Dreina bemerkt? fragte ich; wie schön ist sie heute Abend wieder! — Ich sah sie nie anders, war die Antwort — sie kleidet sich mit einem so edlen Geschmack, daß auch ein weniger reizendes Wesen in solchen Toiletten auffallen müßte. Eine Schulter mit einer Epaulette trennte uns leider und meine Gegenäußerung unterblieb; Sie können sich dieselbe leicht hinzudenken!“

Der Legationsrath seufzte ganz leise, Frau von Dreina merkte aber nichts davon und sagte nach einer Pause: „Es ist unerklärlich wie Fräulein von Kränzlein hat unverheirathet bleiben können —“

„Nun, wenig Vermögen, wissen Sie“, bemerkte Bärenstein.

„Das vielleicht, aber eine interessante, einnehmende Erscheinung und dabei viel Geist, viel Lectüre —“

Frau von Dreina hielt plötzlich inne — Fräulein von Kränzlein trat aus dem Tanzsaal an dem Arme eines behänderten Oheims. Bärenstein sprang auf und rief: „Nicht wahr, mein gnädiges Fräulein, es hat Ihnen in den Ohren geklungen? Eine geheime Gewalt hat Sie hierher geführt.“

„Dieß Mal war es nur ein Geheimer Rath“, entgegnete das Fräulein lächelnd.

Der behänderte Oheim fühlte sich unangenehm berührt durch das Wörtchen „nur“, das seine Nichte dem geheimen Rath vorgeschoben, und entfernte sich.

Frau von Dreina kam den freundlichen Absichten des Legationsraths zuvor und sagte einige wirklich sehr hübsche Sachen als Fortsetzung des Gespräches, das sie mit ihm gehabt. Fräulein von Kränzlein sah der schönen Frau mit einem langen, sinnigen Blick in die Augen und drückte ihr zwei Mal die Hand; es war ein weisevoller Moment — die beiden Seelen flogen einander entgegen.

Biel zu sprechen war nicht mehr möglich — es drängten sich eine Menge Menschen in den Salon, durch welchen der Weg zum Souper führte; aber Frau von Dreina schob Fräulein von Kränzleins Arm unter den ihrigen, und sie gingen zusammen, um ein Stückchen Schinken mit grünen Erbsen zu essen. Eine stille Freundlichkeit strahlte in den Zügen Beider — die Unvermählte konnte ihren Mund erst durch einige ihm überreichte Lebensmittel aus dem seligen Lächeln bringen, das sich in den Winkeln festgesetzt hatte. Die Damen erlebten in der geräuschvollsten Umgebung eine jener unvorbereiteten und unvorbereiteten Stunden, wo die gegenseitige Sympathie plötzlich ihren Einzug hält, und die volle Brust ihr ein jubelndes Willkommen entgegen ruft!

* * *

Frau von Dreina und Fräulein von Kränzlein begegneten sich seit Jahren in allen Salons der Residenz, ohne je einen Versuch der Annäherung gemacht zu haben: sie hatten sich immer sehr freundlich begrüßt und auch Visiten gewechselt, aber dabei war es geblieben. Nach dem erwähnten Hofball gestalteten sich die Dinge anders.

Schon am folgenden Morgen erhielt das Fräulein einen kleinen rosenrothen Zettel mit einer Freiherrnkronen-

über dem eingepreßten Namenszug und einer Einladung zu Tisch. „Theilen Sie meine Einsamkeit“, hieß es, „mein Mann speist bei dem Präsidenten der ersten Kammer.“ Natürlich wurde die Einladung in einem himmelblauen Zettelchen angenommen. Nach dem Essen wurde am Kamin geplaudert, in jenem sanften Flüstertone, der den Herzensergießungen eigen ist, und als nach zwei Stunden Herr von Dreina die Sitzung durch seine Ankunft unterbrach, waren die Gefühle in der behaglichen Wärme schon zur Prachtblüthe der Freundschaft gediehen!

Von nun an sahen die Damen sich fast täglich. Fräulein von Kränzlein lebte im Hause ihrer Eltern und Papa und Mama waren schlichte alte Leute ohne viel Conversation. Aber Frau von Dreina kam doch oft ins Haus und saß sogar ganze Abende am Theetisch im schmucklosen Kranze der Familie Kränzlein. Fräulein Therese fühlte sich bisweilen peinlich bewegt bei dem Gedanken, daß Frau von Dreina sich langweilen müsse bei solchen Gelegenheiten, besonders wenn ihre Eltern auf eine vor 32 Jahren gemachte Reise über Innsbruck nach Verona zu sprechen kamen, wobei Papa und Mama in der Schilderung der Stationen gewissenhaft abwechselten und ausführlicher wurden, als zu einer genauen Kenntniß der Lokalitäten nöthig gewesen wäre. Nach solchen Abenden verdoppelte Therese ihre Aufmerksamkeit für die

Freundin, suchte die genossene Langweile durch ein unbedingtes Hingeben aufzuwiegen, und brach oft die Gelegenheit vom Zaun, die längstverschlossenen Kämmerlein ihres Herzens zu öffnen und den Kern ihres Seelenlebens Frau von Dreina unverhüllt vor die Augen zu legen, indem sie die Rück Erinnerungen trauter Stunden und trauter Begebenheiten aus ihrer Vergangenheit auffrischte. Frau von Dreina konnte ihrerseits für das ihr erwiesene Vertrauen nicht passender danken als durch Herzensergießungen ähnlicher Art, wobei der arme Herr von Dreina ungeschuldiger Weise bisweilen recht schlecht weg kam; wenn es galt, die Situationen interessanter zu machen, so wurde er in einer Weise in die Handlung eingeflochten, die seinem Wesen als Mensch und Kammermitglied durchaus nicht entsprach. Es soll sehr schwer sein bei einem solchen Austausch von Confidencen der Wahrheit ganz treu zu bleiben.

Der Freundschaftsbund war also geschlossen. Die beiden Damen waren viel zusammen, gingen und fuhren neben einander in den Straßen, und nickten sich mit inniger Zärtlichkeit einen Gruß zu, wenn in den Soireen eine Anhäufung hauslicher Unterröcke dem Händedruck und dem schweesterlichen Ruß Hindernisse in den Weg legte. Sie nannten sich bei ihren Taufnamen, und im Kreise der Intimen wußte man sehr bald von wem die Rede war, wenn

Fräulein von Kränzlein von ihrer Bertha, und Frau von Dreina von ihrer Therese sprach.

* * *

Wochen vergingen auf diese Weise. Im Juni mußte Herr von Dreina ins Bad, um einen widerwärtigen Rheumatismus los zu werden, und seine Gattin begleitete ihn; später sollte das Ehepaar noch zwei bis drei Monate auf dem Lande zubringen, und die Rückkehr in die Residenz konnte erst Ende Oktober erfolgen. Die Augen der Freundinnen waren naß, als sie sich auf dem Bahnhof trennten, und das gegenseitige Versprechen, lange Briefe zu schreiben, hatte keine Macht über den Schmerz der letzten Umarmung. Fräulein von Kränzlein wollte lächeln als sie wieder zu Hause war, aber es ging nicht.

Die Briefe kamen und waren hübsch geschrieben; — es lag jedoch in der Natur der Sache, daß Frau von Dreina in ihrer heiteren Umgebung viel mehr in Anspruch genommen werden mußte, als ihre Freundin; sie faßte sich also gewöhnlich kürzer als diese, und wenn Therese nicht jeden Ausdruck mit eignen Gefühlen geschmückt hätte, es wäre ihr nicht entgangen, daß manche Zeile etwas gezwungen klang. Eine fortdauernde Sehnsucht war aber auch von der Abgereiften gar nicht zu

· verlangen: sie amüfirte sich vortrefflich und wünschte sich schwerlich zurück an den bescheidenen Theetisch mit der Schilderung der Reise über Innsbruck nach Verona. Sie hatte in der eleganten Badegesellschaft sogar einige Bekanntschaften gemacht, die ebenfalls drohten, sich zur warmen Freundschaft emporzuschwingen, und es mußten im Laufe des Tages viele kleine Zettel geschrieben werden, die den Briefen Abbruch thaten.

Aber wenn auch bisweilen Pausen eintraten, die Correspondenz zwischen Bertha und Therese dauerte dennoch den ganzen Sommer hindurch fort. Fräulein von Kränzlein füllte mit so hingebender Ausdauer ihre acht Seiten, daß ihre Freundin unmöglich so undankbar hätte sein können, zu schweigen, und als der October endlich unter Wind und Regen seinen Einzug gehalten, da eilte Therese eines trüben Tages zum Bahnhof, und Bertha lag in ihren Armen.

Es ging jetzt Alles wieder wie vor der Trennung, und wir können getrost im Lauf dieser wahrhaften Historie zwei Monate überspringen.

Der Winter war da, der Lenz der künstlichen Blumen und Freuden. Die Faschingszeit nahte heran. Mit ernster Stirn sah man die Damen in den Kaufläden sitzen, um wenigstens in allgemeinen Umrissen sich den Character zu vergegenwärtigen, den ihre Toiletten in der beginnenden Saison annehmen könnten. Geräuschlos

grüßend gingen sie aus und ein, und der Ausdruck stiller Zufriedenheit mit dem gewonnenen Standpunkt lag in manchen Zügen.

Frau von Dreina aber strahlte vor Vergnügen, als Fräulein von Kränzlein eines Morgens in ihr Boudoir trat. Eine große Holzkiste stand auf zwei Stühlen, und eine Fülle von Seidenpapier quoll daraus hervor, verborgene Schätze errathen lassend. „Soll ich Ihnen zeigen, was Madame Laure mir geschickt hat, Therese?“ fragte sie; und ein leiser Anklang triumphirenden Stolzes tönte in ihrer Stimme. Therese nickte hastig. Und zwei Winterhüte von schwerem Sammet mit wallenden Federn, dem Vogel Strauß entlehnt, kamen zum Vorschein. Und damit war es nicht abgemacht; sechs verschiedene Aufsätze folgten, sinnig construirt und herrlich ausstaffirt!

Therese schwieg lange, von dem Anblick überwältigt. „Reizend“, sagte sie endlich und ging nach Hause.

Fräulein von Kränzlein blieb den ganzen Tag zerstreut und soll sogar einige Confusion in den Haushalt ihrer Eltern gebracht haben, dessen Leitung ihr oblag. Der eine Kopfsputz mit der glücklichen Verbindung von Blumen und Getreide und zwei kleinen goldenen Klunkern an den Ohren wollte ihr nicht aus dem Sinn; sie hatte ihn vor dem Spiegel aufgesetzt und gesunden, daß

er ihre Züge zu kaum geahnter Geltung brachte. „Die herzigen Klunker“, lächelte sie mehrere Male leise vor sich hin.

Trotz alledem war aber Therese ein geistreiches Mädchen und wußte ihre müßigen Stunden vortrefflich mit Musik und Lectüre auszufüllen. Der Eindruck, den die Schätze ihrer Freundin auf sie gemacht, fing also allmählig an, in den Hintergrund zu treten, und hätte sich vielleicht bald ganz verwischt, hätte das Schicksal es nicht anders gewollt.

Die Familie von Kränzlein saß eines Morgens noch behaglich am Kaffeetisch, als es draußen an der Thüre klingelte und der Diener eine Einladungskarte hereinbrachte zu einem Rout, der künftigen Sonnabend bei dem holländischen Gesandten stattfinden sollte. Therese ging sinnend auf ihr Zimmer. Die Frage: „was ziehe ich an?“ war nach kurzem Nachdenken befriedigend beantwortet; — aber die zweite Frage: „was setze ich auf?“ brachte plötzlich ihren Busen in stürmische Bewegung. Der Kopfschuß der Freundin stand wieder vor ihrem inneren Auge. „Nein, nein!“ flüsterte sie halbblaut, und suchte das Bild zu verscheuchen. Den Tag über gelang ihr das so ziemlich — als sie sich aber zu Bette gelegt und das Licht ausgelöscht, war es ihr, als winkten die Aehren neckend zu ihr herüber, als strömte ein klingender, singender Ton aus den Goldklunkern, und unruhig wälzte sie

sich auf ihrem Lager. „Es wäre Verrath, Mißbrauch des Vertrauens!“ lispelte das Gewissen dazwischen. Erst spät nach Mitternacht beruhigte der Schlaf die gequälte Brust.

Am Morgen begann der Kampf von Neuem, und zwar in Begleitung eines unbehaglichen Gefühls von Mißgunst gegen die Freundin. „Bertha hat doch kein Privilegium auf ihre Aussäße“, dachte Therese sich trotzig; „warum sollte ich nicht nachmachen lassen was sie aus Paris erhält? — Ihr Kranz besteht aus Weizenähren — wenn ich Gerste nehme, so kann sie mir nichts vorwerfen.“

Wähnet nicht, o Frauen und Jungfrauen, daß sich ihr Gewissen mit solchen Spitzfindigkeiten abspelsen ließ; es grollte tief im Innern fort, aber vergebens. Therese betrieb die Sache mit fieberhafter Hast — Verrath! Verrath! tönte es in ihren Ohren — sie hörte nicht darauf — und als am Sonnabend die Uhr neun schlug, trat sie in den Salon des holländischen Gesandten, einen Kranz von Gerstenähren und Blumen auf dem Kopfe, und sogar die kleinen Goldklunker fehlten nicht.

Erst beim Glanze der Kerzen ward ihr plötzlich das Unbedachte ihrer Handlungsweise klar — heiß stieg ihr das Blut ins Gesicht, und sie hätte viel darum gegeben, sich den unseligen Kranz hinter irgend einem Fenstervorhange abnehmen zu dürfen. Nur in dem einen Ge-

danke suchte sie Trost: Bertha wird doch nicht gerade diesen Kopfsuß aufgesetzt haben!

Aber hämisch ist das Schicksal — Frau von Dreina trat fünf Minuten nach ihrer Freundin herein — den bewußten Aehrenkranz im Haar!

Herunter mit der Gerste! tönte es schrillend in Theresens Brust — aber wohin damit? Wohin?!

Solche Momente sind fürchterlich.

Der Muth rathloser Verzweiflung trieb endlich Fräulein von Kränzlein vorwärts — mit einem Lächeln trat sie auf ihre Freundin zu.

„Die Damen sehen aus wie ein Paar Schwestern“, sagte in diesem Augenblicke Jemand neben ihnen.

Es erfolgte kein Auftritt — nicht ein Wort wurde gewechselt — aber Therese las ihr Verdammungsurtheil in Bertha's Augen. Sie war ein gutes Mädchen, es that ihr leid was sie gethan, und mit unsäglicher Anstrengung hielt sie ihre Thränen zurück.

Bitter ist die Dual der Reue in der Menschenbrust. Im Wagen schluchzte Therese laut; auch zu Hause schluchzte sie noch lange; eine innere Stimme sagte ihr, der Faden sei zerrissen, der sie an Bertha knüpfte. Und so war es auch — äußerlich blieb das Verhältniß gut, aber ein eisiger Hauch hatte alle zarteren Gefühle ver-

nichtet — der Gerstenkranz schmückte das Grab der
Freundschaft — Therese hat ihn nie mehr getragen.

Eine Freundin hat sie übrigens wieder — hoffen
wir, daß es ihr mit dieser besser gehen wird. Auch
Bertha ist versorgt, zeigt aber nie mehr ihre Sendungen
aus Paris.

Der alte Hofmarschall.

In einer Nachmittagsstunde des 10. November schritt ein Mann bedächtigen Ganges die Pragerstraße in Dresden entlang. Seine Haltung hatte etwas Vornehmes; nichts Gezwungenes trat in den gemessenen Bewegungen hervor, und die grauen Augen, von dem breiten Rande eines hellen Filzhutes beschattet, musterten die Vorübergehenden mit einer gewissen gleichgültigen Herablassung. Er mochte in dem Alter stehen, wo man sich gern wiederholt, daß die Zahl Sechzig noch nicht erreicht ist, wo die Rückerinnerungen der Kraftperiode im Kampfe liegen mit dem nicht aufzuhaltenden Nahen des letzten Lebensabschnittes; aber Falten und Runzeln hatten noch nicht überhand genommen, das edel geformte Gesicht sah noch sehr gut aus in dem Rahmen eines mit wenigem Grau

untermischten Backenbartes. Der Anzug aus dicken englischen Stoffen ließ den *voyageur de distinction* vermuthen, was auch die wohlangepaßten Handschuhe und die feine Fußbekleidung zu bestätigen schienen. Wer oft Gelegenheit gehabt hat, Reisende zu beobachten, weiß, wie bezeichnend diese Gegenstände für die Klassificirung der Inassen eines Eisenbahnwagens sind. Die Gestalt war weder groß noch klein, und ebenso proportionirt erschien die Fülle des Körpers. Der Mann mußte jedenfalls einen vortheilhaften Eindruck machen, um so mehr, da es ihm offenbar ganz gleichgültig war, ob er bemerkt wurde oder nicht; von dem in seinem Alter so überaus erheiternden Gefekhaftem war in der ganzen Erscheinung durchaus nichts zu spüren.

Der Himmel, der sich über Dresden wölbt, ist im Spätherbst sehr freigebig mit Regen. Auch an jenem 10. November regnete es, und ein Diener ging einen halben Schritt hinter dem eben geschilderten Herrn, einen Schirm über ihn haltend. Die Promenade schien Letzterem nicht sonderlich zu behagen; auf den Goldknopf seines spanischen Rohres gestützt, mußte er bisweilen einen die Würde seiner Haltung beeinträchtigenden Sprung machen, wo die Dachrinne ihren Inhalt rücksichtslos über die Steinplatten des Trottoirs ergoß. „Sind wir bald da, Andreas?“ fragte er.

„Nur noch wenige Schritte, Excellenz“, klang die Antwort; „in Nr. 134.“

„Und Du glaubst, daß die Wohnung passend für mich ist?“

Der Diener zuckte die Achseln. „Wie im Schloß ist sie nicht“, brummte er. „Aber Excellenz haben befohlen: bei anständigen Leuten ohne kleine Kinder und Hunde; der jüngste Sohn ist vierzehn Jahre alt, und Unanständiges habe ich nicht gesehen. — Wir sind angekommen.“

Sie traten in das Haus und Andreas that einen kräftigen Zug an der Schelle der Parterrewohnung. Ein halbdunkler Gang nahm sie auf, genau nach dem Muster der Vorzimmer in der großen Mehrzahl der Behausungen der sächsischen Residenzstadt: Thüren zu beiden Seiten des Ganges, Kleider- und sonstige Schränke, wo der Raum an der Mauer das Aufstellen derselben nur irgend erlaubt, ein kleiner Spiegel mit obligatem Tischchen, eine Leiste mit Messinghaken für Mäntel und Hüte, und kalter oder warmer Küchenluft, je nachdem man nach oder vor der Mahlzeit hineintritt. Einen gemüthlichen Eindruck konnte diese Wohnstätte im ersten Augenblick nicht machen; der Fremde schien jedoch nicht darauf zu achten, ließ sich die zu vermiethenden Zimmer öffnen, warf einen zerstreuten Blick umher und sagte: „Ich bleibe hier!“

Die größten wie die kleinsten Dichter Deutschlands haben sich von jeher ein Vergnügen daraus gemacht, zur Belustigung des Publikums die Inhaber von Hofchargen als Leute hinzustellen, die in Betreff der geistigen Begabung von dem Schöpfer grundsätzlich mit der äußersten Vernachlässigung behandelt worden: diese Hofchargen dienen als schablonenmäßige Bühnenchargen, und die Darsteller thun das Ihrige dazu, die Farben so grell als möglich aufzutragen. Das ewige Einerlei eines grobtheils sich nur in Formalitäten bewegenden Wirkungskreises mag am Ende wohl auch den begabten Mann so weit bringen, die Form über Alles zu setzen und die gestörte Folge der aufzutragenden Schüsseln mit tiefem Ernste zu rügen; wenn der Lebensweg, wie in einer endlosen Pappelallee, sich durch zwei Reihen galonnirter Lakaien hinzieht, so muß schließlich der Sinn abstumpfen für die Beobachtung der Individualitäten, für das belehrende Infschaufnehmen alles Dessen, was hinter den sich tief beugenden Massen vorgeht. Der Mann wird in der Länge der Zeit ganz Hofmann und hin und wieder vielleicht einseitig. Versetzt man ihn aber in eine andere Umgebung, so entspricht er wohl nur in höchst seltenen Fällen dem Bilde, das uns auf den die Welt bedeutenden Brettern vorgeführt wird und das, wenn es naturgetreu wäre, ein seltsames Licht auf den Geschmack

der Souveräne in der Wahl der ihnen nahe Stehenden werfen würde.

Der Fremde, der soeben einen Theil der Parterrewohnung Pragerstraße Nr. 134 bezogen, gehörte zu dieser Classe. Es war der Hofmarschall Graf Bronn-Westerheide. Das Walten der Weltgeschichte hatte ihn um seinen Posten gebracht — der Thron, dessen äußere Würde er eine lange Reihe von Jahren ängstlich bewacht, war seines Purpurs durch Begebenheiten beraubt, deren Schilderung nicht hierher gehört. Solcher Throne giebt es ja bekanntlich in neuester Zeit mehrere, und nomina sunt odiosa. Schon der Vater des Grafen war Hofmarschall gewesen, der Sohn wurde gleichsam bei Hofe geboren und durch hochfürstliche Hand aus der Taufe gehoben. Undeutlich und verschwommen waren schon früh seine Rück Erinnerungen aus dem Kindes- und Jünglingsalter; wohl erinnerte er sich einiger Gefährten der Jugend, mit denen er in der Ferienzeit durch Feld und Wald gestrichen — aber mit einundzwanzig Jahren war er Kammerjunker geworden und hatte mit ererbter leidenschaftlicher Liebe für das Herrscherhaus seinen Dienst angetreten; die Bäume wurden ihm allmählig erst recht interessant, wenn sie in einem Park standen und zu einem Fest mit bunten Lampen behängt waren, und von seinen einstigen Kameraden sah er bald Niemand mehr. Er wohnte im Schloß bei seinem Vater, der ihn früh in die

Geheimnisse der Kontrollirung der Rechnungen einführte; dieses Vertrauen ehrte ihn, und er unterzog sich seinen Pflichten gewissenhaft und gern. Trieb ihn auch die Jugend bisweilen hinaus zu kleinen Abenteuern, so waren diese doch immer vorübergehender Art; seine ehrliche Natur sagte ihm, daß die ernstesten Geschäfte nicht darunter leiden durften. Zu Hause vernahm er selten etwas Anderes, als Hofgeschichten aus der Vergangenheit und Gegenwart — der alte Graf war in dieser Hinsicht eine lebendige Chronik — und bald wußte er genau, wie das Ceremoniell bei der oder jener Gelegenheit hergebrachter Maßen anzuordnen war. Dazu gesellte sich eine überraschende Kenntniß des gothaischen Almanachs, so daß der Vater ihm manchmal auf die Schulter klopfte und mit zufriedennem Lächeln sagte: „Du bist ein geborener Hofmarschall!“ Das mußte ihn natürlich zu immer tieferen Fachstudien anspornen, denn an Ehrgeiz fehlte es ihm nicht.

Je mehr dem Vater im Laufe der Zeit die Ausübung seines Amtes beschwerlich fiel, um so unentbehrlicher wurde der Sohn, der schon mit dreißig Jahren eine hohe Charge bekleidete. Auch auf den Reisen der Allerhöchsten Herrschaften war er der stete Begleiter, seine ganze Zeit war in Anspruch genommen, und er vertiefte sich am Ende so in seine ihm höchst wichtig scheinenden Obliegenheiten, daß ihm die Außenwelt — Alles, was

nicht zu dem nächsten Hofkreise gehörte — wie hinter einem dichten Schleier verschwand. In diese Periode fiel der Tod seiner Mutter; er betrauerte sie anfänglich mit aufrichtigem Schmerz, dann mit Anstand; aber sie war so geräuschlos durch's Leben gegangen, daß auch im Hauswesen ihr Scheiden wenig mehr als eine Lücke am Tisch hervorbrachte, und der Sohn war so überhäuft mit Geschäften, daß der Kummer gar nicht recht Zeit hatte, sich im Herzen einzunisten. Gedachte er in späteren Jahren der Verbliebenen, so erschien sie ihm sonderbarer Weise immer in einem oreille d'ours-farbenen Aufsatze mit weißer Feder; das mußte mit einer Rückerinnerung aus der Kindheit zusammenhängen, denn die Mutter hatte schon lange keinen solchen Aufsatz besessen. Das Kind vererbt bisweilen dem Jünglinge und Manne dergleichen geringfügige Eindrücke.

Mit Eifer und schmeichelhafter Anerkennung setzte der Graf seinen Dienst fort und immer fester grub sich ein erhebendes Gefühl in seine Brust — die Treue für das Herrscherhaus. Daß er, der sonst Vermögenslose, in den glänzendsten Verhältnissen leben konnte, flößte ihm Dankbarkeit ein, dessen war er sich bewußt; aber die Dankbarkeit war es nicht allein, die bisweilen so warm durch sein Inneres zog — eine hingebende Anhänglichkeit gesellte sich dazu, ein Gefühl, das er nie analysirte und das ihn beglückte, weil es ihm den wahren Manneswerth

gab, den Werth des treuen Mannes. Ob seine Phantasie ihn in Lagen versetzte, wo er sein Leben hätte auf's Spiel setzen können, ist unbekannt geblieben; er analysirte ja nicht, und Bilder von Mord und Meuterei hervorzurufen, ist auch nicht jedes Menschen Liebhaberei!

Man sollte glauben, eine so aufgefaßte Stellung sei geschützt vor allen Schicksalsstürmen, so lange die Sonne von oben leuchtet. An unserem Grafen rüttelte aber einmal ein solcher mit einer Gewalt, der er fast erlegen wäre. Er war etwa sechsunddreißig Jahre alt geworden und noch hatte die Liebe ihn nie aus dem Gleichgewicht gebracht; die Hofdamen, seine tägliche Gesellschaft, waren stark verblüht, und hatte ihn auch hin und wieder eine anziehende Erscheinung auf den Hofbällen momentan zu fesseln vermocht, so war doch nie eine ernste Neigung daraus geworden. Da beschloß der Landesvater, sich eine Landesmutter beizugesellen; die Eltern der erkorenen Prinzessin hatten eingewilligt; die respectiven Porträts waren herüber und hinüber gegangen und hatten ausnehmend gefallen. Photographien kannte man damals noch nicht und die Porträts waren in der That beiderseits sehr hübsch. Graf Bronn erhielt den ehrenvollen Auftrag, die weite Reise zu der hohen Braut zu machen, sich par procuration derselben antrauen zu lassen und sie dann in die Arme des ungeduldigen Gatten zu geleiten. Er wurde bei dieser Gelegenheit mit dem ersten Groß-

Kreuz geschmückt, um sich mit dem gebührenden Anstand präsentiren zu können, und reiste ab. Am Morgen nach seiner Ankunft an dem fremden Hofe durfte er sich der zukünftigen Gebieterin vorstellen. Und wie vom Blitz getroffen stand er da, als er nach einer tiefen Verbeugung die Augen zu der Prinzessin erhob; das übersandte Bild, das er im Stillen einer unterthänigen Verschönerung beschuldigt hatte, blieb weit hinter der blendenden Wirklichkeit zurück! Und diese majestätische Grazie in jeder Bewegung, diese bezaubernde Milde im Ausdruck des Gesichtes, diese wohlwollende Herablassung gegen ihn, den Wurm im Staube! Es war, um den Verstand zu verlieren. Und das geschah dem armen Grafen, er verlor den Verstand. Seine überraschend konfusen Redensarten bei der ersten Audienz wurden gnädigst der Devotion des treuen Dieners zugeschrieben, bei der Tafel aber kam schon manche mißliebige Bemerkung in Betreff der Zerstretheit des Abgesandten in Umlauf, und hätte er sich nicht noch zur rechten Stunde ermannt, die Folgen wären unberechenbar gewesen. Als Bronn nämlich am Abend zur Hof-Assemblée gehen wollte und schon die Thürklinke in der Hand hatte — einen Augenblick später wäre vielleicht Alles verloren gewesen — bemerkte er, daß, trotz mehrfach unbeachtet gebliebener Winke des erfahrenen Kammerdieners, er einen Cylinderhut ergriffen und zu dem reichgestickten Rock schwarze Beinkleider an-

gezogen hatte! Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn. „So darf es nicht weiter gehen!“ flüsterte er sich zu, während die nöthigen Veränderungen in der Toilette vorgenommen wurden. Und er kämpfte muthig; der Abend machte den ungünstigen Eindruck theilweise wieder gut, denn Bronn konnte sehr liebenswürdig sein, und es stand ihm ein Jargon zu Gebote, der unübertrefflich war.

Ja, die Natur läßt sich ihre Rechte nicht nehmen; die Schätze, die in ihr ruhen, müssen früh oder spät zur Geltung kommen, und je länger die Regungen der Seele durch äußere Verhältnisse in einer Art Betäubung gehalten werden, um so heftiger durchbrechen sie plötzlich den Damm. Wem das Blut warm zum Herzen strömt, den muß einmal der Strahl eines Augenpaares aus der künstlich erhaltenen Ruhe bringen. Eine glühende Leidenschaft hatte sich des Grafen bemächtigt — aber seine ganze Vergangenheit war der Art, daß sich ihm die Mittel zur Bekämpfung derselben gleichsam von selbst darboten. Wie durfte er, der dem Throne so nahe stand, sich einem solchen Gefühl hingeben? Hätte er bei der Beurtheilung eines beliebigen Kollegen in ähnlicher Lage in seinem Wörterbuche auch nur einen Ausdruck finden können, vernichtend genug einem solchen Frevel gegenüber? Und er, der Treueste unter den Treuen, sollte sich dieses Frevels schuldig machen? Wenn er sich in

Stunden der Einsamkeit dem wahnsinnigen Toben in seinem Innern entgegenstemmte, so war das wirksamste Beruhigungsmittel die Frage: Hat je ein Hofmarschall sich unterstanden, seine allergnädigste Gebieterin zu lieben? Waren dann auch die Augen naß, so verzogen sich die Lippen gewiß zu einem schmerzlich bemitleidenden Lächeln, und die Antwort lautete: Nie! Wenn auch die Geschichte hin und wieder dergleichen Anspielungen macht, so ist sie eine elende, verläumderische Schwägerin! Es ist unmöglich!

Bronn hatte zu seinem Glück keinen Sinn für das Abenteuerliche, noch war er ein Schwärmer. Er verbannte sich also nicht vom Hofe, verschloß tief in der Brust, was er fühlte, und fand seine Befeligung in der täglichen Begegnung mit der hohen Frau. Allmählig ging seine Liebe in eine stille, leidenschaftslose Anbetung über, die sich später oft in rührender Weise, auch in seiner Sorgfalt für die allerhöchsten Kinder, aussprach, die ihn in dienstlicher Hinsicht eigentlich nichts angingen. Von der Außenwelt schied ihn seine Stimmung mehr und mehr; die Menschen da draußen zerfielen für ihn in zwei streng geschiedene Klassen: in Hoffähige und nicht Hoffähige; um die Letzteren bekümmerte er sich gar nicht, und Ersteren schickte er eine Karte, wenn sie ihm einen Besuch gemacht hatten. Daß er nach dem Ableben seines Vaters an dessen Stelle trat, verstand sich gleichsam von selbst;

er war zum Hofmarschall geboren, wie ja schon der Alte gesagt hatte.

So verging eine lange Reihe von Jahren, bis jene verhängnißvolle welthistorische Katastrophe den Thron seines allergnädigsten Gebieters stürzte. Dem Grafen kam die Begebenheit eine Zeitlang wie ein böser Traum vor; wie konnte ein Hofhalt zu Grunde gehen, an dem er seit mehr als einem Menschenalter gewirkt? Was sollte denn nun aus ihm werden? Letztere Frage trat noch schmerzlicher an ihn heran, als der einstige Herrscher ihm erklärte, er wolle ganz mit der Vergangenheit brechen und als Privatmann leben; es würde ihm lieb sein, wenn der treue Hofmarschall, um auch den äußeren Schein einer Beibehaltung der Etikette zu vermeiden, seine Pension getrennt von ihm verzehren wollte; sie könnten sich ja immer von Zeit zu Zeit wiedersehen, die geleisteten Dienste würden nie vergessen werden u. s. w. Auch die Gebieterin fügte mit Thränen einige sehr hübsche Worte hinzu — aber die Trennung blieb unwiderrücklich. „Die allerhöchsten Herrschaften müssen wohl Recht haben“, sagte sich der Verabschiedete; aber zum ersten Mal in seinem Leben regte sich in seiner Brust etwas wie der Schatten einer Ahnung, ihm geschehe Unrecht. Er hatte nie allein gestanden; jetzt schwebte er in der Luft mit dem ganzen Schatz seiner zum innersten Bedürfniß gewordenen An-

hänglichkeit. Er reiste ab in Begleitung eines einzigen Dieners.

Die Richtung, die der Graf einschlug, zeugte von verständiger Berechnung; er ging nach Marienbad, wo er nicht nur seinem Magen eine stärkende Kur angedeihen lassen konnte, sondern auch mit Leuten aus den höchsten Kreisen zusammentreffen mußte. Denn ohne allen Umgang wollte er doch nicht bleiben. Er nahm sich vor, später denjenigen Bekannten in ihre Heimat zu folgen, welche die meiste Anziehungskraft auf ihn ausüben würden. Aber leider wurde aus der erwarteten Anziehungskraft nicht viel. Wohl traf er in Marienbad mehr als Einen, den er vor Zeiten bei Hofe vorgestellt; doch blieben nach dem ersten Entzücken des Wiedersehens die Beziehungen kalt — Jemand von Beiden, der alte Bekannte oder Graf Bronn selbst, mußte langweilig geworden sein, wenigstens sagte das Jeder von dem Andern. Eine Art Erbitterung ergriff den Mann, der in seinem achtundfünfzigsten Jahre plötzlich eine neue Existenz beginnen sollte. Die Lösung der Frage: wohin sich jetzt wenden? wurde ihm ganz gleichgültig, nur so fremd als möglich mußte ihm die Stadt sein, die Welt durfte ihm mit ihren Anforderungen nicht mehr nahe treten. So kam er nach Dresden, erfuhr, daß hier ganze Stadttheile aus möblirten Wohnungen zur Aufnahme von Gästen aus allen Weltgegenden bestehen, und beschloß, wenigstens für den

ersten Winter nicht weiter zu gehen. Auch das verhältnißmäßig nicht sehr theure Leben mußte er leider in Betracht ziehen, denn seine Pension war nicht gerade verschwenderisch bemessen, und eigenes Vermögen hatte er nicht, wie uns bekannt ist. Die Folge des Entschlusses war der am 10. November bewerkstelligte Eintritt in Nr. 134 der Pragerstraße.

* * *

Das Erwachen in der Frühe war der täglich wiederkehrende schwerste Moment für den alten Herrn. Es grollte dann immer lange in ihm, aber gleichsam gegenstandslos; fast unbewußt hatte er im tiefsten Innern ein Abkommen mit sich selbst geschlossen, nie in deutlichen Worten den Urheber seiner so plötzlich veränderten Lage zur Verantwortung zu ziehen — seine Treue wankte nicht und der einstige Herrscher blieb ihm eine unantastbare Gottheit. Dann trat die Wehmuth hinzu und ging allmählig in eine verzeihungsfelige Stimmung über, die nie benannte, was sie verzieh.

So auch heute, die höchst einfache Ausstattung des Schlafzimmers erinnerte den Hofmarschall peinlich an einen neuen Abschnitt seines Lebens, an neue Gewohnheiten, die mit Ueberwindung anzunehmen ihm bevorstand. In Ermangelung eines Schellenzuges pochte er an die äußere

Thüre, und der derselben gerade gegenüber einquartierte Andreas erschien mit seinem altgewohnten „unterthänigst guten Morgen, Excellenz“. Sein Herr war noch in dem ersten Stadium des inneren Grollens. „Der Lärm ist unerträglich hier im Hause“, brummte er; „ich bin seit einer Stunde wach — es ist unmöglich zu schlafen bei dem vor Sonnenaufgang beginnenden Oeffnen und Zuwerfen der Thüren.“

„Wird Alles besser werden, Excellenz, ich habe schon mit Fräulein Elisabeth gesprochen.“

Der Name Elisabeth machte einen beruhigenden Eindruck auf den Alten. „Wer ist das?“ fragte er weniger mürrisch.

„Die Tochter des Herrn Kanzleirath Peters, der uns die Wohnung vermietet“, antwortete Andreas, indem er die Vorbereitungen zur Toilette seines Gebieters fortsetzte. „Scheint ein sehr liebes Fräulein zu sein, hat mir eigenhändig den Kaffee eingeschenkt. Der Köchin ist schon befohlen, leise zu sprechen, so lange Excellenz schlafen, aber sie kann nicht, sie schreit, sowie sie den Mund aufthut.“ —

Der Hofmarschall war früher kein Freund von Konversationen mit seinem Diener gewesen, seit einiger Zeit aber unterbrach er selten die Morgenrapporte des redseligen Andreas, der diese Veränderung seiner persönlichen Liebenswürdigkeit zuschrieb und sich gern gehen ließ, wenn

er angehört wurde. „Das Thürrenwerfen haben die Brüder von Fräulein Elisabeth besorgt“, fuhr er fort, „aber sie werden es auch nicht mehr thun, die Jungen sind nicht böseartig. Jetzt sind sie fort in die Schule mit einem großen Pack Bücher unter dem Arm. Auch der Herr Kanzleirath ist auf's Ministerium gegangen; er muß höllisch viel arbeiten, alles Fleisch ist weg von den Knochen.“ —

So erging er sich noch eine Weile in Einzelheiten über die neuen Hausgenossen. — Graf Bronn hörte zerstreut zu — die nahen Beziehungen zu einem ihm völlig unbekanntem Familienleben berührten ihn nicht angenehm. Alles, was er vernahm, kam ihm unaussprechlich kleinlich vor. Er trat in seinen engen Salon und ging langsam auf dem abgenutzten Teppich auf und nieder — es war ganz still im Hause geworden, und jetzt machte ihm diese Stille denselben unbehaglichen Eindruck, den er beim Erwachen von dem Lärm des wirthschaftlichen Treibens empfunden. Mißmuthig überblickte er die Einrichtung des Zimmers — weiße Vorhänge mit rothen Verzierungen an den Trägern hingen an den Fenstern; ein Sopha mit zwei Lehnstühlen und einigen Stühlen standen, mit verschossenem rothen Plüsch überzogen, an den Wänden, und ein Schreibtisch füllte eine Ecke; Alles hatte offenbar schon vielen früheren Bewohnern gedient und stammte von verschiedenen, zu vortheilhaftem Ankauf benutzten Verstei-

gerungen. Aber eben so deutlich waren die Bemühungen erkennbar, durch Keilichkeit zu ersetzen, was in Betreff der Eleganz zu wünschen übrig blieb; der Rahmen des runden Spiegels über dem Sopha glänzte wie ein neu-geprägtes Geldstück, und wo der Möbelstoff der Gefahr ausgesetzt war, mit einem verschwenderisch gesalbten Kopf in Berührung zu kommen, da beugte eine schneeweiße, zierliche Häfelarbeit der Verunglimpfung vor. Der stumme Vergleich, den der Graf zwischen Sonst und Jetzt anstellte, ergab ein betäubendes Resultat; es war ihm, als müßte er wieder fort, die Reise zur Entdeckung einer neuen, behaglichen Heimath wieder beginnen — „aber wohin?“ flüsterte er halblaut — „wohin?“

Da klopfte es bescheiden an die Thüre, und auf das überraschte „Herein“ des Grafen trat Fräulein Elisabeth in das Zimmer.

Andreas hatte eine tiefe Menschenkenntniß an den Tag gelegt mit seiner Beurtheilung des jungen Mädchens. Elisabeth war in der That ein liebes Geschöpf, und auch ihrem Außern hatte der Schöpfer den Stempel der Gutmüthigkeit aufgedrückt. Ein lachendes braunes Augenpaar schaute unbefangen und wohlwollend einem Jeden gerade in das Gesicht, die blühendste Gesundheit sprach aus dem Noth der Wangen und den kräftigen, strammen Rundungen des ganzen mittelgroßen Körpers, und waren Stumpfnase und Mund auch nicht besonders klein und

zierlich, so erfreute bei jeder freundlichen Anrede der Anblick zweier Grübchen und perlenweißer, wenn auch etwas großer Zähne. Eine regelmäßige, den verfeinerten Geschmack befriedigende Schönheit war sie nicht — auch Hände und Füße waren unbedingt größer, als eine ideale Erscheinung sie vertragen kann, aber auf den ersten Blick einnehmen mußte sie einen Jeden, der ihr nahte, so rein weiblich war Alles an ihr. Sie trug ein einfaches Kattunkleid und eine weiße Schürze mit angeheftetem Brustflak, sauber und frisch wie das bescheidene Krügelchen, das sich an Hals und Nacken schmiegte. So stand Elisabeth da, ein Kaffeebrett mit dem Frühstück des neuen Einwohners in der Hand.

„Excellenz werden verzeihen“, sagte sie erröthend, „ich habe heute selbst den Kaffee hereintragen wollen, um mich zu erkundigen, wie Sie die erste Nacht in unserem Hause geschlafen und ob nicht etwas nachzuholen ist in der Einrichtung.“

Eine Art Verlegenheit überkam den Grafen, obgleich das Mädchen durchaus nicht imponirender aussah, als eine anständige Kellnerin. Es war ihm peinlich, in Pantoffeln und einer nachlässig geschlungenen Halsbinde überrascht worden zu sein. Erscheinungen von der eben geschilderten Art gegenüber regt sich in dem Manne immer der Wunsch, einen angenehmen Eindruck zu machen — freilich nur noch aus instinktartigem Gewohnheit, wenn

er achtundfünfzig Jahre alt ist, wie der Hofmarschall — und er kehrt, wenn ihn die Geistesgegenwart nicht verläßt, gewiß seine liebenswürdigste Seite heraus. Bronn aber war es, aus Mangel an Uebung, nie leicht geworden, mit dem Bürgerstande den rechten Ton anzuschlagen; überdieß hatte er so wenig den Besuch eines über der Domestikensphäre stehenden weiblichen Wesens zu so früher Stunde erwartet, daß ihm seine sonst höchst anerkennenswerthen Redewendungen den Dienst versagten. Er beantwortete die wohlgemeinte Anrede mit einigen nichtsagenden Worten; Elisabeth stellte den Kaffee auf den Tisch und entfernte sich mit einer Miene, die zu verheißenschien, daß künftig Andreas oder Christel ihre Stelle vertreten würden.

Der Graf war unzufrieden mit sich selbst, als die Thüre sich hinter der scheidenden Mädchengestalt geschlossen hatte. Dann ärgerte er sich über dieß Gefühl der Unzufriedenheit — was ging ihn die Familie an, in der er sich für sein Geld eingemiethtet? Sie stand so tief unter ihm und so weit von seinen früheren gesellschaftlichen Verhältnissen, daß es ihm doch unmöglich einfallen konnte, in täglichen Verkehr mit dem Kanzleirath Peters zu treten. Seine früheren gesellschaftlichen Verhältnisse! Dieser Gedanke belebte die Wehmuth wieder, die immer leise in seinem Innern zitterte. — „Freundlich hätte ich doch sein können“, sagte er sich, „was muß das Mädchen von dem

griesgrämigen Alten gedacht haben, und sie heißt Elisabeth.“

Bei der Wiederholung des Namens versank Bronn in ein undeutliches Träumen — auch die Fürstin, der er sein Leben bis zum letzten Athemzuge weihen zu dürfen geglaubt hatte, hieß Elisabeth. Bilder aus der Jugend stiegen in ihm auf — aber er hatte die Jugend wenig benützt, alle Rückerinnerungen führten ihn immer wieder auf das Hofleben zurück — und auf den strahlenden Mittelpunkt desselben. Nur Eins trennte sich unterscheidbar von dem verschwommenen Hin- und Hersuchen in der Vergangenheit: — die Jugend war dahin — er stand allein — und die Gegenwart zeigte ihm, daß er Illusionen für das wahre Leben genommen, daß er sich gedankenlos von den Verhältnissen hatte fortschieben lassen, ohne sich ein erreichbares Ziel zu setzen!

Geriet er in diese oft wiederkehrende Stimmung, so suchte er gewöhnlich eine Beschäftigung auf, die ihm selten die gewünschte Zerstreuung versagte. Seine Dienstzeit fiel noch in jene glückliche Periode, wo bei allerhöchsten Besuchen die obersten Hofchargen allergnädigst mit reichverzierten Tabatieren bedacht wurden; — die jetzt diese Geschenke vertretenden großen Ordensbänder sind wohl eine feine äußere Zier, aber sie geben zur Bereicherung der Familiendiamanten nichts her, man kann nicht Armspangen und Ohrgehänge für die respectiven Frauen und Töchter daraus machen. Bronn hatte bekanntlich

weder eine Frau noch eine Tochter, seine Tabatieren waren unverfehrt in seinem Besiß geblieben, und die Sammlung war groß, obgleich er keinen Tabak schnupfte. Siebzehn Dosen mit Namenszügen in werthvollen Brillanten lagen wohlgeordnet in einer eigens dem Zweck angepaßten Schatulle, eine jede in einem besonderen Etui mit Angabe des gütigen Gebers und der feierlichen Gelegenheit, die dem kostbaren Andenken als Vorwand gedient; an bevorzugter Stelle aber lag ein derartiges Geschenk, das er bei der Vermählung der Prinzessin Elisabeth erhalten — ihr wohlgetroffenes Bildniß prangte darauf in wunderbarer Schönheit und überstrahlte in den Augen ihres treuen Verehrers die zwanzig großen Steine, die es umgaben. Zu dieser Sammlung flüchtete er in Stunden der Wehmuth; das Porträt, das ihn an jeden Augenblick seiner Wirksamkeit am Hofe erinnerte, war dabei natürlich die Hauptsache — aber auch die anderen Dosen riefen ihm Erlebnisse ins Gedächtniß zurück, bei denen er immer wieder gern verweilte. Die Schatulle enthielt seine vollständige Biographie — die Lücken füllte das geliebte Bildniß aus.

Langsam schlichen die Stunden dahin. — Aber in jeder Brust lebt das Bedürfniß, sich zurecht zu finden in einer neuen Lage — sogar wenn der Mensch dem Schicksal trogen will und heroisch entschlossen ist, keinen besänftigenden Einflüssen zugänglich zu sein. Diese Erfahrung

machte auch der Graf, und zwar in einer Weise, die seinem Gemüth gewiß zur Ehre gereichte: — wenige Tage waren seit seinem Einzuge verfloßen, als er zu seiner Verwunderung bemerkte, daß er anfang sich einzuleben in der bescheidenen Behausung. Manche Empfindungen, die nicht einmal ganz deutlich in ihm geworden, hatten den Uebergang gebildet von dem Grollen der ersten Stunden zu dem jetzt eingetretenen widerstandslosen Sichergeben in die Verhältnisse. Das Treiben der schlichten Familie neben ihm, das nur in vereinzelt Lauten herüberdrang, heimmelte ihn an; er hörte den Kanzleirath von Hause gehen und wiederkehren; dann schmetterte irgendwo ein Kanarienvogel sein Lied; dann unterschied er den Schritt des Fräuleins, das leise auftretend an seiner Thür vorbeiging, und vernahm auch wohl ihre Stimme im Zwiesgespräch mit dem nicht zu händigenden Organ der Köchin. Er war nicht allein — es regte sich ein geschäftiges Leben in seiner nächsten Nähe und nahm dem Gefühl der Einsamkeit einen Theil seiner Bitterkeit. Ganz neu waren dem Hofmarschall diese Empfindungen; eine Rückerinnerung an das Elternhaus konnten sie nicht erwecken — da war es anders zugegangen. Und doch schwebte ihm dunkel vor, eine solche Existenz im stillen Kreise der Familie müsse etwas ruhig Beglückendes haben — der unbemittelte Kanzleirath besaß einen Reichthum, der ihm, dem hochstehenden Grafen, versagt geblieben, er hatte

Kinder, mit denen sein Alter nie ein vereinsamtes werden konnte. Ungeahnte Entdeckungen machte der arme Graf in seinem Herzen, bisweilen bei der geringfügigsten Gelegenheit. Im Gange draußen, dicht neben seiner Thüre, stand ein niedriger Küchenschrank; auf diesen schlangen sich gewöhnlich die beiden Knaben des Hauses, wenn sie, aus der Schule zurückgekehrt, von der Schwester mit ihrem Vesperbrod versehen waren. Das Local war zur Einnahme einer Mahlzeit wenig geeignet, aber sie saßen gern auf dem Schranke und trommelten in gemäßigtem Tempo mit den Absägen an die Thüre desselben, daß es klang wie eine dumpfe Pauke, während sie die Eindrücke und kleinen Begebenheiten der jüngstverflossenen Schulstunden besprachen. Dann blieb Graf Bronn in seinem Zimmer stehen und hörte dem Gespräch zu von Cornelius Nepos, dem bevorstehenden Schlittschuhlaufen und der Einwohnerzahl der Sandwichsinseln; Bilder aus der eigenen Knabenzeit stiegen still empor aus dem dichten grauen Nebel, in den eine lange Reihe von Jahren sie versenkt. Sehnte er sich zurück in jene Zeit, um seinem Leben eine andere Richtung zu geben? Darüber legte er sich wohl kaum Rechenschaft ab — aber es nagte etwas ganz leise in der Brust, wie das Weh um unwiederbringlich Verlorenes!

Die erste Folge dieser weicheren Stimmung war der Entschluß des Grafen, seinem Hauswirth einen Besuch zu machen. Die unbehagliche Erinnerung an die Begegnung mit Fräulein Elisabeth, die sich nicht wieder hatte sehen lassen, mochte wohl auch darauf gewirkt haben; in seiner Gutmüthigkeit wurmte es den alten Herrn, so wenig erkenntlich für die erwiesene Freundlichkeit gewesen zu sein. Er zog einen neuen schwarzen Rock an, mit einer Rosette verschiedenfarbiger Ordensbänder im Knopfloch, und prüfte sorgfältig mit der Hand, ob das Rasiermesser gewissenhaft seine Schuldigkeit gethan; wenn es sich darum handelt, einem jungen Mädchen entgegenzutreten, so regt sich auch in dem alten Manne ein Rest von Eitelkeit, mag er es leugnen, so hartnäckig er will. Graf Bronn sah übrigens noch sehr gut aus und seine ruhigen, vornehmen Bewegungen hatten etwas sehr Gefälliges.

Obgleich die beiderseitigen Thüren nur wenige Schritt von einander entfernt waren und keinen Gang durch Wind und Wetter erforderten, zog er doch ein Paar hellgraue Handschuhe an und bedeckte sich mit seinem Cylinderhut. Er klopfte an und trat in das Wohnzimmer des Herrn Kanzleirath Peters.

Der Kanzleirath stand mit dem Grafen in gleichen Jahren, erschien aber bedeutend älter; ein Leben voll

Mühe und Arbeit war in den Zügen zu lesen. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen hinter einer scharfen Brille; das stark mit Grau untermischte Haar hing, hinter die unförmlich großen, abstehenden Ohren gestrichen, in langen Büscheln über den Rocktragen; die Oberlippe war schon tief eingesunken, wodurch Nase und Kinn mehr als nöthig zur Geltung kamen in dem gelben Gesicht; der lange, hagere Körper trug sich stark nach vorne gebeugt und steckte in einem abgetragenen schwarzen Frack und ebensolchen Beinkleidern, die besonders in der Gegend der Taschen kaum mehr der Anstrengung des täglichen Gebrauchs gewachsen schienen. Der Gewohnheit der Kurzsichtigen gemäß trat er dem unerwarteten Gast sehr nahe und fragte: „Mit wem habe ich die Ehre —?“ —

Der Hofmarschall hatte jedoch nicht Zeit, sich zu nennen: Elisabeth war in dem Moment seines Eintretens aufgestanden — sie unterbrach den Vater und belehrte ihn erröthend, wen er vor sich habe. Einen besonderen Eindruck schien die Ehre des Besuches nicht auf den Kanzleirath hervorzubringen, aber sein Organ, das in Folge der Verwüstungen der Zeit etwas sonderbar klapperndes hatte, suchte in den Grenzen der Möglichkeit nach wohlwollenden Intonationen, zu denen sich die sächsische Mundart vorzugsweise eignet. „Herrjes, Sie sind der Graf, der bei uns wohnt?“ — rief er; „na, setzen Sie

sich, Excellenz — Elisabeth, nimm Deine Arbeit vom Tisch — setzen Sie sich da auf das Sopha — ohne Umstände! — Nu, wie gefällt es Ihnen bei uns im Hause?“

Dem Grafen war es anfänglich, als müßte er seinem Wirth durch würdevolle, den Standesunterschied scharf bezeichnende Herablassung imponiren; mancher Beamten-
typus dieser Art war ihm aus der Zahl seiner einstigen Untergebenen erinnerlich, aber er hatte sie immer nur in unterthänigster Devotion vor sich gesehen, während Herr Peters von jenem in Hochachtung ersterbenden Gefühl keine Ahnung zu haben schien. — Doch galt es ja hauptsächlich gut zu machen, was er dem jungen Mädchen gegenüber verbrochen, und er war liebenswürdig mit all' der Feinheit, die ihm zu Gebote stand. Es ging auch ganz leidlich mit der Unterhaltung. Der Kanzleirath sprach von dem beunruhigend hohen Preise der Steinkohlen und der nächstens zu erwartenden Kälte, ging aber dann nicht ohne Geschick auf verschiedene Zweige der Administration im Innern des Landes über, und entwickelte ganz vernünftige, wenn auch für den Zuhörer etwas zu entschieden liberale Ansichten. Der Graf benutzte die längeren Auseinandersetzungen zu einem Ueberblick der Einrichtung des Zimmers — hatte er seine Wohnung höchst einfach gefunden, so war hier der Luxus noch viel mehr ein vollständig unbekannter Begriff. Alles

zeugte von der strengsten Sparsamkeit. Ein Lehnstuhl und das Sopha waren die einzigen einigermaßen bequemen Möbel; Stühle mit Rohrgeflecht, eine Kommode und ein Tisch, beide mit gehäkelten Decken, vervollständigten die Ausstattung; ein Spiegel mit Nußbaumrahmen und mehrere Gegenstände von Porzellan, die jedoch durchaus keine Ansprüche auf Verwandtschaft mit dem gepriesenen vieux Saxe machen durften und wohlgeordnet unter dem Spiegel standen, sprachen von dem Bedürfniß, die Wohnung nach Maßgabe der geringen Mittel auszuschnücken. Ein halbes Duzend Lithographien an der Wand verdankten wohl demselben Bedürfniß ihre Gegenwart, konnten aber ihren Zweck nur in so unscheinbarer Umgebung erreichen. Bronn wurde zerstreut durch den Gedanken, in einer solchen Behausung einen Höflichkeitsbesuch zu machen; das Roth stieg ihm sogar einmal in's Gesicht, als ihm einfiel: „Wenn Jemand von meinen einstigen Bekannten mich hier überraschte!“ Und doch konnte er sich eines wohlthuenden Gefühls des Heimlichseins in dem Cigarren-durchdusteten Raum nicht erwehren! — Elisabeth saß vor ihm, freundlich und unbefangen, wie an jenem Morgen; es kam ihr nicht in den Sinn, sich der Armllichkeit ihres Wohnzimmers zu schämen; sie mischte sich in das Gespräch, so oft der Gegenstand desselben ihrem Ideenkreise sich näherte, und die Grüb-

chen kamen oft zum Vorschein, als wisse sie, daß der Gast sie gern sah.

Nach diesem Besuche, an dessen Erwiderung übrigens der Kanzleirath nicht im Entferntesten dachte, gestalteten sich die gegenseitigen Beziehungen sehr freundlich. Elisabeth betrat wieder von Zeit zu Zeit bei passenden Gelegenheiten das Zimmer des Grafen und plauderte ein Viertelstündchen mit ihm. Er schloß ihr ein kindliches Gefühl ein; sie bemitleidete den alleinstehenden alten Mann. Dann wurde ihm vorgeschlagen, sich aus ihrer Küche zu beköstigen, was bis dahin aus einem Speisehaufe geschehen war, und belächelte der Hofmarschall auch im Anfange oft die außerordentliche Einfachheit seines gräßlichen Tisches, so befand er sich doch wohl dabei. Die Besuche wiederholten sich; Peters wurde immer zutraulicher und lud den Grafen bisweilen ein, seinen Teller zu ihm hinübertragen zu lassen, um gemeinschaftlich zu verzehren, was Gott gegeben. Das geschah besonders, wenn die Tochter ihm ein Leibgericht bereitet hatte; er öffnete dann ohne Umstände die Thüre des Nachbarn und rief: „Essen wir zusammen, Excellenz! Kapitaless Sauerkraut heute, Excellenz!“ Es kam auch wohl vor, daß er in überströmendem Wohlwollen der Excellenz auf die Schulter klopfte.

Wohl regte sich noch hin und wieder der Hofmarschall in Bronn; es war ihm dann, als müßte er diese

sonderbare Freundschaft und die daraus entspringenden Familiaritäten abschütteln; bei all' seiner Freigebigkeit mit der Titulatur war sein Wirth offenbar meilenweit entfernt, durchdrungen zu sein von der Ehre des Umgangs, und behandelte ihn wie seinesgleichen. Das durfte doch eigentlich nicht sein. Es ist auch mehr als gewiß, daß es nie zu einer solchen Annäherung gekommen sein würde, hätte des Kanzeleiraths liebliches Kind nicht den Magnet gebildet. Das Herz muß sich an etwas schließen — das ist ein uraltes Gesetz der Natur. Elisabeth war da, der Graf fühlte sich täglich mehr zu ihr hingezogen und verzieh ihr zu Liebe Alles. Dann trat allmählig die Gewohnheit hinzu und er ergözte sich bald an dem Kanzeleihumor des Vaters, wie an dem lachenden braunen Augenpaar der Tochter. Immer fester spannen sich die Fäden, die ihn an die schlichte Familie knüpften.

Eigenthümlich war es, daß der Hofmarschall bald, ohne das Unbehagliche eines unpassenden Umgangs zu empfinden, auch die Berührung mit den wenigen Freunden des alten Peters duldete. Im Dezember war des Letzteren Geburtstag. Der Graf wurde zu einer kleinen Gesellschaft eingeladen und erschien pünktlich um halb acht Uhr, nachdem er in der Frühe als sinnreiches Angebinde einen Korb mit sechs Flaschen vortrefflichen Rheinweins hinübergeschickt. Der Kreis war nicht zahlreich;

er fand bei dem Kanzleirath Niemand, als einen seiner Schulfreunde in Gestalt eines verabschiedeten Oberstlieutenants, einen jungen Referendar von ansprechendem Aeußeren, der ihm als entfernter Verwandter unter dem Namen Eduard Thümmler vorgestellt wurde, und ein paar unansehnliche Freundinnen der Tochter des Hauses. Eine Erdöllampe brannte auf dem Tisch — zwei Lichter auf der Kommode; die Jugend plauderte und lachte in einer Ecke; die drei alten Herren nahmen die bequemen Sitze des Sophas und des Lehnsessels ein. Elisabeth ging geschäftig hin und her, um das Abendbrod zu besorgen, und des Grafen Blicke folgten ihr mit innigem Wohlwollen.

„Ein kapitaler Kalbsbraten!“ rief Peters, als die stämmige Christel den genannten Lederbissen auftrug, während Andreas mit herablassender Ruhe die ihm höchst verächtlich scheinenden eisernen Messer und Gabeln auf den Tisch legte. Der Rheinwein brachte die kleine Versammlung in eine so gemüthliche Stimmung, daß Bronn sogar anfang, Hofgeschichten zu erzählen, wie einmal der König von da und da sich bei seinem allergnädigsten Herrn zum Besuch angemeldet zu einem bestimmten Termin, und wie der hohe Gast plötzlich, durch politische Verhältnisse bewogen, acht Tage früher angekommen. „Nun können Sie sich meine Verlegenheit denken, meine Herren“, sagte er; die Zuhörer folgten seinen Worten

mit der lebhaftesten Theilnahme; — „es sollte eine Illumination des Schloßgartens und der Wasserfälle stattfinden.“ —

„Kolossal!“ unterbrach ihn der Kanzleirath.

„Wo jetzt die Zeit hernehmen zu den Vorbereitungen —? —“

„Eine Kompagnie Feuerwerker“, meinte der Oberstlieutenant.

„Nein, wir arbeiteten die Nacht durch, ich selbst kam keinen Augenblick in's Bett, und zum Abend war Alles fertig.“ Der Graf sah sich um, nach Blicken freudiger Bewunderung fahndend. „Ganz kolossal“, murmelte Peters; der Oberstlieutenant aber begnügte sich, die Backen aufzublasen und dann die angesammelte Luft mit einem leisen Pfeifen von sich zu stoßen.

Die meisten Menschen sind vorzugsweise befriedigt, wenn sie Gelegenheit haben, sich sprechen zu hören. Graf Bronn war eigentlich kein Schwäger, aber die unschuldige Weinlaune hatte ihn heute dazu gemacht, man hatte mit Interesse seinen Erzählungen gelauscht, und er kehrte angetregt in seine Wohnung zurück. „Ein angenehmer Abend“, sagte er halblaut — dann aber überkam ihn doch wieder ein Gefühl, als müßte er den Hofmarschall bemitleiden, der an einer solchen Gesellschaft Vergnügen finden konnte, und er betrat mißmuthig sein Schlafgemach. Es ist nicht leicht mit jahrelangen

Gewohnheiten und Anschauungen vollständig zu brechen — auch dann nicht, wenn zwei braune Augen den Weg aus der Vergangenheit in die Gegenwart beleuchten!

Aber noch einen bedeutungsvollen Schritt machte er vorwärts auf diesem Wege. Es war am vierundzwanzigsten Dezember. Elisabeth trat in der Frühe zu ihm herein und hat ihn mit warmer Herzlichkeit, nach eingetragener Dunkelheit hinüber zum Vater zu kommen, es sei doch gar zu traurig, einen solchen Abend allein zuzubringen. Weit, weit, in kaum noch zu unterscheidender Ferne lag dem alten Hofmarschall die Zeit seiner Kindheit, und doch stieg ihm jetzt in der Erinnerung dieser liebe Fest deutlich auf, wie von dem Duft der Tannennadeln durchdrungen. „Der Weihnachtsabend!“ sagte er leise, „der Abend, wo doppelt allein steht, wer Niemand zu erfreuen hat.“ — — „Sie kommen?“ wiederholte das Mädchen ihre Einladung, und der Graf nahm sie mit einem stummen Händedruck an. Nun aber galt es, das Seinige beizutragen zu der Bescheerung, und er ging in Begleitung seines Dieners von Hause, um erst mehrere Stunden später mit dem schwerbeladenen Andreas heimzukehren. Bronn lernte eine neue Freude kennen, die Freude des Gebens, die ihm bis dahin ziemlich fremd geblieben, und sein der edelsten Regungen fähiges Herz segnete die Menschen, die ihm Gelegenheit dazu gaben.

Elisabeth mußte noch einmal zu ihm, um die Geschenke für die Ahrigen in Empfang zu nehmen; der geräumige Korb aber, der enthielt, was für sie selbst bestimmt war, sollte bis zu dem großen Moment ungeöffnet bleiben, und sie versprach es mit einem heiligen Eide. Als nun die Schelle ertönte und die Knaben aus dem Schlafzimmer hervorstürzten, in welchem sie mit ihrer brennenden Ungeduld eingeferkert gewesen, und der helle Lichterglanz aus der geöffneten Thüre leuchtete wie die Verheißung, daß der liebe Gott da oben jedem der harmlosen Freude fähigen Herzen harmlose Freuden schenkt, da brauste ein Jubel auf in dem bescheidenen Gemach, so aus der tiefsten Brust, daß dem armen Hagestolz die Augen naß wurden. Die Blicke der Knaben sprühten vor Lust — „schönen Dank, Excellenz!“ rief der ältere mit eiligem Kratzfuß, um zu den erhaltenen Herrlichkeiten zurückzukehren; — „schönen Dank, Excellenz!“ wiederholte der zweite die Höflichkeitsformel. „Kapital! Kapital!“ rief der Kanzleirath einmal über das andere, indem er, die Brille hoch auf die Stirn geschoben, sich tief herabbeugte auf eine Pelzmütze, eine Cigarrenkiste und mehr dergleichen. Elisabeth streckte hocherröthend dem Grafen beide Hände entgegen: „Sie haben mich zu reich beschenkt —!“ sagte sie; Bronn aber hatte unterdeß ein Paar Pantoffeln, von des Mädchens kunstreicher Hand gestickt und mit seinem Namen versehen, auf dem Tisch

gefunden und stand da, mit seiner Nührung kämpfend. „Sie haben mich noch reicher bedacht“, erwiderte er mit weicher Stimme; „den einsamen Fremdling haben Sie in Ihre Familie gezogen — das ist eine Wohlthat, deren Werth ich nie geahnt.“ — „Falle ihm um den Hals und gieb ihm einen Kuß!“ unterbrach Peters den Austausch der Dankbarkeitsbezeugungen — Elisabeth bot dem Grafen ohne Ziererei die Wange, und der beglückte Alte drückte einen Kuß darauf. „So ist's recht!“ meinte der Vater.

Spät ging Bronn in seine Wohnung hinüber. Vielleicht zum ersten Mal seit seiner Entfernung vom Hofe gehörte er ganz der Gegenwart an, sie hatte ihn heute unwiderstehlich der Vergangenheit entrißen. Er legte sich in einer ihm unerklärlichen Stimmung zu Bett und suchte lange vergebens den Schlaf; — draußen hörte er noch Andreas und Christel plaudern, denen das Fest auch reiche Gaben gebracht. „Der Kanzleirath ist ein närrischer Kauz“, meinte er, still vor sich hin lächelnd; „ich selbst hätte nie den Muth gehabt, die Tochter um einen Kuß zu bitten!“

* * *

Eine große Veränderung war in den letzten Wochen in dem alten Hofmarschall vorgegangen; er hatte ange-

fangen, über sich selbst und über das Leben nachzudenken — sehr spät — aber zu spät ist es dazu doch wohl kaum vor dem Augenblick, wo der Mensch die Augen zum letzten Schlaf zudrückt. Er hatte sich bei Hofe in einem unendlich zahlreicheren Kreise bewegt, — aber die Gaben des Gemüths waren immer nur von ihm ausgegangen, und auch das gleichsam unbewußt; die stillen Huldigungen, die er seiner hohen Gebieterin zu Füßen gelegt, waren am Ende zur rechenchaftslosen Gewohnheit des Herzens geworden. Er hatte allein gestanden in der Menge, das fühlte er jetzt tief in dem schlichten Familienleben, das ihn in seinen Schooß aufgenommen, und es war ihm, als müßte er sich fest anklammern an das neue Verhältniß, das seiner Seele so wohl that, als sei hier sein letztes Asyl. Und immer wieder blickten ihn die braunen Augen des Mädchens an, wenn er diesen Gedankengang verfolgte. Was ihn dabei trieb, bisweilen in den Spiegel zu sehen, um sorgsam zu prüfen, wie weit die Zeit ihr hämisches Spiel der Verwüstung an seinem Aeußeren erkennbar machte, wurde ihm noch nicht klar.

Eine Folge dieses Grübelns war, daß der Graf in seiner Einsamkeit oft nicht mehr recht wußte, was er that, und so geschah es, daß er einst in den letzten Tagen des Januar seinen Spaziergang über die Gebühr ausdehnte, ohne zu beachten, daß das dresdener Klima durchaus

kein italienisches ist. Von einem heftigen Ostwind durchweht, kam er erkältet nach Hause, und es stellte sich eine Grippe ein, wie er sie bei Hofe nie gehabt. Der Arzt steckte ihn in's Bett, und sonderbarer Weise überkam ihn zwischen den Leinentüchern und in der nächsten Nachbarschaft eines inhaltreichen Arzneiglasers ein Gefühl der Behaglichkeit, das er nie gekannt. Alles trat möglichst leise auf im Hause, nur Flüstertöne erreichten in der Stille sein Ohr, er war der Mittelpunkt der kleinen Welt innerhalb der vier Mauern, man war besorgt um ihn, und Elisabeth bereitete selbst seine Krankensuppe. So lange das Fieber zunahm, blieb Andreas die Nacht über bei einem Lämpchen im Salon neben dem Schlafzimmer, und als eines Abends der Arzt ihn verlassen und draußen zur Beruhigung nichts hatte sagen wollen als: „es wird schon wieder besser werden“, da ereignete sich etwas, das dem Leidenden urplötzlich in hellem Lichte erscheinen ließ, was er längst nur wie eine leise Ahnung in sich herumgetragen. Es war lange nach Mitternacht, Bronn lag in halbem Schlummer; die Thüre des Salons öffnete sich, es trat Jemand kaum hörbar auf dem Teppich herein, und Andreas, aus dem Schlafe auffahrend, antwortete mit einigen überraschend lauten Tönen auf eine an ihn gerichtete Frage. Gleich darauf rauschte und knisterte es ganz leise in's Schlafgemach; Bronn, der sich unterdeß ermuntert, schloß die Augen und fühlte, wie Elisabeth

sich vorsichtig über sein Lager neigte. Nach wenigen Augenblicken war die Vision verschwunden — Alles war still wie zuvor.

Aber im Herzen des Kranken wurde es um so lauter. — „Ich liebe Elisabeth!“ lispelte er und streckte die Arme aus, als wollte er die Entschwundene umfassen; „Du allmächtiger Vater im Himmel, lasse mich gesund werden, lasse mir auch meinen Antheil an dem Erdenglück, das ich nie gekostet — sie wird mein Weib!“ Seine Augen wurden feucht, er warf sich in gewaltiger Aufregung hin und her, der Schlaf war dahin. Wie in wirrem Traume flog eine beseligende Zukunft in wechselnden Bildern an ihm vorüber, bald sah er sich in idyllischer Einsamkeit an ihrer Seite, bald schmückte er sie mit den reichsten Gewändern, sie mußte bei Hofe vorgestellt werden, als Gräfin Bronn in glänzender Equipage einherrollen, auch die Farben der Livree überlegte er, es mußte Alles passen zu der herrlichen Erscheinung der jungen Frau. Wo die Mittel zu all' der Pracht herkommen sollten, davon erzählte der Fiebertraum dem unpraktischen Alten nichts. Auch eine andere wichtige Frage blieb unerörtert: liebt dich das Mädchen? wird sie ihre Jugend an Deine achtundfünfzig Jahre fesseln wollen? Die Antwort kam ihm selbstverständlich vor. Was konnte Elisabeth zu dem Opfer ihrer Nachtruhe bringen? Nur die Liebe vermochte dies, sie hatte ja oft selbst gesagt,

daß sie gern schlief und kein Pistolenschuß im Stande sei, sie zu wecken. Erst gegen Morgen schlossen sich die müden, brennenden Augen.

Das Glück ist die mächtigste Arznei; — trotz Schlaflosigkeit und Aufregung ging es dem Grafen am folgenden Tage besser, und bald lehnte er den Kopf an die Häfelarbeit auf der Lehne des Sophas, noch sehr matt, aber vollständig auf dem Wege der Genesung. Diese machte um so schnellere Fortschritte, als Elisabeth ihm täglich ein paar Stunden Gesellschaft leistete. Bronn war in der deutschen Literatur nicht sehr bewandert, die Wahl eines Werkes zum Vorlesen fand daher ein sehr weites Feld. „Kennen Sie die verlorene Handschrift, von unserem lieben Dichter Gustav Freytag?“ fragte sie eines Tages.

Er mußte gestehen, daß das Buch ihm fremd war.

Nun begann sie zu lesen, und er hörte ihr zu. Ostklang nur der Laut ihrer Stimme in seinem Ohr — er brauchte nicht zu wissen, was sie las, um entzückt zu sein, und seine Blicke musterten die üppige Gestalt, die, weich zurückgelehnt, vor ihm saß. Aber Ilse interessirte ihn doch; für ihn war Ilse — Elisabeth, und er schwelgte an ihrer Seite in Freytags bezaubernd geschildertem Landleben. Dann versetzte er sie plötzlich wieder in einen Hofzirkel, und sie wandelte einher in schweren seidenen Gewändern. Am Ende wurde er eifersüchtig auf den

Professor, der seine Elisabeth heirathen wollte. Dann legte er die Hand auf das Buch und unterbrach die Vorlesung; die krankhafte Konfusion seiner Ideen trieb ihm das Blut in den Kopf; folgte darauf ein trauliches Gespräch, so horchte er auch nur zerstreut auf die Erzählungen des Mädchens — ihre Stimme blieb ihm die Hauptsache. Sie sprach einmal von dem Tode ihrer Mutter; ihm fiel dabei seine eigene Mutter ein, immer mit dem Aufsatz mit weißer Feder, und das brachte ihn auf den Gedanken, daß sie vor unendlich vielen Jahren gestorben und daß er viel älter sei als Elisabeth. Aber so etwas flog nur wie eine leichte Wolke über den Sonnenschein seiner jubelnden Seele — er glaubte sich seiner Sache ganz gewiß.

Erfast die Liebe einen Mann von dem Alter des Grafen, so reichen ihre Wurzeln bis an den Quell des Lebens; es ist das letzte Mal, sagt sich das Herz, und klammert sich fest an das Glück, dessen Schwinden trostlose Leere, nicht, wie bei der Jugend, die sichere Hoffnung auf Ersatz zurückzulassen vermag. Bemitleidenswerthe dumme Streiche macht oft der alte Mann, wenn er noch einmal vor dem Erlöschen die Gluth der Jugend in sich zu spüren wähnt. Auch Bronn fühlte — es ist das letzte Mal, — aber die reinsten Absichten gaben seinem Streben den Anschein des Vernünftigen, und er kam sogar so weit, die praktische Seite seines Vorhabens mit

einiger Ruhe in's Auge zu fassen. Trat er jetzt gleich vor den Kanzleirath, um ihn um die Hand seiner Tochter zu bitten, so konnte der Alte einen mißtrauischen Blick auf die Zukunft werfen; es war ja kein Vermögen da — der gräßliche Titel klang ganz gut, aber was wird aus der einstigen Wittwe, die wohl kaum auf eine Leibrente rechnen durfte? Und nach menschlicher Berechnung war der Wittwenstand nicht ohne Wahrscheinlichkeit vor auszusehen. Allen Zweifeln und Ungewißeiten mußte vorgebeugt werden.

Im Ganzen ging es doch langsam mit der Wiederherstellung des Grafen; die Kräfte wollten nicht gleich wiederkommen, und der tägliche Blick in den Spiegel zeigte unbarmherzig ein mattes Auge. — Endlich, in den ersten wärmeren Tagen des März, glaubte er seine Vorbereitungen beginnen zu können, und machte sich nun mit jugendlicher Hast an die Ausführung seines sorgfältig überdachten Plans. Die Hausgenossenschaft war sehr überrascht, als er eines Morgens erklärte: ich reise in Geschäften nach Berlin! Elisabeth empfahl ihm Vorsicht, blieb ahnungslos bei dem sonderbar schelmischen Blick, mit welchem er, Abschied nehmend, seine baldige Rückkehr verhieß, und empfahl Andreas, auf alle Fälle die Pelzstiefel seines Herrn nicht zu vergessen.

Was sich der alte Hofmarschall erdacht, bewies, daß er verständig die Lehren beherzigt, die ihm seine neue

Existenz in den letzten Monaten so liebeich gegeben; seine Dossensammlung lag da — ein todtes Kapital; das Porträt blieb ihm gewiß eine theuere Reliquie, aber es bedurfte des Brillantenschmuckes nicht, eine Einfassung von mattem Golde konnte die Steine ersetzen. Der Schatz mußte also verkauft werden, und dazu war Dresden nicht der rechte Ort, Alles das war sehr richtig berechnet; von Berlin ging er nach Leipzig, um einen letzten Handel abzuschließen, und kehrte mit einer Summe von vierzehntausend Thalern nach Hause zurück. Nun begann ein geheimnißvoller Verkehr mit einem Advokaten; der Graf ging oft auf mehrere Stunden aus und begrüßte Elisabeth bei jeder Begegnung mit jenem oben angedeuteten schelmischen Blick, aus dem zugleich eine innige Glückseligkeit sprach.

So vergingen noch ein paar Wochen, bis endlich Alles in der schönsten Ordnung war; Graf Bronn hatte ein Haus in der Liliengasse gekauft. Ihres lieblichen Namens ungeachtet gehört diese Gasse nicht zu den elegantesten Gegenden Dresdens — aber mit wem hatte er Umgang in der vornehmen Welt? Er wollte ja nichts als ein ruhiges Glück an der Seite des mit jugendlicher Gluth geliebten Wesens, und dazu war das Haus wie für ihn gebaut. Ein Gärtchen lag hinter demselben, freilich klein und zwischen hohen Gebäuden, aber doch mit schattigen Plätzen — „da lesen wir das Ende der

verlorenen Handschrift, und der Professor kann thun was er will, Elisabeth ist mein!" rief er mit kindischer Freude; alle Träume von Livreen und Hoffesten waren vergessen — nur für ihn sollte sie leben, und er für sie!

Jetzt war der große Moment gekommen, jetzt sollte die feierliche Ansprache vor sich gehen.

Wäre der Graf in der letzten Zeit nicht so ausschließlich mit den Vorbereitungen zu seinem sicher gewährten Glücke beschäftigt gewesen, er hätte bemerken müssen, daß Elisabeth seit mehreren Tagen ihre sonst immer gleiche Heiterkeit eingebüßt, und aussah, als nagte ein Kummer an ihr. Als Bronn mit ungestüm und fast schmerzhaft klopfendem Herzen aus seinem Zimmer trat, um hinüber zum Kanzleirath zu gehen, fand er das Mädchen im Gange. „Wohin wollen Sie?“ fragte sie. „Zu Ihrem Vater — — ich bin Hausbesitzer“ — antwortete er, mit Mühe die Erregung bekämpfend. Die letztere Andeutung, die seiner Meinung nach hellen Jubel hätte hervorrufen müssen, blieb ganz unbeachtet. „Gehen Sie nicht hinein“, flüsterte Elisabeth; „der Vater ist nicht gesund — — ich bin recht unglücklich!“ — Thränen stürzten ihr aus den Augen.

Der Uebergang von der Erwartung namenloser Freude zu dem Bilde, das er vor sich sah, that dem Gra-

fen weh. Es stieg in ihm auf wie eine böse Ahnung. Sprachlos starrte er die Weinende an.

„Ich habe an Sie gedacht — an Ihre Güte“, fuhr sie fort; „Sie werden Rath schaffen, ich muß Ihnen Alles sagen.“ — Bronn machte eine Bewegung, als wollte er das Mädchen in seine Wohnung führen — „nein, nein, nicht dahin, nur unter Gottes freiem Himmel werde ich sprechen können — gehen Sie hinaus in den großen Garten! Wir finden uns auf der Bank mit der Aussicht auf Strehlen.“ —

Sie verschwand. Die Zumuthung, so weit hinaus zu gehen, um vielleicht peinliche Geständnisse zu hören, überraschte ihn unangenehm; aber es wehte eine milde Frühlingsluft draußen, die Sonne schien hell und das ange deutete Plätzchen war ihm von einem gemeinschaftlichen Spaziergange her bekannt. Damals existirte der zoologische Garten noch nicht, der jetzt in seinem schattigsten Theil das bezeichnete Ziel der Promenade enthält. Der Graf verließ das Haus mit beschleunigten Schritten — aber bald kehrte verhältnißmäßige Ruhe in die Brust zurück und er ging langsamer. Die Natur besänftigte das Toben im Innern. Sollte für ihn der Winter verderbend wieder einbrechen, während Alles umher dem Sommer, dem neuen Leben entgegen athmete! In lachend grünem Kleide lag die Höhe von Räckniz zu seiner Rechten, üppig drängten sich schon die jungen Blätter

aus den Knospen, die Lerche sang ihr Liebeslied; nur einzelne leichte Wölkchen zogen still am Himmelsgewölbe dahin. „Auch ihr Kummer wird nicht mehr sein, als ein solches Wölkchen“, dachte der Wandelnde, und ein Lächeln suchte sich auf seine Lippen zu lagern; „Mädchenthänen — Frühlingsregen.“ Aber Leid that sie ihm doch.

Die Bank, die einen uralten Baumstamm umkreiste, war erreicht, und er richtete erwartungsvoll die Blicke der Stadt zu. Noch waren die Blätter zu jung, um dem Auge die Ferne zu verbergen, und er unterschied bald eine weibliche Gestalt in blauem Kleide, die zögernd näher kam. Es war Elisabeth. Beide setzten sich schweigend — sie spielte mit dem Sonnenschirm im dürren Laube des vorigen Herbstes; die Wimpern wurden wieder naß. Die Pause war peinlich lang. „Ich überrasche sie mit meinem Antrage, ehe sie gesprochen — mit unserem Häuschen in der Liliengasse“, — dachte Bronn; „das unerwartete Glück verscheucht das Schattenbild eines eingebildeten Unglücks.“ — Doch bevor er begonnen, ertönte die Stimme des Mädchens, leise und unsicher, wie von innerem Schluchzen unterbrochen. „Sehen Sie mich nicht an“, sagte sie; „mit vollem Vertrauen wende ich mich an Ihre Freundschaft, und doch wird es mir unendlich schwer, zu sprechen. — Sie haben mehr als einmal Eduard Thümmler bei uns gesehen, aber Sie

kennen ihn nicht. Hätte er gewagt, Ihnen mit Offenheit zu nahen, Sie hätten ihn lieb gewonnen. Er ist ein edler Mensch — es giebt in der Welt keinen besseren. Zu Ostern werden es zwei Jahre, daß er mich liebt; aber er hatte noch keine feste Anstellung, und da warteten wir. Im November ist er Referendar geworden, aber wir warteten noch; er ist jung. Vorgestern endlich ging er zum Vater und bat um meine Hand. Doch der Vater wies ihn ab — er könnte seine Tochter nicht der Armuth preisgeben, er wisse, was es heißt, wenn die Frau sich Tag und Nacht plagen müsse um's tägliche Brod, meine Mutter sei dabei zu Grunde gegangen — seine Tochter dürfe nicht auch zu Grunde gehen.“ —

Sie brach in Thränen aus. Bronn saß neben ihr in einem unbeschreiblichen Zustande; wie von Dämonen getrieben, flohen seine Träume und Hoffnungen in wirrem Durcheinander — es war ihm, als müsse er um sich greifen, um eine Stütze zu suchen, um nicht verzweifelnd zurückzufallen in die Leere, aus der ihn die Verheißung eines späten Glücks in den letzten Monaten emporgehoben. Es konnte nicht Wirklichkeit sein, er konnte nicht verlieren, was ihm vorgeschwebt — sein Leben hing daran. Mit aller Kraft seiner Seele klammerte er sich an einen Halm, der ihm Rettung zu versprechen schien — sie hatte ja noch nicht gesagt, daß auch sie dem jungen Mann ihr

Herz geschenkt. „Lieben Sie Thümmler?“ fragte er nach langem Zaudern — Alles hing ab von der Antwort auf diese Frage.

Elisabeth trocknete ihre Thränen. In der rücksichtslosen Selbstsucht eines liebenden Herzens hatte sie nicht die leiseste Ahnung von dem namenlosen Schmerz, der in der Brust des armen alten Hofmarschalls wüthete. „Wie sollte ich nicht!“ entgegnete sie, und beugte den Kopf tief hinab, um ihre Röthe zu verbergen. „Ich lasse nicht von ihm — es wäre mein Tod. Der Vater hatte weniger, als er die Mutter heirathete, und doch haben sie glücklich miteinander gelebt. Ich will alle Entbehrungen geduldig tragen!“ Muthig blickte sie auf bei diesen Worten, das Bewußtsein der jugendlichen Kraft, die in ihr wogte, schien sie emporzurichten. „Wir müssen versuchen, den Widerstand des Vaters zu überwinden“, fuhr das Mädchen fort, „und dazu brauchen wir Ihren Beistand. Mit väterlicher Güte haben Sie mich behandelt — begründen Sie jetzt mein Glück! Ihre Stimme gilt viel in unserem Hause — sprechen Sie für mich und Eduard, sagen Sie, daß wir arbeiten wollen — ich bin gesund und stark, Eduard ist tüchtig, er wird weiter kommen — ich bitte Sie, sprechen Sie für uns!“

Hestig klopfte es dem Grafen in den Schläfen, seine Augen brannten, und in rasendem Kreislauf durch-

flogen seine Gedanken Vergangenheit und Gegenwart; Bilder aus dem Hofleben drängten sich undeutlich hinein, Menschen mit spöttischen Gesichtern, die den Hofmarschall auslachten. — „Wie geht es, Excellenz? Das hast Du davon, Excellenz!“ klang es ihm in den Ohren, und wie von der Furcht getrieben, den Verstand zu verlieren, stand er plötzlich auf. „Gehen Sie nach Hause“, sagte er mit Anstrengung, „ich werde Ihren Vater sehen!“ —

Elisabeth blickte zu ihm hinauf und erschraf heftig über die Veränderung, die in den Zügen ihres alten Freundes vorgegangen. „Sind Sie krank?“ rief sie laut. „Nach Hause, nach Hause“ — wiederholte Bronn, und sie verließ ihn schnellen Schrittes, ohne zurückzublicken — der weibliche Instinkt hatte ihr plötzlich mit Blitzeshelle verrathen, was in ihm vorging.

Der Graf blieb noch lange stehen und starrte rathlos vor sich hin. Die Brust hob sich in mühsamen Athemzügen — seine Phantasie stellte ihm immer wieder die reiche, jugendliche Körperfülle des Mädchens vor die Augen — der Schatz war für ihn verloren, er konnte wieder werden, was er gewesen — der einsame, dem Greisenalter entgegen vegetirende Mann. In unzurechnungsfähiger Wuth bohrte er seinen Stock in die Erde, ohne sich entschließen zu können, in die Stadt zurückzukehren.

Ein bejahrtes Ehepaar ging friedlich lustwandelnd vorüber und sah sich wiederholt nach ihm um. „Was mag dem armen Herrn fehlen?“ hörte er sagen, und ärgerte sich über die neugierigen Menschen. Die Sonne neigte sich dem Untergange zu, als Bronn endlich in seiner Wohnung anlangte und die Thüre hastig hinter sich verschloß.

* * *

Das Weitere bedarf kaum einer Schilderung. Alles war dahin für den Unglücklichen — die Vergangenheit hatte den Reiz lieber Rückerinnerungen verloren, die Schatulle stand leer da, und das Bild in der Einfassung von mattem Golde war ihm nichts mehr als die herbe Mahnung, daß das Original ja zum großen Theil die Schuld seiner trostlosen Tage trug; hätte er nicht in kindischer Schwärmerei seine schönsten Jahre einem unerreichbaren Ideal geopfert, er hätte jetzt auch, wie so viele Andere, im Kreise einer Familie leben können, geliebt wie seine treue Seele es verdiente! Knabenhaft sein ganzes reiches Gemüth in einem formlosen Traum vergeudet zu haben, ohne einen Gedanken an das Ende, ohne einen Gedanken an das tiefe Bedürfniß des Greises, den Segen liebender Sorgfalt zu spüren während der

letzten Schritte zum Grabe, das war der Vorwurf, der in hellem Lichte vor ihm stand — anfänglich nur in einzelnen Momenten; des folgerechten Nachdenkens wurde er erst fähig, als die Wuth des Sturmes sich einigermaßen gelegt hatte.

Nach einer in fieberhafter Schlaflosigkeit zugebrachten Nacht ging er hinüber zum Kanzleirath. Da gab es noch eine Szene, die ihn mehr ermüdete als anregte. Ernst und feierlich trat er als Freiverber für Eduard Thümmler auf: Elisabeth war Hausbesitzerin, und durfte einem mittellosen Manne die Hand reichen. Peters war einen Augenblick verblüfft durch die Eröffnung, und wurde dann heftig. „Ich lasse mir nichts schenken!“ rief er, „ich kann meine Kinder selbst ernähren!“ — „Es ist gar nicht die Rede davon, Ihnen etwas zu schenken“, antwortete der Graf; „das Haus ist auf den Namen Ihrer Tochter gekauft und ihr Eigenthum; Sie haben nicht das Recht, die Zukunft Ihres Kindes zu zerstören.“ Darauf erfolgte eine stürmisch bewerkstelligte und mit Ergebenheit geduldete Umarmung, und der Kanzleirath brach plötzlich in lauten Jubel aus. „Sie sind ein prächtiger Mensch — Gott segne Sie“, — und die hellen Freudenthränen strömten ihm aus den Augen.

Elisabeth mußte mit Gewalt herbeigeholt werden.

Ihre Unbefangenheit war verschwunden seit der Eingebung im Garten. Es war ihr peinlich, das große Geschenk anzunehmen — sie hätte es gern ausgeschlagen; aber ihr Lebensglück hing daran, und der naive Egoismus aller Liebenden beschwichtigte siegreich ihre Zweifel. Von glühendem Roth übergossen sprach sie dem Grafen in einigen unzusammenhängenden Worten ihren Dank aus; einen Kuß bekam er nicht wieder.

Bronn blieb von nun an fast ausschließlich in seinem Zimmer. Die Beglückung des Mädchens mit dem angekauften Besitzthum war die letzte Regung seines Edelmuths — die Bitterkeit verdrängte bald alles Uebrige. Er bereute sogar mehr als einmal, was er gethan, aber nur in vorübergehenden Momenten, wenn das Auge auf die Schatulle fiel; eigentlich war ihm Alles gleichgültig. Diese Bitterkeit tödtete allmählig das Feuer in seinem Innern; nur einmal noch, in tiefer Nacht, sprang er plötzlich auf von seinem Lager — er mußte hinaus, er mußte zu Elisabeth — wohl um sie zur Rechenschaft zu ziehen für sein Elend; aber muthlos kehrte er an der Thüre um, drückte die brennende Stirn an die Fensterscheiben — und weinte wie ein Kind.

Bronn hatte nur eine Bedingung an seine Gabe geknüpft: die Hochzeit sollte in drei Wochen stattfinden.

Es war ihm ein Bedürfniß, so schnell als möglich ganz zu brechen mit jeglicher Hoffnung. Er sah ja ohnehin Elisabeth fast gar nicht mehr, sie wagte sich nie in sein Zimmer. Dabei waren ihm die lauten Ausbrüche der Freude, die oft zu ihm herüberdrangen, eine nicht zu ertragende Pein.

Gleich nach Ostern war die Hochzeit. Bronn hatte versprochen, der Feier beizuwohnen; seine Toilette war auch bereits beendet, und der Wagen stand vor der Thüre. Aber er konnte sich nicht entschließen, aus dem Zimmer zu gehen. Da stürzte Elisabeth zu ihm herein — im Brautkleide, den Kranz von Orangenblüthen im Haar, reizender als er sie je gesehen. Sie schlang mit nassen Augen die Arme um seinen Hals, wie ein zärtlich liebendes Kind. „Verzeihen Sie mir!“ flüsterte sie hocherröthend und verschwand.

Bronn verstand den Sinn ihrer Worte nicht mehr; er saß stumm auf dem Sopha, in weißem Halstuch, mit Stern und Ordensband. Draußen war es still geworden. Alles war fort in die Kirche. Als Andreas zurückkehrte, fand er seinen Herrn in halbunbewußtlosem Zustande; die Erschütterung war zu heftig für die Constitution des Grafen gewesen — ein hitziges Fieber warf ihn auf das Krankenlager, und er stand

nicht wieder auf. Ein einfaches Denkmal schmückt sein Grab auf dem Elias-Kirchhof. Im Thümmerschen Hause in der Liliengasse wird sein Andenken noch heute hoch geehrt. Und das hat er redlich verdient, der liebe alte Hofmarschall.

Mehr Wahrheit als Dichtung.

Ich kenne in der Welt keinen lieblicheren Sommeraufenthalt als Baden-Baden, obgleich ich der Sommer schon manche zähle, auf sehr verschiedene Weise zugebracht. Berge, Hügel, Waldströme, Ruinen alter Schlösser und Tannenduft findet man oft wieder in den gesegneten Gauen Deutschlands; — nirgend aber liegen Stadtgeräusch und ländliche Stille so nahe bei einander als hier, nirgend ist in so hohem Grade dafür gesorgt, dem Menschen für jede Stunde des Tages und jede Gemüthsstimmung ein Plätzchen bereit zu halten, wo er sich wohl fühlen muß, wenn er sich überhaupt noch wohl zu fühlen vermag.

Bedenkt man, daß über dreißigtausend Fremde im Laufe der schönen Jahreszeit Baden-Baden besuchen, so

wird man sich leicht vorstellen können, daß mancher Roman in dem eleganten Treiben seinen Anfang und vielleicht auch bald darauf sein Ende nimmt. Manche Ehe, vorläufig im Himmel geschlossen, wie es mit allen Ehen der Fall sein soll, findet hier ihre irdische Einleitung; mancher Jüngling verbrennt die Flügel seiner schwärmerischen Einbildungskraft an einem Strohfeuer; mancher Greis macht sich lächerlich mit platonischen und nicht platonischen Seufzern. Aber nicht immer ist es die Liebe, welche die Hauptrolle spielt in den Begebenheiten der kleinen Weltstadt Baden; es kommen auch andere Dinge vor, die der Beachtung werth sind. — Dinge, die oft geheimnißvoller betrieben werden, als Liebesintriguen.

Der Zufall hat mich, unter Andern, mit einem Geschichtchen bekannt gemacht, das ich mir erlaube, so genau als möglich wieder zu erzählen.

Im Juli 1845 begleitete ich einen abreisenden Freund an den Bahnhof und ging dann auf den Steinplatten der lustigen Halle auf und nieder, um den nächsten Zug abzuwarten. Während der Glanzperiode der Bade-Saison, im Juli und August, ist die Zahl der herbeiströmenden Reisenden so bedeutend, daß ich den Spaziergang zum Bahnhofs oft auch ohne besonderen Anlaß machte, nur um das bunte Bild der Ankommenden zu sehen und das Vaterland eines jeden nach seiner Physiognomie zu erra-

then, was in müßigen Augenblicken ein unterhaltendes Studium abgiebt.

Nach einer Viertelstunde ertönte das Pfeifen der Lokomotive, eine Rauchwolke wälzte sich das Dosthal herauf und eine Minute später rasselte ein langer Zug unter die Halle. Noch ehe die Räder aufgehört hatten sich zu drehen, schauten Köpfe und Arme aus allen Wagenfenstern hervor und suchten sich durch Schreien und Gestikuliren der Droschken zu versichern, deren verhältnißmäßig nur wenige vorhanden waren; die Thüren wurden aufgerissen, die Fuhrwerke mit Sturm eingenommen, und wirr und lebendig bewegte sich alles durcheinander; Mantelsäcke jeder Art und Form, unter denen das russische Fuchtenleder vielfach vertreten war, Reisetaschen und zusammengeschnürte Plaid's flogen aus einer Hand in die andere und thürmten sich neben den Koffelenkern; eine Droschke nach der andern rollte ab, und bald blieben nur noch die Omnibus übrig, deren Führer phlegmatisch von ihren hohen Sitzen herniederschauten auf die Fremdlinge, die in Ermangelung eines bequemeren Beförderungsmittels die geräumigen Kasten zu besteigen angingen.

An einer offenen Wagenthür stand ein junges Mädchen und schaute hinein in den eben verlassenen Raum. Sie schien mit einiger Ungeduld auf ihre noch nicht ausgestiegenen Reisegefährten zu warten. Es war eine

überaus liebliche Erscheinung: blaue Augen, eine blendende Gesichtsfarbe, von der anstrengenden Reise in der Mittagshitze lebhaft gefärbt, eine intelligente Stirn zwischen den zierlich gezeichneten Augenbrauen und dem dunkelblonden Haar — alles das klingt wie ein Signalement in einem Reisepasse; das Portraitiren mit der Feder ist eine äußerst schwierige Aufgabe und giebt selten ein Bild. Es mag aber stehen bleiben was dasteht; der Leser denkt sich vielleicht den Ausdruck des Gesichts dazu, wenn er den Charakter wird kennen gelernt haben. Mir machte das Mädchen den Eindruck, als hätte ich nie etwas Schöneres gesehen, und doch war sie eigentlich nur hübsch. Ich muß noch hinzufügen, daß nach der damaligen Mode ein Paar Zöpfe à la Clothilde sich an die Wangen schmiegten und das regelmäßige Oval des Gesichts noch mehr hervorhoben. Ich habe so oft an diese beiden reichen Zöpfe denken müssen, daß ich sie nicht mit Stillschweigen übergehen kann. Und damals hatten die falschen Haare noch nicht so überhand genommen wie jetzt.

„Mama“, sagte endlich meine schöne Unbekannte in den Eisenbahnwagen hinein, „Rudolph ist nicht da, um uns abzuholen. Wenn wir noch lange verweilen, so müssen wir zu Fuß in die Stadt. Die Droschken sind schon alle fort.“

„Unausstehlich!“ brummte eine Stimme im Innern

des Wagens, und eine ziemlich beleibte Dame stieg schwerfällig heraus. „Christoph“, rief sie, „hast Du das Gepäck alles beisammen?“

Ein schläfrig aussehender alter Diener in hechtgrauer Livree mit silbernen Knöpfen stand bei einem Haufen von Kisten und Kasten. „Ja, gnädige Frau, achtzehn Stück!“ sagte er langsam.

„Nun, so lasse doch auspacken, worauf wartest Du?“ fuhr die Dame fort. Der Omnibus-Conducteur hatte nur auf diesen Wink geharrt und schwang sich mit erfahrener Hand einen Koffer auf die Schulter; in demselben Augenblicke aber bog ein zweispänniger Wagen in scharfem Trabe in den Bahnhof und ein junger Mann sprang heraus, ehe die Pferde standen. Helle Freude strahlte ihm aus dem offenen, ehrlichen Gesichte, als er die Damen erblickte. „Ich bin nicht Schuld daran, daß ich so spät komme“, rief er; „seit drei Minuten erst habe ich Ihre Depesche aus Karlsruhe — Sie hätten aus Heidelberg telegraphiren sollen.“ Stürmisch küßte er der alten Dame beide Hände, obgleich dieselben in braungelben, bedeutend von der Reise angegriffenen Handschuhen mit abgeschnittenen Fingern steckten, und wandte sich dann zu dem jungen Mädchen. Die Hände ruhten lange ineinander und ein Blick der innigsten, wärmsten Liebe strahlte herüber und hinüber. „Da sind wir, Rudolph!“ — „Endlich, endlich!“ Das war Alles, was sie

sich sagten. Aber die Worte machen es nicht bei solchen Gelegenheiten.

Ein Theil des Gepäcks wurde auf den Omnibus geladen, in welchem der hechtgraue Diener Platz nahm; das Uebrige thürmte sich neben dem Kutscher des Zweispänners, und ich blieb allein.

„Ein hübsches Bärchen“, dachte ich mir, nach Hause gehend, — „hoffentlich sehe ich die Leute wieder.“

* * *

Denjenigen, die so unglücklich sind, Baden-Baden noch nicht zu kennen, muß ich erzählen, daß der Sammelplatz der Badegäste, das Conversationshaus, die eine Seite eines großen viereckigen Platzes einnimmt; die drei übrigen Seiten bilden Alleen, in deren Schatten zwei Reihen Buden mit Waaren aller Art stehen; jeder Kaufmann hat vor seiner Bude einen Tisch und einige Stühle; jedem Vorübergehenden steht es frei, Platz zu nehmen, und es bilden sich nicht selten kleine Kreise, die sich das Wort geben, täglich zur Musik sich um einen und denselben Tisch zu versammeln. Der Anblick der Promenade gewinnt dadurch eine Gemüthlichkeit, die man an einem solchen Orte kaum erwartet; man sitzt da wie in einem Salon unter alten und neuen Bekannten und sieht die bunte Menge auf- und abgehen, während aus dem nahen

Pavillon die Compositionen deutscher und italienischer Meister zum Besten gegeben werden. Daß in dem Conversationshause unterdeß Hunderttausende verspielt und höchst selten gewonnen werden, muß man dabei zu vergessen suchen*); wer seinen Sommer in Baden ungestört genießen will, darf sich der Spielhölle nur nähern, wenn er gern menschliche Leidenschaften beobachtet.

Ich machte mit einem Freunde eine Partie Schach vor einem Cigarrenladen, als ich die Damen von gestern die Allee heraufkommen und mit ihrem Begleiter vor Mellerio's eleganter Bude Platz nehmen sah. Es war kein Irrthum möglich, die blauen Augen und die Zöpfe des jungen Mädchens hatten einen zu tiefen Eindruck auf mich gemacht, die freundliche blonde Erscheinung des jungen Mannes war nicht zu verkennen, und auch die Mama mit dem leichten Anfluge von Schnurrbart war mit keiner Anderen zu verwechseln. Mein Spiel nahm bald ein Ende; schach und matt, hörte ich meinen Freund sagen; mein König konnte nicht mehr von der Stelle. Statt mich, wie sonst, gedemüthigt zu fühlen bei dem Verluste der Partie, machte ich mir heute gar nichts daraus. „Kennen Sie die drei Personen an dem Tische da schräg gegenüber?“ fragte ich meinen Sieger. Er drückte das Glas in das rechte Auge und erwiderte nach

*) Im Jahre 1861 geschrieben.

einigem Zögern: „Habe nicht die Ehre — wenigstens was die Damen betrifft. Die Bekanntschaft des jungen Mannes habe ich vor einigen Tagen gemacht; er heißt Rodewitz. Das Mädchen ist wahrscheinlich seine Braut, die er täglich erwartete, und dann ist die Alte seine zukünftige Schwiegermutter, die Baronin Rothenkirch. Die Leute kommen aus Norddeutschland.“

Die Möglichkeit, den Damen vorgestellt zu werden, lag auf der Hand. Ich bat meinen Schachspieler, durch Vermittelung des Herrn von Rodewitz den Anfang zu machen und nach der ersten Viertelstunde meine Vorstellung einzuleiten; der Platz, den sie gewählt, bewies, daß sie nicht nach Baden gekommen waren, um die Einsamkeit zu suchen, und mein Wunsch konnte daher nicht für Zudringlichkeit gelten. Es ging vortrefflich. Mein Freund schlenderte nachlässig über die Promenade, wechselte einige Worte mit dem blonden jungen Manne, zog dann seinen Filzhut vor den Damen, denen er genannt wurde, und wenige Minuten später saß auch ich in dem kleinen Kreise.

Ich hatte alle Ursache, mir Glück zu wünschen zu der Bekanntschaft: das Wesen des Mädchens entsprach so vollkommen dem Reiz der äußeren Erscheinung, die ich gestern bewundert, daß ich mich heimlich fühlte mit ihr; wir sprachen bald mit einander, als wären Monate und nicht Minuten vergangen seit dem Momente der

ersten Begegnung. Auch in der Mutter fand ich eine liebenswürdige Frau, obgleich ihre Urtheile hin und wieder einen etwas schroffen Character verriethen; über Herrn von Rodewitz ließ sich nicht viel sagen — er schwelgte dermaßen im Anblicke seiner lieblichen Braut, daß er zu Allem ja sagte, ohne zu wissen, wovon die Rede war.

Wir hatten seit etwa einer halben Stunde dagelassen, als Fräulein Charlotte aufsprang und mit dem Ausrufe: „die Tante!“ sich auf einige Schritte von ihrem Plaze entfernte. Die Tante setzte sich neben Frau von Rothenkirch, und unsere Unterhaltung wurde nur auf kurze Momente durch die Präsentationsfeierlichkeit der einander noch Unbekannten unterbrochen.

Das erste Gespräch mit einer Person, die man zum ersten Male sieht und von der man nie etwas gehört, hat einen ganz eigenthümlichen Reiz — natürlich wenn bei derselben überhaupt von Reiz die Rede sein kann, in geistiger oder körperlicher Hinsicht. Es liegt ein großer Genuß darin, eine Intelligenz sich allmählig entfalten zu sehen, um so mehr, da Ueberraschungen in diesem Bereiche zu den Seltenheiten gehören. Ich war entzückt von Fräulein Charlotte von Rothenkirch. Sie war durchaus junges Mädchen in ihrer Unterhaltung; ich hätte gern gesagt, daß etwas Schelmisches in ihren Bemerkungen

über die Vorübergehenden lag, wenn dieser Ausdruck nicht so sehr verbraucht wäre. Und dabei schien es mir doch, als müsse ihr Gemüth manche ernste Seite haben, als sei der Ernst vielleicht erst gewichen, seit sie Braut wurde; sie erröthete bei jedem harmlosen Scherze, wie bei etwas Ungewohntem.

Die Musik schwieg um vier Uhr, aber wir befanden uns wohl auf unseren Plätzen und blieben sitzen. Da kam vom englischen Hof her ein Paar die Allee herauf, das wir noch nicht gesehen hatten; ein Mann in einem schneeweißen Sommeranzuge mit hellen Halbstiefeln, einem nachlässig geschlungenen himmelblauen Bande statt des Halstuchs und gelben Handschuhen, neben ihm eine Dame in eleganter Vormittags-Toilette. Nach der Kleidung schließt man wahrscheinlich auf einen jungen Mann; in Baden kann man aber auch Grauköpfe in zart gefärbten Sommerstoffen einherwandeln sehen. Der Fremde mochte fünfzig Jahre alt sein. Ein nichts sagendes, fleischiges Gesicht mit dicker Nase und dicken Lippen ragte über der himmelblauen leichten Binde heror; der starke, mit einigen grauen Haaren untermischte schwarze Backenbart war zurückgestrichen, das Kopshaar ebenso, und die Mütze, die er trug, hatte dieselbe Richtung genommen, so daß sich die ganze Physiognomie mit einer schwer zu rechtfertigenden Keckheit den Blicken der Welt preisgab. Die Frau war vielleicht einige Jahre jünger und mußte in ihrer

Jugend sehr schön gewesen sein; die großen braunen Augen mußten noch heute so genannt werden, und man bedauerte unwillkürlich, diese feingebogene Nase nicht gesehen zu haben, als noch die Rosen der Jugend ihr auf den Wangen zur Seite standen.

„Ich wette, das sind Franzosen“, sagte ich den Damen leise über den Tisch, als das eben beschriebene Paar uns nah war.

„Sie gewinnen Ihre Wette“, entgegnete die Tante; „ich habe vor wenigen Tagen die Reise von Paris bis hierher mit den Leuten gemacht. Wenn sie mich bemerkt hätten, so wäre unser Kreis wahrscheinlich um die beiden Fremden reicher geworden. Es ist der Vicomte de Grand-pré mit seiner Frau.“

„Franzosen?“ sagte Frau von Rothenkirch; „ich bin froh, daß sie vorübergegangen sind. Mit meinem französisch Parliren geht es sehr schlecht und ich entbehre gern jede Bekanntschaft, mit der ich nicht deutsch sprechen kann.“

Die Frau Baronin mußte aber dennoch die unbequeme Bekanntschaft machen. Das Paar kehrte am Ende der Allee um und stürzte plötzlich mit einem lauten Ah! und verschiedenen Phrasen im reinsten Pariser Accent auf die Reisegefährtin zu. Dies gegenseitige Entzücken ist bei solchen Gelegenheiten bekanntlich immer sehr groß. Die Tante — ich kann sie nicht anders nennen, weil

mir ihr Name entfallen ist — nannte uns dem Vicomte und seiner Frau, die sich uns ohne Weiteres beigesellten, und das Gespräch, das übrigens einen lebhaften Fortgang nahm, mußte von nun an französisch geführt werden.

Frau von Rothenkirch rückte schon nach den ersten zehn Minuten auf dem Stuhle hin und her, als wollte sie die Sitzung aufheben, aber es fand sich keine passende Pause dazu. Der Vicomtesse schien es mit Fräulein Charlotte von Rothenkirch ebenso zu gehen, wie es mir mit ihr gegangen; der Eindruck, den die überaus liebliche Erscheinung auf sie machte, war offenbar, und es war, als wollte sie vom ersten Augenblicke an alle ihr zu Gebote stehenden Mittel anwenden, um die Freundschaft des jungen Mädchens zu gewinnen. Sie war hinreichend liebenswürdig, ihre Conversation mußte fesseln, und das große braune Auge mit dem intelligenten Ausdrucke that das Seinige dabei. — Sie gehörte zu jenen glücklich begabten Frauen, bei denen man ganz vergißt, ob sie alt oder jung sind, sobald sie sprechen; ein so feines Spiel mit den Gesprächsformen ist mir höchst selten vorgekommen; dabei wußte sie hin und wieder einen Funken Gefühl bliken zu lassen; der kälteste Zuhörer mußte warm werden. Auch der Vicomte konnte ganz freundlich aussehen, wenn ein Lächeln das dicke Gesicht in Falten zog, aber das Wohlwollen, das in manchem seiner Worte lag,

sprach nicht an, es war etwas Studirtes darin. Uebrigens verschwendete er seine Worte nicht, und wäre wahrscheinlich ohne seine überraschend brillante Frau gar nicht bemerkt worden.

Die Uhr schlug fünf; Frau von Rothenkirch, an eine viel frühere Speisestunde im eigenen Hause gewöhnt, war hungrig und stand auf. Alles folgte ihrem Beispiele: „Wo speisen Sie?“ fragte Frau von Grandpré. Es war noch kein Entschluß in dieser Hinsicht gefaßt worden. „Nun, so erlauben Sie mir, Ihnen die Table d'Hôte im englischen Hofe zu empfehlen“, fuhr sie fort. Es war kein vernünftiger Grund dagegen vorzubringen, und die ganze Gesellschaft schlenderte langsam über die Dossbrücke zu dem genannten Gasthofe. „Man wird diese Franzosen gar nicht wieder los“, flüsterte die Baronin ihrer Schwester zu — aber ohne es sich zu gestehen, war sie nicht unzufrieden damit; trotz ihrer fast ganz stummen Rolle fühlte auch sie den unwiderstehlichen Zauber, den die liebenswürdige Französin ausübte, und mußte sich im Stillen zugeben, daß die Frau „ungeheuer comme il faut“ war.

Wir speisten gut und waren lustig und guter Dinge während der Tafel. Frau von Rothenkirch sprach deutsch mit Rodewig und mir und war sehr roth, als wir aufstanden. Ihr künstiger Schwiegersohn hatte Cham-

pagner geben lassen. „Baden-Baden ist doch ganz charmant“, sagte sie.

Seit diesem Tage war der kleine Kreis, der sich vor Mellerio's Bude zufällig zusammengefunden, unzertrennlich. Alle Lustfahrten, alle Spaziergänge wurden gemeinschaftlich gemacht; war die Baronin einmal nicht ausgelegt zu dem „ewigen Kutschiren“, wie sie es nannte, so spielte sie zu Hause Piquet mit ihrer Schwester, und Charlotte wurde der Vicomtesse Grandpré anvertraut, die das junge Mädchen ganz in ihr Herz geschlossen hatte. Dem Bräutigam war das Freundschaftsbündniß nicht unangenehm; er sah seine Braut glücklich in dem bildenden Umgang mit einer Frau, von der auch er eine sehr hohe Meinung hatte; er fühlte sich gehoben in ihrer Gesellschaft; sie wußte bei jeder Gelegenheit feinen Geist zur Geltung zu bringen, hörte mit unverkennbarem Wohlwollen zu, wenn er von Dingen sprach, wo sein vortreffliches Herz durchblickte, und scherzte gutmüthig über seine Verstöße gegen die französische Grammatik und die Phrasen, die wie eine wörtliche Uebersetzung aus dem Deutschen klangen. Genug, wir waren äußerst zufrieden mit der Art, wie wir unsere Zeit zubrachten, und wiederholten jeden Abend die Worte der Frau von Rothenkirch: „Baden-Baden ist doch ganz charmant.“ Charlotte bedauerte nur, daß ihr Bruder August noch immer nicht ankam, er hatte ver-

sprochen zu folgen, sobald seine Geschäfte es ihm erlauben würden.

Wie es aber in jedem Sommer zu geschehen pflegt, den der liebe Gott nicht mit besonderer Dürre heimsuchen läßt, so geschah es auch im Jahre 1845; es gab Tage, wo es von früh bis Abend regnete und wo man die Ruinen des alten Schlosses und die Höhen rings umher nur in einem grauen Trauergewande zu sehen bekam. An solchen Tagen trafen wir unsere Damen nur an der Table d'Hôte, und wurden selten aufgefördert, mit ihnen am Theetische zu sitzen. Frau von Nothenkirch verschloß freilich ihre Thüre nicht, aber sie spielte gern Biquet mit ihrer Schwester, und dieser übrigens nicht zu verdamme Zeitvertreib bietet dem Zuschauer unendlich wenig Genuß. Fräulein Charlotte fuhr dann zum Abend zu der Vicomtesse, und dort wurden wir anfangs selten, und zuletzt gar nicht eingelassen. Aber die Intimität der beiden Damen machte große Fortschritte; sie nannten sich *ma chère Victorine* und *ma chère Charlotte*, und konnten nicht mehr existiren ohne einander. Nur ein einziger Mann war täglicher Gast im Grandpre'schen Hause — der Vater Kosinsky.

Wenn der Erzähler in einfacher Weise die Wahrheit berichtet, so liegt ihm viel daran, Alles zu vermeiden, was seiner Erzählung den Anstrich der Erfindung geben könnte. Ich hätte gern die Schilderung des Vater Ko-

sinſky weggelaſſen — da aber nichts an ihm erfunden iſt als der Name, ſo muß ich mich, der Wahrheit zu Liebe, dem Verdachte ausſetzen, das Bild einem Melodrama entlehnt zu haben. Koſinſky war ein Pole, hatte nach der Unterdrückung der Revolution ſein Vaterland verlaſſen, und ſich ſeitdem bald in Rom, bald in Paris aufgehalten. Er ſchien ein Mann in den beſten Jahren als ich ihn ſah — etwa zwifchen dreißig und fünfundvierzig; eine nähere Schätzung ſeines Alters ließ das Außere wie das ganze Weſen des Paters nicht zu. Er war von abſchreckender Häßlichkeit; die niedrige, von ſtruppigen braunen Haaren überdachte Stirn, die hervorſtehenden Backenknochen und die breite, ſtumpfe, grobgeformte Naſe wiefen auf die ſlavische Race in ihrer unförmlichſten Erſcheinung; fürchtbar hatten die Blattern die gelbe, ſogar in's Grünliche ſpielende Haut zerſetzt; von den Augen ſah man gar nichts hinter der dunkelblauen Brille, die mit eben ſo dunklen Seitenklappen verſehen war. Den Ausdruck des Geſichts konnte man auf dieſe Weiſe nur noch im Munde leſen — und es war kein anziehender Ausdruck; eine herausfordernde, hämiſche Energie lag in den nie ganz geſchloſſenen Lippen. Denkt man ſich dazu kleine goldene Reiſe in den Ohren des Geiſtlichen, eine ungezwungene gerade Haltung des mittelgroßen Körpers, ein Paar unverhältnißmäßig große Füße in vorn abgerundeten Schuhen, die Hände in

schwarzseidenen Handschuhen, in der Magenegend gekreuzt, so hat man ein annähernd ähnliches Bild des Mannes.

Mir flöhte der geistliche Herr wenig Zutrauen ein; Schlussfolgerungen, gewiß oft übereilte, von dem Aeußeren auf das Innere drängen sich mir immer wieder auf. Ich darf aber nicht verschweigen, daß Vater Kosinsky in der Familie, in welcher wir ihn antreffen, in sehr hohem Ansehen stand und für einen Mann von ungeheuchelter Frömmigkeit galt. Charlotte sprach nur mit einer gewissen Scheu von ihm, aber sie war begeistert von der Rednergabe, die er in dem engen Familienkreise an den Tag legte.

Obgleich mir damals schon Manches dunkel vorschwebte, habe ich die einzelnen Umstände des Weiteren doch erst viel später erfahren — zu einer Zeit, wo jahrelange Bekanntschaft, trotz vielfacher Trennungen, mich zum Freunde der Familie Rothentkirch gemacht hatte.

Ich habe gesagt, daß die Regentage der Intimität der Vicomtesse mit Charlotte besonderen Vorschub leisteten. Das ging ganz natürlich zu. An und für sich schon fühlte sich Charlotte geschmeichelt, gleichsam geehrt durch das so sehr liebevolle Entgegenkommen einer viel älteren Frau, einer Weltbame, der man kaum ein solches Interesse für ein junges Mädchen zumuthen konnte; vollkommen

hingerissen aber fühlte sie sich, als dieses Interesse allmählig in Aeußerungen des intimsten Vertrauens überging. Charlotte trat eines Abends in das Boudoir ihrer Freundin, und traf diese in sehr weicher Stimmung vor einem starken Manuscript. Die schönen braunen Augen waren naß. „Wundern Sie sich nicht“, sprach Victorine, indem sie dem jungen Mädchen die Hand drückte, „wundern Sie sich nicht, wenn Sie mich weinen sehen. Was da vor mir liegt, ist das Tagebuch meiner seligen Schwester; seit Jahren schon ist sie nicht mehr, und nie kann ich ohne die innigste Rührung diese Blätter in die Hand nehmen. Hören Sie und urtheilen Sie selbst.“ Frau von Grandpré las, und Charlotte saß in stiller Bewunderung da. Auch ihre Augen wurden naß. Das Tagebuch enthielt nichts als einfache Unterhaltungen eines jungen Mädchens mit ihrem Schöpfer. Aber das Vorgefühl des nahen Todes und die herrliche Seelenreinheit, die in jeder Zeile lag, war in Worte gekleidet, die tief im Herzen der Zuhörerin wiederklangen. Mit rührender, kindlicher Freude sprach Victorinens Schwester von ihrem Erlöser wie von einem Freunde, der ihr vom Strahlenthron Gottes herab die Arme entgegenstreckte, um sie zu empfangen. Wohl tönte der Schmerz der bevorstehenden Trennung von Eltern und Geschwistern hin und wieder durch, aber von der Gewißheit des Wiedersehens gemildert; in keinem Worte verrieth sich die Furcht vor

dem Grabe — sie gönnte ihrem Körper die Ruhe unter Rosen und Cyressen, während die Seele sich zur ewigen Seligkeit empor schwang. Es war, als habe sie Engelstimmen nachgeschrieben, was da stand, als hörte man die Worte: „Glaube, Liebe, Hoffnung“ in den süßesten, wunderbarsten Modulationen.

Ueber eine Stunde blieben die beiden Frauen in dem Genuß vertieft — endlich schlug Victorine das Heft zu. Charlotte saß da, in schwärmerisches Entzücken versunken. „Welch eine Seele!“ sagte sie endlich tief aufathmend und trocknete sich die Augen. „Der Blick, den Sie mir in dieses Heiligthum gönnen, ist mir der schönste Beweis Ihrer Freundschaft.“

Es folgte eine stumme, innige Umarmung.

„Wie hätten Sie mein kostbares Kleinod gesehen, wenn ich Sie nicht liebte wie eine Schwester“, sagte Victorine nach einer Pause. „Ihr liebes, seelenvolles Auge, Ihr ganzes Wesen erinnert mich an die früh Dahingeschiedene!“

„O wäre ich wie sie!“ lispelte Charlotte.

Frau von Grandpré ergriff ihre Hand und drückte sie leise. „Sie sind Protestantin“, sagte sie ernst; „zu der Vollkommenheit, die ich vor Ihnen aufgedeckt, führt nur die katholische Kirche.“

Charlotte erblaßte.

Den ganzen Abend kam kein zusammenhängendes Gespräch mehr zu Stande. Zum Thee erschienen Grandpré und Vater Kosinsky. Charlotte wurde schon um zehn Uhr abgeholt, sah aber ihre Mutter nicht; sie schützte Kopfschmerzen vor und legte sich in peinlicher Aufregung zu Bett.

Der Schlaf und die hellen Sonnenstrahlen brachten wieder einige Ruhe in ihr Gemüth; sie hatte es vermieden, sich eine kategorische Antwort zu geben auf die Frage: warum stockte mein Blut bei Victorinens Bemerkung? Was ging in mir vor in dem Augenblicke? — und sie kam sich wieder ganz unbefangen vor, indem sie ihren gewohnten Beschäftigungen nachging. Aber es blieb eine Stelle wund in ihrem Innern, es that ihr irgendwo weh, sie wußte selbst nicht wo.

Das Wetter war herrlich, und es wurde gegen Abend der Vorschlag gemacht, eine Lustpartie nach Schloß Eberstein zu unternehmen. Frau von Rothenkirch und ihre Schwester nahmen Platz in einem Wagen; wir Anderen waren sämmtlich zu Pferde; der Wagen der Vicomtesse folgte leer, um etwa vorkommende Invaliden aufzunehmen. Charlotte hatte eine kindische Freude am Reiten, ihre Wangen glühten, sie war bildhübsch zu Pferde mit ihrer schlanken, geschmeidigen Taille. Rodewitz trabte neben ihr mit einem beneidenswerthen Ausdruck von Glückseligkeit im Gesicht. Mir war ein Mietzgaul zu

Theil geworden, der nicht viel jünger sein konnte als ich selbst; der Kopf war an verschiedenen Stellen weiß. Wir vertrugen uns ganz gut miteinander. Alles ging nach Wunsch. Auf der Terrasse des Schlosses tranken wir Kaffee und schwelgten in dem Anblick des Murgthales. Wer die Landschaft kennen will, dem rathe ich, selbst hinzugehen nach Eberstein. Gott hat viel gethan für das herrliche Ländchen Baden, und hier haben auch noch die Menschen eine Reihe freundlicher Häuser an das Ufer der Murg gestellt; das Wasser bewegt leise die in der Fluth sich spiegelnden rothen Dächer; eine Brücke führt herüber, mit Menschen darauf und Pferden und Vieh; Alles sieht klein aus von oben und die Röcke der Schwarzwälderinnen leuchten wie rothe Punkte. Der keuchende Athemzug einer Sägemühle ist das einzige Geräusch, das herausdringt.

Wir saßen lange auf der Terrasse. Rodewitz wurde sentimental dabei, was eigentlich nicht in seiner Natur lag. Als die Sonne nahe daran war, hinter den Bergen zu verschwinden und im Westen die Tannen der Höhe wie von einem feuerdurchmalten Hintergrunde abstachen, gab Frau von Nothenkirch das Zeichen zum Aufbruch. „Wir haben keinen Mondschein“, bemerkte sie, „und der Weg ist weit.“ Charlotte durfte sich nicht wieder zu Pferde setzen wegen der zu erwartenden Dunkelheit, und bestieg mit der Vicomtesse den zweiten Wagen. Die männlichen Begleiter trabten bald voraus, bald hinterdrein.

Eine wunderbare geheimnißvolle Ruhe herrschte in der lauen Abendluft. Nur hin und wieder schlugen ein paar Blätter aneinander, von einem kaum merklichen Zugwinde bewegt. Charlotte war in einer eigenthümlichen Stimmung. Die wunde Stelle im Innern erinnerte durch leises Beben an ihr Dasein. „Ich weiß nicht warum“, sagte sie nach langer Pause, während der Wagen langsam die Höhe herabrollte; „es ist mir heute zu Muthe, wie am Abend vor meiner Confirmation, so wehmüthig, so feierlich.“

„Vor Ihrer Confirmation?“ entgegnete Victorine; „Sie sind nicht confirmirt.“

Charlotte wandte sich zu ihrer Freundin wie von einem jähen Schreck ergriffen.

„Sie sind nicht confirmirt“, fuhr Frau von Grandpré fort; „die Weihe des Priesters kommt in unserer Kirche unmittelbar von dem Erlöser und den Aposteln, in ununterbrochener Reihenfolge folgen sich die Hirten unserer Heerde vom ersten Tage des Christenthums bis heute. Luther hat den Faden zerrissen; — die Geistlichen der protestantischen Kirche sind von Menschenhänden dazu eingesetzt, das Brod, das sie Ihnen reichen, ist nicht der Leib Christi.“

Kein junges Mädchen mit lebhafter Einbildungskraft hätte dem Einfluß einer solchen Gesellschaft unbedingt widerstehen können; für Charlotte von Rothenkirch mußte die neue Freundin gefährlich werden. Die Erziehung, die sie genossen, war gleichsam darauf berechnet gewesen, sie wehrlos einem Sturm auf ihre religiösen Ueberzeugungen preiszugeben. Ihr Vater, der in Gott ruhende Kammerherr von Rothenkirch, hatte es für nothwendig erachtet, ihr im zweiten Lebensjahre eine französische Bonne beizugesellen. Die verschriebene Pariserin kam an, und es zeigte sich, daß sie mehr als eine gewöhnliche Bonne war; die Wittwe eines Arztes hatte, um äußerst drückenden Familienverhältnissen zu entgehen, sich entschlossen, dem Ruf nach Deutschland zu folgen. Mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt pflegte Madame Vernon die kleine Charlotte, aber ein unüberwindlicher Trübsinn war ihr in der Fremde bis in die Kinderstube gefolgt; es war ihr unmöglich, mit dem Kinde zu spielen, sie konnte es höchstens zu trockenen, einsilbigen Antworten bringen, wenn ihr die Kleine ihre freilich für ein bezahltes Ohr wenig interessanten Geschichten vortrug von Schäfchen, Hühnern und dergleichen. Dadurch wurde auch das von Natur fröhliche Kind allmählig weniger mittheilend, und Gott mag wissen, was in einem unentwickelten Schädel vorgeht, wenn wenig oder nichts über die Lippen kommt. So wuchs Charlotte heran und war selten be-

redter als Madame Vernon. Frau von Rothenkirch fand das ganz in der Ordnung und war so zufrieden mit den langjährigen Diensten der Bonne, daß sie beschloß, keine Lehrerin für ihre Tochter ins Haus zu nehmen, sondern den Unterricht durch Lehrer, unter Aufsicht der nicht ungebildeten Vernon, fortführen zu lassen. Der sieben Jahre ältere August war längst im Gymnasium in Berlin, für Charlotte allein mußten die Lehrer heraus auf das Land kommen. Obgleich das Gut mit der Eisenbahn in zwei Stunden zu erreichen war, hatte also der Unterricht auf diese Weise doch viel Schwieriges und war mit großen Kosten verbunden. Aber darauf brauchten die Leute bei ihrem bedeutenden Vermögen nicht zu sehen, und nur in dem Hin- und Herfahren wurde eine Ersparniß eingeführt; der Lehrer der Geschichte kam nur ein Mal wöchentlich in der Frühe, blieb aber bis zum Abend; ein anderer ganzer Tag war für die deutsche Sprache bestimmt, ein dritter für Musik u. s. w. Diese Einrichtung hatte keinen glücklichen Einfluß auf Charlotte; durch den Mangel an Abwechslung ermüdete ihre Aufmerksamkeit, und sie fühlte sich an manchen Abenden so erschöpft, daß kein Wort mehr aus ihr herauszubringen war. Alles drückte ihre Einbildungskraft nieder, nichts sprach zu ihrem Herzen — nicht einmal die ausnahmsweise zwei Mal wöchentlich wiederkehrende Religionsstunde. Diese wurde von dem Dorfgeistlichen, Pastor Lebrecht Funke, besorgt, einem

höchst achtungswerthen Mann, der aber den Gegenstand sehr trocken behandelte und sich immer bestrebte, die praktische Seite der christlichen Lehre, die Anwendung der Moral auf das Leben hervorzuheben. Charlottens Mutter war durchaus nicht ungläubig — im Gegentheil, sie behauptete einmal, Leib und Leben aufopfern zu können für ihren Glauben; sie hätte also bei Gelegenheit eines Religionskrieges Märtyrerin werden können, in unseren friedlichen Tagen aber wurde sie von Niemand auf die Probe gesetzt. In ihrer alltäglichen Existenz äußerte sich ihr religiöser Sinn nicht viel; sie ging Sonntags in die Kirche, sang mit heller Stimme mit, sagte: „eine schöne Predigt“, wenn sie wieder zu Hause war; rief: „Gott sei Dank!“ wenn die Ernte gut war, und „Helf Gott“, wenn Jemand nickte. Aber den Armen in der Gemeinde that sie wohl, wo sie konnte. Charlotte hatte also gründlich gelernt, was der Christ thun und lassen soll, aber Niemand war es eingefallen, die Poesie der herrlichen Lehre dem Mädchen mit auf den Lebensweg zu geben, Niemand ahnte, daß ihr Herz dieser Poesie bedürfe, und daß in Ermangelung eines vernünftigen Ordens der Ideen, die in einem jungen Gemüth so gern in das Ueberirdische hinüberschweifen, die Einbildungskraft einst Gefahren bereiten könnte.

Da mußte wohl, wie schon gesagt, die glänzende Bi-
 v. Rohrbach, Studien. 2. Aufl. 15

comtesse Grandpré der jungen, allzu praktischen Protestantin gefährlich werden.

Seit jener Luftfahrt nach Eberstein-Schloß bildeten religiöse Gespräche die einzige Unterhaltung zwischen Victorine und Charlotte sobald sie allein oder nur in der Gesellschaft des Vicomte und des Pater Kofinsky waren. Bald war es damit allein nicht abgethan; sie mußte auch Bücher mit nach Hause nehmen. Das erste Werk, das man ihr in die Hände gab, war: „Recherches philosophiques sur le Christianisme“, ein von einem Laien geschriebenes, gewiß sehr gutes, aber nicht philosophisches Buch. Dies sollte ihr von dem höchsten Standpunkte aus den Blick auf die christliche Kirche überhaupt öffnen. Dann kamen noch viele andere Sachen: „la théologie des gens du monde“ — um den Uebergang zu dem rein katholischen Standpunkt zu bilden, und nebenher mußten einige kleinere Sachen, z. B. *petit traité de la douce piété* und andere noch besonders hervorheben, daß der tugendhafte Katholik Gott wohlgefälliger ist, als ein anderer tugendhafter Mensch.

Charlotte brachte halbe Nächte mit Lesen zu. Was sie las und was sie hörte stand vor ihr wie ein mächtiger Pau, zu dem ihr Auge mit Bewunderung hinaussah. Was sie bis jetzt gewußt, erschien ihr unendlich klein; daß sie überhaupt wenig gewußt, kam ihr nicht in den Sinn. Der Kampf in ihrem Innern drohte sie aufzu-

reiben. Das blühende Gesicht wurde bleich, ihr Benehmen räthselhaft; sie schloß sich oft ein in ihrem Zimmer, saß oft in tiefes Träumen versunken im Kreise der Ibrigen, und gab verkehrte Antworten. „Bist Du krank?“ fragte Frau von Rothenkirch. „Ich leide bisweilen an Kopfschmerzen“, — mehr war der Mutter gegenüber nicht aus ihr herauszubringen. „Liebst Du mich noch, Charlotte?“ fragte Rodewitz und drückte seiner Braut mit nassen Augen die Hand. „Mehr als je, Rudolph“, war die Antwort; „beruhige Dich, Du wirst Alles erfahren; nur lasse mich jetzt meinen Weg gehen.“ Rodewitz beruhigte sich; was brauchte er mehr als die Gewißheit ihrer Liebe? Und daß sie unfähig war, ihn zu betrügen, wußte er.

So standen die Sachen, als der sehnlich erwartete August von Rothenkirch endlich ankam. Der Telegraph hatte seine Ankunft gemeldet; Mutter, Tante, Schwester und zukünftiger Schwager erwarteten ihn auf der Eisenbahn; da die Vicomtesse und ihr Gatte es nicht für zudringlich gehalten hatten, mit auf den Bahnhof zu fahren, so wußte ich nicht, warum ich nicht auch den Empfangsfeierlichkeiten beiwohnen sollte. Ich sehe sehr gern solche Familienscenen. Wir waren kaum versammelt, als der Zug ankam.

Der junge Baron Rothenkirch machte einen sehr angenehmen Eindruck auf mich, zum Theil vielleicht, weil

er seiner Schwester glich. Er war 26 Jahre alt, schien aber älter. Das machte vielleicht der Ernst, der in seinen Zügen lag. Er sah aus wie Jemand, der sehr gut weiß, was er will, und der es ganz will. Eine gewisse Energie lag in jeder seiner Bewegungen, obgleich diese Bewegungen sehr ruhig waren. Trotz der etwas nachlässigen Reisetoylette und des bestaubten Strohhutes erkannte man in ihm den eleganten Cavalier. Er schien nicht besonders erbaut von der zahlreichen Gesellschaft, die ihn empfing, setzte sich nach den ersten paar Worten mit den Seinigen in den Wagen und ließ uns stehen.

„Ein netter Mensch“, sagte ich der Vicomtesse.

Sie überhörte meine Bemerkung und fuhr mit ihrem Vicomte ab. Sie sah aus, als sei ihr der junge Rothenkirch nicht sehr liebenswürdig erschienen; es stand eine Falte des Nachdenkens zwischen den Augenbraunen.

Ich ging zu Fuß nach Hause.

* * *

An diesem Abend ging es am Theetisch der Frau von Rothenkirch heiterer zu als gewöhnlich. August war im intimen Familienkreise nicht so ernst, wie er mir erschienen, und mischte oft einen gesunden Humor in die

Unterhaltung. Er mußte erzählen, was er in den jüngst verfloffenen sieben Wochen gethan; die Mutter, Rodewig und Charlotte sprachen von Baden und den reizenden Partien, die sie gemacht; auch der neuen Freundin, Vicomtesse de Grandpré, wurde vielfach erwähnt. Um elf Uhr hob die Baronin die Versammlung auf. August blieb allein mit seiner Schwester.

„Charlotte, es geht etwas in Dir vor“, sagte er ihr, als alle Thüren sich wieder geschlossen. „Du bist nicht wie sonst.“

Charlotte schwieg und schlug die Augen nieder.

„Sollte mein armer, ehrlicher Rudolph —“ fuhr er fort.

„Nein, nein“, unterbrach ihn die Schwester hastig; „wie früher erwarte ich mein Lebensglück von ihm. Aber Du hast recht gesehen, es geht etwas vor in mir.“ Es kostete einen schweren Entschluß, weiter zu sprechen; lange zögerte sie; die Wangen rötheten sich, zwei Thränen entrollten ihren Augen. August saß in peinlicher Erwartung da.

Endlich begann sie, und es war ein vollständiges, offenes Geständniß, das sie vor ihrem Bruder ablegte. Sie erzählte ihm die zufällige Bekanntschaft mit Victorine und sprach mit Begeisterung von der Freundschaft dieser begabten Frau. „Durch sie erst habe ich das Leben, das Seelenleben kennen gelernt“, fuhr sie fort; „sie hat

den Schleier von einer Welt gerissen, die ich kaum ahnte in meiner Unwissenheit.“ Auf weiten Umwegen kam sie dann auf die Bestrebungen ihrer Freundin, sie der protestantischen Kirche untreu zu machen, erklärte die Beweggründe, die ihr einen solchen Schritt als unvermeidlich erscheinen ließen, und rief endlich unter einem Thränenstrom: „Verdamme mich nicht, August, ich werde katholisch!“

„Ist das Dein fester Vorsatz?“ fragte der Bruder ruhig.

„Ich kann nichts anders!“ erwiderte Charlotte.

August stand auf und ging einige Male langsamen Schritts im Zimmer auf und nieder. „Meine theure Schwester“, sagte er endlich mit unveränderter Ruhe, obgleich ein tiefer Schmerz in dem Ton seiner Stimme zu zittern schien, „wenn Du nicht anders kannst, so wirst Du nie einen strengen Richter in mir finden. Ich muß glauben, daß innige Ueberzeugung Dich dabei leitet; leichtsinnig wirst man die Religion nicht von sich, in der man geboren und erzogen. Der Entschluß muß Dir viele bittere Stunden verursacht haben; ich will Dir diese nicht noch schwerer machen. Nur Eins verlange ich von Dir: erkläre Deiner Freundin, daß Du zwei Jahre warten willst, um Dich zu prüfen; das bist Du Deiner Mutter, Rudolph, mir — am meisten aber Dir selbst schuldig. Ist nach zwei Jahren Deine Absicht noch dieselbe, so

sollst Du nicht Widerstand, sondern eine Stütze in mir finden.“

„August, Du wälzest einen Stein von meinem Herzen!“ rief Charlotte und umarmte ihren Bruder mit einer Leidenschaftlichkeit, die er nie in ihr geahnt. „Ich warte mit Freuden!“

Noch lange blieben sie beisammen. Es war drei Uhr nach Mitternacht, als sie sich endlich trennten. Charlotte schlief kaum eine Stunde, aber sie fühlte sich unfählich gestärkt und beruhigt durch das Gespräch mit ihrem Bruder.

Frau von Grandpré erschien am andern Tage nicht zur Promenade, zur Table d'Hôte aber fanden wir uns Alle im englischen Hofe ein.

„Sagen Sie Ihrem Bruder nichts“, flüsterte Victorine ihrer Freundin zu.

„Er weiß bereits Alles“, entgegnete diese lächelnd.

Die Vicomtesse erröthete. „Kommen Sie heute Abend zu mir“, sagte sie leise. Charlotte versprach zu kommen; sie hatte ohnehin die Absicht gehabt, ihr das Resultat der Unterredung mitzutheilen.

Niemand wußte warum, aber die Stimmung bei Tische war unerquicklich; August saß Frau von Grandpré gegenüber und war steif mit ihr, obgleich er sich augenscheinlich Mühe gab, unbefangen zu sein. Wir standen vor dem Dessert auf und verließen den Saal; ich

hatte kaum Zeit, ein paar Mandeln und Rosinen mitzunehmen.

Zu ziemlich früher Abendstunde war Charlotte bei ihrer Freundin. Victorine empfing sie in sichtlich erregung. „Von mir erfährt sicher Niemand etwas“, sagte sie, „und jetzt fangen Sie selbst an von Dingen zu sprechen, die für's Erste noch geheim gehalten werden müßten. Warum haben Sie sich Ihrem Bruder eröffnet, da doch Ihre Mutter noch gar nichts weiß?“

Charlotte erzählte kurz, daß August aus ihrem ganzen Wesen den Verdacht geschöpft habe, es gehe etwas Besonderes vor, und daß dieser Verdacht ihr das Geständniß abgedrungen. „Aber freuen Sie sich mit mir, theure Freundin“, fuhr sie fort; „mein Bruder hat nichts gegen meinen Entschluß; — nur Aufschub verlangt er, das ist Alles!“

Ein strenger Ernst blitzte in den Augen der Frau von Grandpré. „Aufschub?“ sagte sie nach einer Pause; „inwieweit der zuzulassen ist in einem Augenblicke, wo Sie mit warmem Herzen die Wahrheiten aufgefaßt haben, die wir vor Ihnen aufgedeckt, kann ich nicht beurtheilen. Als Freundin thut es mir innig leid, Ihr Seelenheil wieder in Gefahr schweben zu sehen, aber überreden will ich nicht. Sprechen Sie mit unserm Geistlichen, der wird Ihnen am besten den Weg zeigen, den Sie zu verfolgen haben.“

Es lag eine gewisse ärgerliche Hastigkeit in Victorinens Worten; Fräulein von Rothenkirch war an den Ton nicht gewöhnt und fühlte sich auf unbegreifliche Weise eingeschüchtert. Willenlos ließ sie sich in das Nebenzimmer führen und hörte die Thür hinter sich zudrücken.

Charlotte befand sich in dem ihr wohlbekannten Boudoir ihrer Freundin. Vier Kerzen brannten in einer Ecke, aber unter einem grünen Schirm, so daß nur ein trübes Dämmerlicht den Raum erhellte. Der Thür gerade gegenüber stand auf einem Schränkchen eine kleine altmodische Tischuhr, deren Pendel sich mit fieberhafter Schnelligkeit über dem Zifferblatt hin- und herbewegte; das leise Ticken derselben war das einzige Geräusch im Zimmer, und es kam dem armen Mädchen vor, als hörte sie ihr Herz schlagen. Die glücklich errungene Seelenruhe von heute früh war dahin. Eine halbe Minute blieb sie an der Thür stehen, unfähig einen Schritt vorwärts zu thun. „Was beginne ich?“ rief es in ihr, „bin ich zum blinden Werkzeug, zur Maschine geworden in den Händen dieser Leute?“ Der Stolz wollte rege werden, unterlag aber bald.

Pater Kosinsky stand unbeweglich in der Mitte des Zimmers, die Hand auf die Lehne eines großen Armstuhls gestützt. Der grünliche Schein des Lichtschirmes machte seine Gesichtsfarbe unheimlicher als je. Nur einen Moment wagte Charlotte ihn anzusehn; es graute ihr vor

dem Manne; die tiefgefärbten Augengläser sahen in dem Halbdunkel aus wie die leeren Augenhöhlen eines Todtenkopfes.

„Treten Sie näher, meine Tochter“, sagte endlich der Geistliche. Charlotte machte einige Schritte vorwärts auf dem Teppich. „Sie haben sich mit mir berathen wollen“, fuhr er nach einer Pause fort.

„Meine Freundin drängt mich es zu thun“, ertönte kaum hörbar die Antwort.

„Nun so schütten Sie Ihr Herz aus, ein Freund steht vor Ihnen.“

Die ganze Scene war so unerwartet über sie eingebrochen, daß Charlotte im ersten Moment nicht im Stande war, ihre Gedanken zu sammeln. Bald aber fand ihr ehrlicher gerader Sinn die Frage wieder, die der eiligen Ausführung ihrer Absicht entgegentrat; mit glühender Röthe im Gesicht und unvermindertem Herzklopfen hob sie die Augen zu dem Vater empor und sagte in abgebrochenen Sätzen: „Meine Mutter hat keine Ahnung von dem Kampf, der in mir vorgeht. — Mein Bruder ist der Einzige, der etwas davon weiß. — Er ist nicht unbedingt gegen meinen Uebergang zur katholischen Kirche — aber gegen eine Uebereilung. Er verlangt, ich soll zwei Jahre warten. — Nach zwei Jahren erst soll ich einen Entschluß fassen. — Was soll ich thun?“

„Armes Kind“, erwiderte Pater Kosinsky langsam, „die Gnade hat Sie berührt und die Welt sollte die Wirkung derselben hemmen dürfen? Nicht so. Kein Aufschub. Der Aufschub soll nur dazu dienen, um Sie irre zu machen. Wollten Sie warten, so würde unterdeß Alles aufgeboten werden, um Sie abzuwenden von Ihrem Gott wohlgefälligen Vorhaben. Sie würden Kämpfe zu bestehen haben, denen Ihre Kräfte nicht gewachsen sind, Kämpfe, die Sie aufreiben würden. — Meine Pflicht ist, Sie zu warnen — Ihr Seelenheil wäre auf ewig verloren, wenn Sie jetzt zaudern und später vielleicht Ihren Sinn ändern wollten, nachdem Sie die Wahrheit erfaßt.“

„Aber meine Mutter? Darf ich verbergen vor ihr, was ich thue? Sie tödtet mich, wenn sie mich verhöht!“ —

„So schweigen Sie. Bei einer guten That braucht man nicht die Glocken zu ziehen. Sagen Sie den Ihrigen nichts, und fragt man Sie, so läugnen Sie dreist. Sie sind vielleicht von Gott dazu bestimmt, Ihrer ganzen Familie die Pforten des Himmels zu öffnen. Was ist momentanes Schweigen gegen einen solchen Zweck? — Blicke vorwärts, Auserwählte des Herrn“, fuhr der Pater mit gesteigertem Affekt fort; — „siehst Du die Bahn, die sich vor Dir aufthut? An dem Ende steht der Thron des ewigen Gottes, zu dem Du die Deinigen nachziehen sollst.“

Droht Dir auch mancher Dorn auf dieser Bahn, mußt Du Dich auch verstellen vor den Leuten, so wiegt der herrliche Lohn Alles auf: die Dir lieb sind, rettest Du vom Verderben! — Kniee nieder und beichte, meine Tochter!“ —

Fast ohne zu wissen was sie that, kniete Charlotte nieder vor dem Geistlichen und beichtete. Die Fragen des Paters kamen ihr zu Hülfe — sie hätte sonst die Aufzählung ihrer Sünden in keine Worte zu kleiden vermocht. Bisweilen stemmte sich ihr Gefühl dagegen und die Antworten drohten auszubleiben, aber es war zu spät; jetzt, in dem Augenblick, der zu den feierlichsten ihres Lebens zu gehören schien, konnte sie nicht zurück. Die Furcht vor dem Verdammungsurtheil der Mutter und des Bruders mußte dem reinen, himmlischen Zweck der Handlung weichen, dachte sie. Leise sprach der Geistliche, noch leiser Charlotte; endlich erhob Pater Kosinsky die Knieende und gab ihr in salbungreichen Worten die Absolution.

Charlotte wußte nicht, wie ihr geschehen war; nicht entfernt hatte sie daran gedacht, beichten zu wollen, und hatte es dennoch ohne Widerstand gethan. Ein unheimliches Gefühl ergriff sie nach den feierlichen Schlußworten des Geistlichen — es war ihr, als müßte sie protestiren gegen die Eigenmächtigkeit eines Aktes, in welchem sie schon eine förmliche Aufnahme in den Schooß der katho-

lischen Kirche zu sehen wähnte. Aber das war es ja, was sie gewollt hatte, — wozu der Widerspruch? — Und von der andern Seite das Bild der zürnenden Mutter, des in seinem Vertrauen getäuschten Bruders — es war um den Verstand dabei zu verlieren.

Eine lange Pause entstand; Vater Kosinsky entschloß sich endlich, selbst der Scene ein Ende zu machen und öffnete die Thür zum Nebenzimmer. Charlotte blieb an der Schwelle stehn — Frau von Grandpré eilte ihr mit offenen Armen entgegen — „sie hat gebeichtet“, sagte der Geistliche.

Eine stürmische Umarmung folgte auf diese Freudenbotschaft; die Beglückwünschungen wollten kein Ende nehmen. Auch der Vicomte hielt eine kleine Rede, was sonst nicht in seinen Gewohnheiten lag. Der Theetisch war gedeckt, das Wasser siedete lustig in einem silbernen Kessel, allerlei Backwerk stand da und die Lampen brannten hell. Es war wieder die Wirklichkeit, das alltägliche Leben. — Charlotte konnte den Uebergang nicht fassen und brach plötzlich in heftiges Weinen aus.

Frau von Grandpré schellte. „Wir sind nicht zu Hause, wenn Jemand kommen sollte!“ rief sie dem eintretenden Diener zu. Und nun umringten die drei Anwesenden das arme Mädchen, das wie ein Kind schluchzte. Besonders liebevoll waren die Bemühungen der Vicom-

tesse um die Weinende: „Lasse Deine Thränen fließen“, sagte sie, und schlang ihr den Arm zärtlich um den Nacken; „es sind Freudenthränen — Du fühlst die Weihe der göttlichen Aufgabe, die Dir geworden, Du fühlst, daß Du ein Werkzeug Gottes bist, seine Gnade erweitert Dir das Herz, und eine solche Wonne können wir Sterblichen nicht leicht in uns aufnehmen; sie drückt uns wie ein Schmerz, bis sie uns erhebt zu den Empfindungen der reinsten Glückseligkeit.“

In diesem Ton ging es fort den ganzen Abend hindurch; auch Vater Rosinsky sprach viel und gut. Charlotte war zerstreut, als sie nach Hause kam, aber nur August merkte es; die Baronin spielte Piquet mit ihrer Schwester.

* * *

Charlotte hatte beim Abschied ihrer Freundin versprochen, am folgenden Morgen ganz früh zum Abendmahl zu gehen.

Es war ein Sonntag. Sie hatte fast gar nicht geschlafen und stand schon um halb sieben vollkommen gekleidet, in Hut und Mantille, am Fenster. Erwartungsvoll nahmen ihre Blicke immer wieder die Richtung, aus welcher Victorine kommen mußte. Der Busen hob sich schnell, aber kein deutlich ausgesprochener Gedanke be-

schäftigte sie; das unbehagliche Gefühl, das sie seit vielen Wochen fast nie verließ, war freilich da, aber unklar; was sie ihrem Bruder versprochen, durfte sich nicht mehr geltend machen in ihrem Innern, das Streben, Alles zu opfern, um einer Ueberzeugung zu folgen, betäubte jede andere Regung.

Rädergerassel ertönte aus der Ferne durch die noch leeren Straßen; ein Wagen, von zwei Fächsen gezogen, bog um die Ecke und blieb in einiger Entfernung stehn. Charlotte eilte hinunter und setzte sich stumm neben die Vicomtesse; ein Händedruck war die einzige Begrüßung. Die beiden Damen ließen ihre dichten Schleier herab und fuhren weiter.

Es hatte in der Nacht geregnet. Große Tropfen fielen von den Bäumen. Einzelne Nebelstreifen zogen noch an den Höhen auf, und hingen wie Wolle an dem Nadelgehölz. Der Wagen rollte kaum hörbar die Lichtenthaler Allee entlang. Charlotte hüllte sich fröstelnd in ihre Mantille und schloß die Augen; nichts traf ihr Ohr als der Hufschlag der Pferde und der Ton einer fernern Glocke. Alle Willenskraft, alle Willensäußerung war in ihr erloschen — sie ließ still mit sich geschehen, was geschehen sollte.

Zehn Minuten später hielten die beiden Fächse vor dem gothischen Hofthor des Lichtenthaler Klosters.

Sandleute aus den nahen Dörfern standen in Gruppen in dem geräumigen Hof, die Männer in rothen Westen, die Pelzmütze auf dem Kopf, die Frauen in unförmlichen schwarzen Hauben; jeder hatte seinen Sonntagstaat an und ein Gebetbuch in der Hand. Sie sprachen leise miteinander. Charlotte schlüpfte durch die Menge ohne aufzusehn.

In der Kirche knieten die beiden Freundinnen nieder. Hier, im Gebet, erhielten Charlottens Gedanken plötzlich wieder eine Form und das Herz ließ ihnen Worte. Ein unaufhaltsamer Thränenstrom erleichterte ihr die Brust wie gestern; die Ueberzeugung, daß sie thun mußte, was sie that, ergriff sie inniger als je. Einen Augenblick schwebte ihr die Gestalt des Pastors in der Dorfkirche zu Hause vor; sie begrüßte das Bild, als habe Gott ihr den Traum aus der Kindheit gezeigt, um ihr den Abschied zu gönnen von Allem, was sie damals hoch hielt. Eine gewisse begeisterte Freudigkeit bemächtigte sich ihrer; sie wohnte zum ersten Male einem katholischen Gottesdienste bei; der Weihrauchdunst umnebelte ihre aufgeregten Sinne; das Glöckchen der Chorknaben klang ihr wie eine Harmonika-Begleitung zu dem Worte Gottes, das sie in der fremden lateinischen Sprache mit geheimnißvoller Kraft ergriff, wie nie zuvor; und als endlich Victorine sie mit sich fortzog zum Altar und sie knieend das heilige Abendmahl empfing, da war ihre

Bruft übertoll von Glückseligkeit, es war ihr, als leuchte das Kreuz in der Hand des Geistlichen von der Peterskirche in Rom herüber als Zeichen, daß sie aufgenommen sei in die Zahl der Kinder des geheiligten Statthalters Christi, und Freudenthränen, wirkliche Freudenthränen rannen ihr über die brennenden Wangen.

* * *

Der Uebergang von solchen Momenten der Weihe zum gewöhnlichen Leben ist peinlich; die Seele findet sich nicht gleich wieder zurecht auf der Erde, nachdem sie in überirdischen Regionen geschwebt, und die plötzliche Berührung mit den hundert prosaischen Kleinigkeiten der täglichen Existenz thut weh wie ein physischer Schmerz. Das fühlte Charlotte deutlich, als Victorine sie vor ihrer Hausthür abgesetzt hatte. Sie fand ihre Mutter am Kaffeetisch und zwar in sehr übler Laune. „Wo kommst Du her?“ fragte Frau von Nothenkirch, ohne aufzusehen, indem sie sich ein Butterbrod strich. Charlotte küßte ihr die Hand. „Frau von Grandpré hatte mich zu einem Spaziergang abgeholt — wir haben die frische Morgenluft genossen“, sagte sie nach einigem Zögern.

„Bei dem Schmutz?“ entgegnete Frau von Nothenkirch. Sie wollte sich weiter auslassen über den Regen und die schmutzigen Straßen, sah aber bei dieser Ge-

legenheit ihrer Tochter ins Gesicht und verstummte. Charlottens Wangen waren hochroth gefärbt von der überstandenen Aufregung, die Augen geschwollen von den reichlich vergossenen Thränen. „Um Gottes Jesu Christi Willen, was geht denn vor?“ rief die alte Baronin und flatschte mit der flachen Hand auf den Tisch; „Du siehst ja aus, als hättest Du drei Stunden vor dem Feuer Kuchen gebacken! Was ist das?“

Charlotte wollte eben ihre schon ziemlich verbrauchten Kopfschmerzen ins Gesicht führen, als August's Eintreten ihr die Antwort ersparte. „Sieh, wie Deine Schwester aussieht!“ rief ihm die Mutter zu, „und das weil sie den ganzen Morgen mit der Vicomtesse spazieren gelaufen ist!“

Ein trüber Schatten flog über die Züge des Bruders bei diesen Worten; er griff seine Schwester an den Puls und sagte: „Lasse sie, Mutter. sie fiebert und muß sich zur Ruhe begeben. Du mußt nicht so früh aus dem Hause, Charlotte; wir sind im September und der Morgen war kühl und unfreundlich heute. Geh, lege Dich hin auf ein paar Stunden. — Mutter, gib mir eine Tasse Kaffee.“

Der hechtgraue Christoph brachte eine Tasse, und Frau von Rothentkirch schenkte ein. Unterdeß verschwand Charlotte.

Sie legte sich gekleidet auf das Sopha und versuchte zu schlafen, aber es war ihr unmöglich. Nach zwei Stunden ließ sie ihren Bruder bitten, in ihr Zimmer zu kommen.

August kam und setzte sich schweigend neben das Ruhebett. Er sah deutlich, daß seine Schwester an dem Entschluß arbeitete, ihm etwas mitzutheilen, und wartete ruhig.

„August“, rief sie endlich, indem sie sich erhob und seine Hand ergriff, „ich habe gestern Abend gebeichtet und heute früh das Abendmahl genommen.“ Wie erschöpft von dem kurzen Geständniß lehnte sie sich zurück auf das Sophakissen.

Der Bruder stand nach einer Pause auf und ging an das Fenster. Dort blieb er lange stehen und schaute hinaus; keine Miene war verändert. Dann nahm er seinen Platz wieder ein und sagte:

„Nach Deinem Aussehen von heute früh habe ich etwas der Art erwartet. Was geschehen ist, läßt sich nicht ungeschehen machen. Du bist Deiner Ueberzeugung gefolgt ohne meiner Bitte um 'Ausschub, ohne Deines Versprechens eingedenk zu sein. Ich zürne Dir deshalb nicht — die Gründe dafür müssen tief in Deinem Innern liegen und von großem Gewicht sein — Gott allein ist Dein Richter. Jetzt aber, wo der wichtige Schritt hinter Dir liegt, verlange ich von Dir, daß Du Dich auf eine

Zeitlang meiner Leitung anvertraut. Ich werde Deine neuen Ueberzeugungen nicht antasten, aber Du hast Pflichten zu erfüllen, die Dir allein zu schwer fallen möchten, und da will ich Dir zur Seite stehn, da mußt Du mir blind folgen. Vor allen Dingen muß Deine Mutter benachrichtigt werden.

„Um Gottes Willen nicht, August — der Geistliche hat mir erlaubt zu schweigen bis zu einer günstigen Gelegenheit.“

„Laß Du den Geistlichen nur sprechen, hier in meiner Brust lebt auch ein Beichtvater, der sein Wort mitzureden hat. Ich nehme Alles auf mich. Versprichst Du mir Alles zu thun, was ich von Dir verlangen werde, Schwester, insofern es nicht die Religion betrifft?“

„Ich verspreche es“, lispelte Charlotte.

„Gieb mir die Hand darauf“, sagte August mit ernster Milde. Charlotte legte ihre Hand in die seinige.

Frau von Rothenkirch saß unterdeß mißmüthig in ihrem Salon und eben so mißmüthig saß Rodemitz neben ihr. Der arme junge Mann fühlte die Last der Ahnung auf dem Herzen ohne zu wissen, von welcher Seite ihm das Unglück drohte; die Veränderung in Charlottens Wesen war zu deutlich, um ihm nicht die trübsten Gedanken einzuflößen.

„Haben Sie nach einem Arzt geschickt?“ fragte er die Baronin nach langem Schweigen.

„Es ist nichts an ihr zu doktern“, entgegnete sie, „sie wird schon gesund werden.“

Wieder eine Pause. Rudolph fragte zerstreut mit seinem Stock auf dem Teppich. Frau von Rothenkirch legte patience.

Da trat August herein. „Was macht sie?“ rief Rudolph ihm entgegen. Die Mutter blickte nur hinauf zu ihm, hielt aber eine Frage für eine unerlaubte Schwachheit.

„Wir können wegen Charlottens Gesundheit ganz ruhig sein“, sprach August; „es ist ein leichtes Fieber, das ihr das Blut in die Wangen treibt, weiter nichts.“

Statt daß früher zwei Personen in dem Salon geschwiegen, schwiegen jetzt drei. Die Baronin und Rodewig konnten für ihre Mißstimmung keinen deutlichen Grund angeben und fanden dennoch den Anschlag zu einer Unterhaltung nicht. August ging in tiefen Gedanken auf und nieder. Endlich blieb er stehen und stützte seiner Mutter gegenüber beide Hände auf den Tisch. „Es ist nicht ganz leicht, gehörig einzukleiden, was ich Euch zu sagen habe“, hub er an; „aber, alles wohlüberdacht, will ich meine Mittheilung nicht weiter aufschieben.“

Frau von Rothenkirch legte vor Ueberraschung den Bique-Buben auf die Coeurzehn und schaute ihren Sohn mit offenem Munde an; Rudolph erschrak heftig.

„Beruhigt Euch“, fuhr August fort; „es ist nicht so schlimm, als es auf den ersten Blick aussieht. — Charlotte ist katholisch geworden.“

Rodewitz sah aus, als habe er im ersten Augenblicke gar nicht verstanden, was er gehört, dann aber durchdrang allmählig die Ueberzeugung sein Herz, daß seine Braut ihn deshalb nicht weniger zu lieben brauche. „Sonst nichts?“ rief er — „das war also der Grund ihres Trübsinns? Sie liebt mich wie früher?“

„Sind Sie des Teufels, Gott verzeih mir die Sünde, mit Ihrem sonst nichts!“ schrie die Baronin; sie hatte bei der unerwarteten Eröffnung eine Minute in starrem Entsetzen dageessen. Sie versuchte aufzustehen — es ging nicht, und sie sank auf das Sopha zurück.

„Sonst nichts, Du Heidenmensch! Wer hätte so etwas gedacht! Unter meiner Nase mir so einen Streich zu spielen! — Christoph, Christoph, ein Glas Wasser — und meine Tabaksdose! — Wie hat das heillose Mädchen denn das angefangen?“

„Die Vicomtesse Grandpré hat sie zu dem Schritt beredet“, sagte August.

„Die Vicomtesse?“ rief die Mutter und fand diesmal die nöthige Elastizität, um ihren Platz zu verlassen; sie kam hinter dem Tisch hervor und stürmte auf und nieder. „Na wartet, ich will euch auch einmal französisch parliren, daß es Euch sein soll, als käme das Blaue vom Himmel herunter. Einer Mutter ihr Kind nehmen — was hätte mein Seliger dazu gesagt! Und der Schwarzrock, der Pole, hat gewiß auch das Seinige dabei gethan!“

„Zusammenschießen möchte ich den Menschen“, fiel Rodewig ein.

Die Baronin blieb plötzlich vor ihm stehen. „Was reden Sie da von Erschießen“, schrie sie; „Sie sind eigentlich ein ganz kurzächtiger Mensch, Rudolph, nehmen Sie es mir nicht übel, Sie hätten die ganze Schändlichkeit von Anfang an bemerken sollen!“

Rudolph war verblüfft. Er hätte antworten können, daß das Mutterauge auch nicht überflüssig gewesen wäre zur Beobachtung der Dinge, die vorgingen, aber er fühlte sich schuldig und schwieg.

So grollte das Gewitter über eine Stunde fort; bald donnerte die Baronin allein, bald gesellte sich Rudolph's Stimme zu der ihrigen und Beide ergingen sich in den sinnlosesten Reden gegen Kosinsky, die Familie Grandpré und den Papst.

„Aber bei solchen Gelegenheiten darf man die Hände nicht in den Schooß legen und die kostbare Zeit verlieren“, sagte endlich Frau von Rothenkirch; „ich gehe zu Charlotte und will ihr das Pfaffenthum schon ausreden, da verlassen Sie sich darauf.“

August hatte die ganze Zeit geduldig auf seinem Stuhl gesessen; er kannte seine Mutter und wußte, daß man sie austoben lassen mußte, eh ein Versuch zur Vermittelung Aussicht auf Gelingen haben konnte. Jetzt, wo sie Miene machte, hinauszugehen, warf er sich ihr in den Weg.

„Meine liebe, liebe Mutter“, sagte er, indem er sie zum Sopha zurückzuführen suchte; „lasse Charlotte in Ruhe, sie bedarf der Erholung, und in der heftigen Aufregung, in welcher Du bist, würden Dir auch schwerlich die richtigen Worte zu Gebote stehen. Dein heißester Wunsch ist, meine Schwester umkehren zu sehen von dem Wege, den sie eingeschlagen, nicht wahr? Nun, so lasse mich versuchen, was zu thun ist, übereilen wir nichts.“

Die Baronin sank erschöpft in die Sophasissen; ihr Sohn hatte eine gewisse uneingestandene Gewalt über sie durch die unerschütterliche Ruhe, die der junge Mann sich zu eigen gemacht. Sie gab den Vorsatz auf, die Befehring gleich vorzunehmen.

„Einen Plan habe ich noch nicht“, fuhr August fort, „aber gewährt Ihr mir Zeit, so wird noch Alles gut, hoffe ich. Zeit brauche ich, vielleicht sogar viel Zeit. Ihr müßt mir erlauben, über Eure nächste Zukunft zu verfügen. Wir sollten alle zusammen nach Italien und den Winter in Rom zubringen; darin muß etwas geändert werden; Du reifest mit der Tante und Rudolph begleitet Euch. Charlotte und ich aber, wir gehen nach Nothencirch zurück.“

„Auf wie lange?“ fragte Rudolph.

„Auf zwei, drei, höchstens vier Monate“, erwiderte August.

„Daraus wird nichts, ich heirathe lieber Deine Schwester gleich, und wenn sie noch so katholisch ist.“

„Mein theurer Freund, lasse mich gewähren. Was wäre die erste Folge von dieser Uebereilung?“

„Mein Alter ist ein strenger Lutheraner; ich bekäme Streit mit ihm.“

„Und er hätte Recht, unzufrieden zu sein. Bedenke die Bläckereien, die ihr mit der Taufe Eurer Kinder haben würdet.“ —

„Höre Du, August“, rief Rodewitz und sprang auf, „wenn Du mir anfängst, von meinen Kindern zu reden, so ist das gerade nicht das Mittel, die Geduld zu versüßen. Aber thue was Du willst, ich folge Dir!“ Die beiden Freunde umarmten sich.

Frau von Rothenkirch brach plötzlich sehr unerwartet in ein lautes Lachen aus, die Geschichte mit den Kindern war ihr komisch vorgekommen; es mochte vielleicht in irgend einem Winkel ihres Gedächtnisses die Rück Erinnerung an einzelne Momente aus dem Leben des seligen Kammerherrn von Rothenkirch aufgetaucht sein; man weiß ja oft nicht, warum Einem in diesem Moment etwas Lachen erregt, was in jenem durchaus nicht komisch erscheint.

Obgleich der Anfall von guter Laune bei der Baronin so schnell vorüberzog, wie er gekommen, so hatte der Zorn doch innerlich bedeutend nachgelassen, wenn auch die äußeren Zeichen wenig an Heftigkeit verloren. Endlich, nachdem die Sitzung gegen vier Stunden gedauert, gelang es August, eine Art Uebereinkommen zu Stande zu bringen, es sollte mit Charlotte gar nicht gesprochen werden von dem, was geschehen; die Anstalten zur Abreise der Mutter mit der Tante und Rodewig sollten gleich beginnen und womöglich in vier Tagen vollendet sein; Bruder und Schwester konnten dann an demselben Tage nach Rothenkirch reisen, um später, vielleicht schon in drei Monaten, der Familie nach Rom zu folgen.

„Jetzt einen Besuch bei der lebenswürdigen Vicomtesse“, sagte August zu sich selbst, nahm seinen Hut und verließ das Haus.

August stieg langsam die Treppe zu der Grandpre'schen Wohnung hinauf und zog die Klingel. Ein Diener öffnete, er ließ sich anmelden und wurde empfangen.

Die Vicomtesse erröthete leicht bei seinem Eintreten, bot ihm aber sehr freundlich die Hand und wies auf einen Stuhl.

„Es freut mich, Sie zu sehen, lieber Baron“, hub Victorine mit ihrem gewöhnlichen ungezwungenen Ton an, „wie geht es Charlotte? Wird man sie heute auf der Promenade sehen?“

„Meine Schwester ist unwohl“, erwiderte August kalt, „aber ihr Unwohlsein wird hoffentlich keine Folgen haben. So sehr ich übrigens Ihr ausnehmendes Talent für die Conversation bewundere, gnädige Frau, so muß ich doch heute auf den Genuß verzichten. Ich bin nur gekommen mit der Bitte, mich eine Viertelstunde anhören zu wollen.“

Es lag durchaus nichts Besonderes in der Betonung dieser Worte, aber Frau von Grandpré wechselte die Farbe. „Nun, so sprechen Sie“, sagte sie kurz.

„Das will ich mit Ihrer gütigen Erlaubniß“, fuhr August fort. „Sie haben mit dem liebenswürdigen Leichtsinn einer Welt dame eine Brandsackel in das Strohdach geschleudert, das das Glück einer schlichten Familie barg.“ —

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, keine Poesie, mein Geist kann Ihnen nicht folgen“, unterbrach ihn Victorine mit gezwungenem Lachen; „ich habe in meinem Leben kein Feuer angelegt. Sprechen Sie deutlicher.“

„Ich will die Poesie bei Seite lassen und ganz deutlich sein. Der Zufall hat Sie hier in Baden mit einfachen Landedelleuten zusammengeführt, und Sie haben für gut befunden, mit einem Mitglied der Familie einen Befehrungsversuch anzustellen. Ich will Sie nicht fragen, warum Sie nicht meine Mutter gewählt, mit der die Schwierigkeit größer, also auch Ihr Verdienst um die Kirche ungleich anerkennenswerther gewesen wäre; Sie wählten meine Schwester. Das Mädchen ist jung und mit lebhafter Einbildungskraft begabt; Sie und Pater Kosinsky — unterbrechen Sie mich nicht, gnädige Frau, ich bin gleich fertig — Sie und Pater Kosinsky sind geistreich und eloquent — der Versuch gelang: die Protestantin hat in der katholischen Kirche das Abendmahl genommen. Daß die Ruhe der Familie dadurch bis auf den Grund erschüttert wird, thut nichts; Sie gehen nach Paris und amüsiren sich auf Konto der Gott wohlgefälligen That, die Sie im Himmel zu gut haben. Da Sie nun aber mit vollkommener Befriedigung zurückblicken können und fertig sind, so wird es Ihnen nicht schwer fallen, einen Wunsch zu erfüllen, den ich Ihnen zu Füßen zu legen wage: ich bitte Sie, Vicomtesse, meine Schwester von heute an nicht mehr zu sehen.“

Eine heftige Aufregung wogte in der Brust der Frau von Grandpré, und sie brauchte ihre ganze Kraft, um zur Aufrechterhaltung ihrer Würde den Verlust der innern Ruhe nicht durch äußere Zeichen zu verrathen. Nur das Roth der Wangen ließ sich nicht bemeistern, und die schönen Augen schossen Funken.

„Sie wollen mir den Umgang mit Charlotte verbieten“, sagte sie nach einer kleinen Pause; „ich weiß nicht mit welchem Recht —“

„Ueber das Recht wollen wir nicht streiten“, fiel August ein; „es ließe sich allenfals beweisen. Uebrigens ist es herzlich wenig, worum ich bitte: wir reisen in vier Tagen ab.“

Victorine stand auf, als wollte sie ihren Gast verabschieden. „Ich will sehn, wozu ich mich entschließe“, sagte sie; „ich will Sie unterdeß nicht länger aufhalten.“

„Ich habe Zeit“, erwiderte August, der gleichfalls aufgestanden war, „und würde Sie höchst ungern verlassen, ohne Ihren Entschluß zu kennen.“

„Wie? Sie wollen mich zwingen, Ihnen zu antworten? Weiß man bei Ihnen in Deutschland nicht, was man einer Dame schuldig ist?“

August verbeugte sich tief. „Entschuldigen Sie“, sagte er, „wir haben vielleicht in Deutschland noch nicht den gehörigen Firniß, aber so weit sind wir doch schon, daß

wir einer Dame gegenüber keinen Zwang brauchen. Sobald Sie mir erklären, daß ich keine kategorische Antwort zu erwarten habe, wende ich mich pflichtschuldigst an den Herrn Vicomte.“

„An meinen Mann? Wollen Sie sich mit ihm schlagen?“

„Wir Deutschen werden auf unsern Universitäten so mit dem Schläger vertraut, daß uns das Zartgefühl verbietet, ihn zu brauchen; ich denke, unsere Unterhaltung mit Herrn Grandpré wird keine so ernste Wendung nehmen“, entgegnete August mit einer neuen Verbeugung.

Victorine wandte ihm den Rücken und ging einige Mal im Zimmer auf und nieder. Ihre Schritte waren unhörbar auf dem Teppich, nur das Rauschen des seidenen Kleides unterbrach die Stille im Gemach. August betrachtete unterdeß mit Aufmerksamkeit ein Miniaturbild auf dem Schreibtisch der Vicomtesse. „Das ist wahrscheinlich das Porträt Ihrer Frau Mutter“, sagte er, als ihm die Pause zu lang wurde.

Victorine beantwortete die Frage nicht, sie blieb aber vor ihm stehen und sagte: „Baron, Sie gefallen mir; ich bin überzeugt, wir wären Freunde geworden, wenn wir uns länger gekannt hätten; vielleicht hätte ich auch bei Ihnen ein offenes Ohr gefunden, wie bei Ihrer Schwester.“

Eine kaum zu bezwingende Lachlust durchzuckte die Gesichtsmuskeln des jungen Mannes. „Ich soll auch katholisch werden!“ hätte er beinah gerufen — bezwang sich aber und sagte: „Die Liebenswürdigkeit, besonders wenn sie mit einem tiefdringenden Geist verbunden ist, bezauberte mich immer, und ein solcher Zauber führt weit. Weiß Gott, was geschehen wäre.“

In diesem Ton ging die Unterhaltung noch einige Augenblicke fort, bis Victorine den Gegenstand selbst wieder berührte, der den jungen Mann zu ihr geführt. Sie gestand endlich, daß sie nur aus Grundsatz dem Verlangen August's widerstanden, daß sie, einer vor wenig Stunden eingetroffenen Nachricht wegen, Baden auf acht Tage verlassen müsse, um einen kranken Onkel in der Nähe von Straßburg zu besuchen, und daß sie schon im Begriff gewesen sei, Charlotte davon schriftlich zu benachrichtigen. Sie setzte sich an ihren Tisch und schrieb: „Meine theure Freundin! Eine telegraphische Depesche zwingt mich zur eiligsten Abreise; mein Herz blutet, nicht von Ihnen Abschied nehmen zu können; aus Straßburg erhalten Sie einen langen Brief von mir.“

Mit diesem Zettel in der Tasche ging August nach Hause.

Es waren unerquickliche Tage, die auf den bewegten Sonntag folgten. Das Versprechen, mit Charlotten des Geschehenen gar nicht zu erwähnen, wurde freilich gehalten, aber ohne Einfluß auf das Benehmen der Mutter gegen die Tochter konnte es nicht bleiben. Frau von Rothenkirch vermied das Alleinsein mit ihr, und wenn lange Herzensergießungen nie ihr Lieblingsthema gewesen, so war sie jetzt einsilbiger als je. Der Schritt, den ihre Tochter gewagt, that ihr weh; aber nicht der Mangel an Vertrauen ihres Kindes allein schmerzte sie; sie ärgerte sich, daß Katholiken den Sieg über eine Protestantin davon getragen. „Es ist eigentlich albern, nach Rom zu reisen“, brummte sie bisweilen; der Vorsatz wurde aber nicht aufgegeben.

Uebrigens kam es nicht oft zu längeren Gesprächen in der Familie und das Einpacken nahm so viel Zeit in Anspruch, daß die Gelegenheiten zum ruhigen Zusammen sitzen selten waren. Koffer standen in allen Zimmern und schielten mit halbgeöffneten Deckeln nach all' den tausend Dingen, die sie in sich aufnehmen sollten; Kleider, Kragen und Krägeln thürmten sich auf allen Stühlen und Tischen; die vielen Andenken, die der mit dem Reisen noch nicht Vertraute für Pflicht hält aus jeder Stadt und jedem Dorf mitzunehmen, lagen auf dem Teppich; Christoph schnallte Mantelsäcke zu im Schweiß seines Angesichts.

Wenn üble Laune und Mißstimmung zu solchen Vorbereitungen kommen, so werden sie unausstehlich. Rodewitz aber ließ Alles über sich ergehen und stolperte geduldig über die Reisesäcke, um seiner Braut bis zur letzten Stunde nahe zu sein. Charlotte war liebevoll und zärtlich mit ihm. Die Zeit der Ungewißheit war vorüber, sie hatte wieder einen festen Standpunkt, und wenn sie dieser auch für den ersten Augenblick ihrer Familie entrückte, so hoffte sie doch mit Gewißheit, daß Alles wieder werden würde wie früher. Rudolph hatte ihr nicht den leisesten Vorwurf gemacht, und sie liebte ihn inniger als je dafür.

So gingen vier Tage dahin, die Stunde der Abreise nahte. Frau von Nothenkirch, ihre Schwester und Rodewitz sollten mit dem Frühzuge in der Richtung nach Basel fort; August und Charlotte mußten einige Stunden länger bleiben, um über Frankfurt den Weg in die Heimath einzuschlagen. Die beiden Zurückbleibenden begleiteten die Abreisenden zum Bahnhof; Charlotte weinte bittere Thränen beim Abschied von ihrer Mutter und Rudolph, der seine eigene Kühlung nicht zu verbergen strebte; sie drückten sich noch zum letzten Mal die Hände durch das Wagenfenster; die Lokomotive schickte ihren Dampf pfeifend in die Herbstluft hinaus, und wenige Augenblicke später entschwand der Zug den Blicken der Geschwister.

August und Charlotte kehrten langsam zur Stadt zurück. Dem armen Mädchen kam Baden öde und todt vor nach der eben überstandenen Trennung, noch öder das Haus.

„Hast Du Alles eingepackt?“ fragte August.

„Alles — nur meine Bücher nicht“, erwiderte Charlotte; „ich hatte sie versteckt; meine Mutter sollte sie nicht sehen.“

„Ich will Dir helfen sie unterzubringen“, sagte der Bruder absichtslos. Als aber außer den schon früher erwähnten Werken noch manche andere zum Vorschein kamen, und endlich eins in neun starken Bänden mit dem Titel: „Catéchisme de persévérance“, da fielen ihm plötzlich in natürlichem Ideengange die Worte der Vicomtesse Grandpré ein, die es nicht für unmöglich gehalten, auch an ihm einen Bekehrungsversuch zu unternehmen. Dunkel knüpften sich andere Gedanken an diesen Anhaltspunkt; er blieb lange sitzen mit dem einen der neun Bände in der Hand und starrte stumm vor sich hin. Endlich rötheten sich seine Wangen und es blitzte wie Freude in seinen Augen. — „Vielleicht!“ rief er laut. „Was ist Dir, Bruder?“ fragte Charlotte. „Vergiß mir ja keins Deiner Bücher, und vor allen Dingen nicht den Catéchisme de persévérance!“ erwiderte er.

Das Einpacken war bald geschehen. Der Moment der Abreise erschien. Charlotte warf noch einen Blick

auf Baden und in die Richtung des Klosters von Lichtenthal, und der Ort, in welchem sie so Großes erlebt, lag hinter ihr.

Das Wetter war unfreundlich auf der Reise, was damals wichtiger war als jetzt, da zwischen Frankfurt und Eisenach noch keine Eisenbahn existirte, und die Reisenden sich der einst berühmten rothen Thurn- und Taxis'schen Gilwagen bedienen mußten. Uebrigens bemerkte Charlotte kaum ob es regnete oder nicht; sie war zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, um zu beachten, was um sie her vorging. Ohne zu wissen, warum ihr Bruder die Rückkehr nach Rothenkirch gewünscht, war sie ihm gehorsam gefolgt; sie hatte, ihrer Meinung nach, bei dem Uebergange zur katholischen Kirche so viel Energie an den Tag gelegt, daß sie sich jetzt wohl eine Zeit lang willenlos leiten lassen konnte, um später wieder handelnd aufzutreten in einer Richtung, die ihre religiösen Ueberzeugungen ihr andeuteten und die in unklaren Umrissen vor ihr lag. Eine besondere Freude spürte sie nicht dabei, aber es schien ihr, als sei ihre Ruhe vollkommen wieder da nach dem überstandenen Kampfe, als beweise diese Ruhe allein schon, daß Gott selbst sie auf den Weg geführt, den sie eingeschlagen.

August war unbefangen wie immer; er versuchte bisweilen seine Schwester aufzuheitern, und schwieg, wenn es nicht gehen wollte.

Eine Station vor Rothenkirch ertönte die erste Stimme aus der Heimath; die dicke Wirthin zum silbernen Pudel in Rothenkirch blickte zum Fenster hinauf und rief: „Herrjes, das ist ja der gnädige Herr Baron — und das gnädige Fräulein!“ Die Reisenden nickten freundlich hinaus. „Einsteigen, einsteigen!“ rief der Conducteur. Die Frau verschwand in einem Wagen dritter Classe. Charlotte konnte sich nicht erklären, was sie bei dem unerwarteten Gruß gefühlt; Freude war es nicht, was sich in ihr regte. Sie war der Heimath fremd geworden nach der kurzen Abwesenheit.

An dem letzten Anhaltepunkte trafen sie mehrere bekannte Gesichter: den Besitzer der mit dem Titel Bahnhofrestauration belegten Kneipe, einen feingebildeten früheren Zimmerkellner aus der Residenz, dessen beide Vemmen essenden Söhne, die Charlotte mit manchem Pfefferkuchen beglückt, und den alten Postillon, der seit zwanzig Jahren den Omnibus von Rothenkirch nach Unter- und Ober-Erlenwiese kutschirte. Er öffnete den Mund so freundlich, daß ihm die kurze Pfeife beinahe herausgefallen wäre, und fragte: „Fahren Sie mit bis zum Schloß?“ Es war eine Strecke von fünf Minuten vom Anhaltepunkte bis dahin. August hatte seine Ankunft nicht gemeldet; er ließ das Gepäck aufladen und bestieg mit seiner Schwester den Omnibus. Es dauerte noch einige Minuten bis zur Abfahrt. Einige Weiber und

Männer stiegen mit ein und sprachen halbblaut von ihren kleinen Interessen; ein warmer Geruch von nassem Tuche verbreitete sich im Wagen; draußen regnete es fort. Charlotte schaute zum Fenster hinaus; der Zug, der sie hergebracht, war weitergegangen; ein großer Hund blickte, den Kopf in schiefer Haltung, wedelnd zu ihr hinauf, als erwarte er eine Brodrinde; einige Enten plätscherten in einer Pfütze. Es war das einfache Landleben, das sie hier umgab; — dunkle Bilder aus Baden zogen an ihr vorüber; sie fühlte sich unzufrieden und ärgerte sich darüber. „Wie anders bin ich geworden in der kurzen Zeit!“ flüsterte sie sich zu. — Die Pferde zogen an und der Wagen setzte sich in Bewegung; die Federn waren ein äußerst dauerhaftes Fabrikat aus Ober-Erlenwiese.

Eine Pappel-Allee führte bis zu dem nahen Rothenkirch. Schön war die Gegend nicht, in der das Dorf lag. Eine Ebene mit vielfach zerstückelten Feldern; hier ein grünes Bierack mit emporgeschossener Herbstsaat, dort ein anderes mit sorgfältig in Reihe und Glied gestellten Düngerhaufen; weiter eine Gruppe von Häusern mit rothen Dächern, noch weiter eine zweite, aus der ein Kirchturm ragte. Auch an heiteren Tagen erblickte man nichts mehr; heute sah die Landschaft aus, als wollte sie sich mürrisch auf das andere Ohr legen um weiter zu schlafen unter der nassen grauen Decke. Rothenkirch selbst

aber gewährte einen freundlichen Anblick und bildete den hübschesten Punkt in der Umgegend. Ein Flüsschen, dessen Hauptaufgabe darin bestand, das Vieh mit Trinkwasser zu versorgen, und recht poetisch aussah, wenn ein paar scheckige Kühe darin standen und sich auf der ruhigen Wasserfläche das Bild eines rothbackigen Knaben abspiegelte, der seines Vaters Gaul zur Tränke hineingeritten, — das aber im Frühjahr und Herbst stark anschwellt und sogar mehr als eine Ueberschwemmung verursacht hatte. Die Barkmauer längs dem Ufer war im Jahre 93 durch das Wasser zerstört und seitdem nicht wieder errichtet worden. Die Pappel-Allee zog an dem Flüsschen dahin, aber ohne dessen Krümmungen zu folgen, in schnurgerader Richtung: links bis an das Ufer hinter lagen Heuwiesen, mit einzelnen alten Eichen; rechts erblickte man das Dorf — zwei, drei enge Straßen, hier ein Strohdach, dort ein Ziegeldach, poetisches Weinlaub um die Fenster und prosaische Dönggruben vor den Thüren. Die Kirche und die Pfarrwohnung bildeten den Hauptschmuck des Orts; der Garten der letzteren stieß an den Vorhof der ersteren, und beide hatten einen unbezahlbaren Schatz von alten Linden aufzuweisen, was bei dem Mangel an Schatten in der Gegend dem Plätzchen eine weitverbreitete Berühmtheit verschafft hatte. Von der Kirche, die am Ende des Dorfes lag, kam man etwa fünfhundert Schritte weiter zu dem herrschaftlichen

Schlöße: dort verwandelte sich die Pappel-Allee in eine Allee von Obstbäumen und ging als solche tiefer in's Land, zunächst nach Unter- und Ober-Erlenwiese, die ganz in der Nähe lagen und mit Rothenkirch eine Gemeinde bildeten.

Der Omnibus bog ausnahmsweise von seiner gewohnten Bahn ab, mit seinem ganzen Inhalte in den Schloßhof, und August und Charlotte waren zu Hause. Niemand empfing sie, kein freudiger Lärm entstand bei ihrer Ankunft; nicht ohne Mühe wurde der Hausschlüssel herbei gebracht und die zurückgebliebene Dienerschaft zusammengerufen. Es war, als sollte Charlottens Gemüthsstimmung von keiner äußeren Anregung bestochen werden, sich der Vergangenheit an die Brust zu werfen; sie war katholischer als je bei ihrer Ankunft, und fühlte sich bei all' ihrer natürlichen Bescheidenheit erhaben über Alles, was sie umgab; aber es war ein fremdes, unbehagliches Gefühl.

Das sogenannte Schloß Rothenkirch stammte aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, hatte also ein unformliches Dach und eine raumverschwenderisch gebaute Treppe, aber große, freundliche Zimmer. Hinter dem Hause erstreckte sich der Park bis an das Flüsschen hinunter; einen zweiten Hof umschlossen die Wirthschaftsgebäude; zweihundert Schritte weiter stand die Branntweinbrennerei. Die Beschreibung sämmtlicher Gebäude

kann sich ein Jeder selbst machen und sich auch allenfalls ein Concert unter gefälliger Mitwirkung sämmtlicher Hausthiere dazu denken.

Die Geschwister waren gegen zwei Uhr Nachmittags eingetroffen, und der ganze lange Rest des Tages verging ihnen ungemüthlich, wie in einem Hause, wo wegen Mangel an Vorbereitungen keine gewohnte Stunde eingehalten werden konnte. Charlotte war seit Baden etwas reizbar geworden, und was früher unbemerkt an ihr vorübergegangen wäre, machte sie jetzt mißmuthig. Da rief ihr August vom Fenster zu:

„Ich glaube, der Herr Pastor und die Frau Pastorin wollen uns mit einem Besuche erfreuen!“

„Das fehlt noch!“ entgegnete Charlotte und wollte gehen; der Bruder hat sie zu bleiben. Der Schritt, den sie gethan, mochte freilich viel dazu beitragen, ihr den Anblick des Pastors Lebrecht Funke, ihres einstigen Religionslehrers, zu einem peinlichen zu machen, aber das war es nicht allein; die Frau Pastorin war ihr von jeher nicht lieb gewesen. Die Frau sprach so unmäßig viel und von so uninteressanten Gegenständen, daß es schwer war, die Geduld nicht dabei zu verlieren. Die Geschichte ihrer Verbindung mit Funke war die Wiederholung jener Jugend-Romane, auf die man im alltäglichen Leben in Deutschland auf jedem Schritte stößt: während seiner Studienjahre in Leipzig hatte der junge

Lebrecht die junge Katharina, des Tabakshändlers Hobe-
meyer eheleibliche Tochter, kennen und lieben gelernt,
und neun Jahre später, nachdem er unterdeß Hauslehrer
in einer gräßlichen Familie gewesen und endlich eine
Pfarre erhalten, als Gattin heimgeführt. Sechs Kinder
hatten ihnen seitdem die Einsamkeit der Pfarrwohnung
in einen Tummelplatz fröhlicher, lärmender Spiele um-
gewandelt, und sie liebten sich wie vor neunzehn Jahren,
obgleich die Zeit und die Sorge für Haushalt und Küche
den einstigen Reizen der Frau Pastorin einen unverant-
wortlichen Abbruch gethan und ihren von Natur groß-
artigen Knochenbau auf eine merkwürdige Weise ausge-
bildet hatte. Der Pastor hatte aus seinem Leben in der
großen Welt seine Manieren mitgebracht; er sprach lang-
sam und halblaut, verbeugte sich nicht ohne Anmuth und
trug immer ein weißes Halstuch, das an jedem Sonntag
und Donnerstag mit gewissenhafter Regelmäßigkeit von
seiner Frau erneuert wurde.

Da Charlotte die Unterhaltung mit Frau Funke
langweilig fand, so sehe ich nicht ein, warum ich meinen
Leser mit einer Wiederholung derselben zur Last fallen
sollte. Von den Kindern war besonders viel die Rede,
und die Pastorin klagte ihre Noth mit dem Florian,
dem ältesten ihrer Söhne, der jährlich eine mit sei-
nem Alter in gar keinem Verhältniß stehende Anzahl von
Stiefeln zerreiße. Das Ehepaar nahm mit dem Ge-

schwisterpaare ein Abendbrot ein und ging um halb neun nach Hause.

Charlotte gähnte, als Herr und Frau Funke fort waren. „Wie wahr ist, was Victorine von den verheiratheten Geistlichen sagt“, rief sie; „kann ein Familienvater nur der Religion leben? Kann er sich selbst als Opfer darbringen, wenn die Menschenliebe es fordert, während seine Kinder ihre Arme zu ihm emporstrecken?“

August antwortete nicht. „Du mußt müde sein, liebe Schwester“, sagte er nach einer Pause, „lasse uns zu Bette gehen. Gute Nacht.“

* * *

Am folgenden Morgen trat August in das Zimmer seiner Schwester und fand sie besser aufgelegt, natürlicher als gestern. Es lag aber nicht in seiner Berechnung, eine Stimmung aufkommen zu lassen, die das Geschehene als fait accompli fest mit dem ruhigen Gange der täglichen Beschäftigungen verknüpfte, und er beschloß, seinen reiflich überdachten Plan ohne Zeitverlust ins Werk zu setzen. „Wollen wir Deine Bücher auspacken?“ sagte er.

Die Kiste wurde herbeigeschafft und bald lag der ganze Reichthum auf den Tischen herum.

„Meine liebe Schwester“, begann August, als die Arbeit vollendet war; „ich denke viel zu gut von Dir, als daß ich glauben sollte, die Einbildungskraft habe Dir in Baden in einer so wichtigen Sache einen Streich gespielt. Diese Ueberzeugung bringt mich aber noch auf einen anderen Gedanken. Die Wahrheiten, welche die Kraft gehabt, Dich Deiner Familie zu entreißen, müssen unermeslich erhabener Natur sein, und ich bin es mir selbst, meiner Menschenwürde schuldig, sie kennen zu lernen. Da Du diese Wahrheiten so schnell erfahst, so müssen sie auch mir zugänglich sein. Wir wollen unsere Einsamkeit dazu benutzen, zusammen zu studiren, und das Lesen so systematisch als möglich betreiben. Die Tage werden schnell dahingehen bei der ernstesten Beschäftigung.“

Obgleich ja die Belehrung ihrer Familie zu den Hauptzwecken gehörte, deren Erreichung man ihr so herrlich ausgemalt, war Charlotte dennoch im ersten Augenblicke unangenehm berührt von dem Vorschlage — sie wußte selbst nicht warum. Aber es war nichts dagegen einzuwenden. Es wurde ein Katalog der Bücher gemacht und die Reihenfolge bestimmt, in der sie gelesen werden sollten. Jeder Tag aber mußte auf Augusts ausdrückliches Verlangen mit dem entsprechenden Abchnitte aus der „Année spirituelle“, einem Erbauungsbuche mit 365 beherzigenswerthen Artikeln für die 365 Tage des Jah-

reß, beginnen, und mit einigen Kapiteln aus den neun Bänden des „Catéchisme de persévérance“ beschlossen werden.

August war unermülich im Vorlesen. Drei Stunden lang Vormittags, eben so lange an jedem Abend legte er das Buch nicht aus der Hand; — und er las ohne Unterbrechung; Erörterungen über das Gelesene kamen nicht vor. In den ersten drei Wochen spielte ihm die ungewöhnlich schöne Witterung manchen Streich: wenn er mit seiner Schwester spazieren ging und der Sonnenschein die Herbstlandschaft vergoldete und der landwirthschaftliche Fleiß sie mit einer rastlos lebendigen Staffage versorgte, da wollte Charlottens Gemüth sich bisweilen der Fesseln entledigen und einen heiteren Ton anstimmen. Der Spätherbst aber war unfreundlich. Selten kamen Tage vor, wo die Sonne ungestört der Feuchtigkeit Einhalt thun konnte; gewöhnlich waren ihr von Nebel und Wolken nur einzelne Blicke auf die Erde vergönnt, und Regen und große Schneeflocken kehrten fast täglich wieder. Ein Spaziergang durch die öden Fluren bei solchem Wetter bringt eine eigenthümliche Stimmung hervor; die tiefe Stille unterbricht nichts als der eigene Schritt und das kaum hörbare Säuseln des Windes in dem dürren Unkraut an den Gleisen des wenig befahrenen Feldweges; selten einmal durchschneidet eine Krähe die Luft. An jedem Halmchen hängt ein Tropfen; an etwas tieferen

Stellen ist der Schnee liegen geblieben, von Hasenspuren durchkreuzt. — Schon in geringer Entfernung erscheint Alles grau übertüncht — grau hängt der Himmel über dem Ganzen — nur auf wenige hundert Schritte vorwärts ist der Weg zu erkennen, den man verfolgt — weiter läßt der Nebel den Blick nicht dringen — es ist, als liege etwas Geheimnißvolles hinter der Decke, als müsse etwas vorkommen auf der wohlbekanntnen Strecke bis zu dem Dorfe. Die Seele fühlt sich gedrückt und nimmt ihre Zuflucht zu freundlichen Rück Erinnerungen; sie zaubert sich Musik und Tanz und einen Kreis heiterer Freunde vor; — dringen aber einige Noten eines fröhlichen Liedes aus der Kehle, so verstummen sie schnell wieder — es ist unheimlich, sich selbst singen zu hören in der Todtenstille der herbstlichen Natur.

Dieselbe Stille fanden die Geschwister im Hause wieder; August's eintöniges Vorlesen war die einzige Unterbrechung. Charlotte wollte sich einmal an das Klavier setzen. „Keine Musik“, bat sie der Bruder; „meine Gedanken haben eine so ernste Richtung, daß mir Musik wehe thun würde.“

„Alle meine alten Bücher hast Du mir auch genommen — was bleibt mir übrig?“ sagte Charlotte nicht ohne Mißmuth.

„Schreibe Deinem Rudolph.“

Und das geschah fleißig. Ich habe aber keinen der

Briefe gelesen und weiß nichts davon zu erzählen. Aus Rom waren längst Nachrichten da; Frau von Nothenkirch hatte zwischen Genua und Livorno fürchterlich an der Seekrankheit gelitten, und besah sich jetzt die Merkwürdigkeiten der ewigen Stadt.

* * *

Der ganze October, der halbe November schlichen auf die angegebene Weise in Nothenkirch dahin; August las oft bis zur völligen Erschöpfung, aber den Tag darauf war die Stimme wieder frisch; ein eiserner Wille gab ihm die Kraft fortzusetzen, was er begonnen. Charlotte hörte zu und sah bisweilen aus als sei es ihr zu viel, ihr Gesicht glühte — aber sie erlaubte sich keine Bemerkung. Eins jedoch hatte der Bruder nach Verlauf der anderthalb Monate vollkommen erreicht: der Flug der Einbildungskraft war gehemmt bei dem jungen Mädchen, die Langeweile hing sich wie Blei an die Flügel derselben; alles Poetische trat allmählig in den Hintergrund, von den endlosen Grübeleien mit unwiderstehlicher Gewalt zurückgedrängt. An einem Morgen saßen die Geschwister bei ihrer gewöhnlichen Beschäftigung. Die tiefgehenden geologischen Untersuchungen über die verschiedenen Erdschichten, als Beweis der sechs, in eben so viele Zeiträume umgestalteten Tage der Schöpfung, hatten sie längst hin-

ter sich in dem großen französischen Katechismus, der ihnen jetzt weitläufig darzulegen suchte, wie fast das ganze alte Testament nichts Anderes sei als eine Verkündigung des Heilandes in Bildern. Zwei Stunden schon hatte das Vorlesen gedauert; Charlottens Gesicht war hochroth; sie sprang plötzlich auf: „Wozu das Alles?“ rief sie.

August sah sie überrascht an. Es entstand eine Pause. „Dieselbe Frage habe ich auch schon seit einiger Zeit auf der Zunge, wollte Dich aber nicht in Deinen Ueberzeugungen kränken“, entgegnete er. Charlotte verließ das Zimmer und kam einige Augenblicke später in Hut und Mantel zurück. „Gehen wir hinaus an die Luft“, sagte sie, „ich habe heftige Kopfschmerzen.“

Sie gingen. August hütete sich, den Gang der Ideen seiner Schwester zu unterbrechen und schwieg. Endlich sagte sie ohne aufzublicken: „Meine Nerven sind heute so angegriffen, daß unsere Vorlesung mir zu lang vorgekommen; — Du mußt aber nicht glauben, daß ich in irgend einer Hinsicht meine Ueberzeugungen geändert.“

„Gott bewahre, das fällt mir gar nicht ein“, entgegnete August.

„Ja, das sagst Du nur, um mich zu beruhigen — Du siehst dabei aus, als glaubtest Du das Gegentheil.“

„Dann täuscht Dich mein Aussehen, liebe Schwester.“

„Kannst Du Alles das widerlegen, was wir gelesen?“

„Wozu?“ fragte August ruhig.

Charlotte blieb unwillkürlich stehen — sie erröthete — es war, als wollte sie den Gegenstand näher erörtern. Die unbefangene Ruhe ihres Bruders benahm ihr den Muth dazu.

Es war aber ein günstiger Moment ein Wörtchen fallen zu lassen und August bemerkte nach einer Pause: „Als Vicomtesse Victorine und Pater Kosinsky Dir die Vorzüge der katholischen Religion vor der protestantischen auseinandersetzten, hast Du ja Alles angenommen ohne zu prüfen, ohne zu widerlegen — was Dir übrigens den Leuten gegenüber sehr schwer geworden wäre. Ich bin jetzt in Deinem Falle — ich höre zu und warte auf die Ueberzeugung. Sprechen wir nicht weiter davon.“

Charlotte suchte den Spaziergang abzukürzen; sie schlugen einen graden Weg ein, der sie bei der Brennerei vorbeiführte. „Ich muß einen Augenblick hineintreten“, sagte August, „setze Dich unterdeß auf die Bank da zu dem alten Keilhuber, ich bin gleich zurück.“

Der alte Keilhuber war ein dreiundneunzigjähriger Greis, der von frühester Jugend auf im Dienste der Fa-

milie Nothenkirch gewesen, jetzt das Gnadenbrod aß und ein kleines Stübchen neben der Malzdörre bewohnte. Er hielt ein Buch in der Hand; eine Brille mit großen, runden Gläsern ruhte auf der gebogenen Nase.

„Guten Tag, Alter“, sagte Charlotte freundlich, indem sie neben ihm Platz nahm; „ein seltenes Glück, in Ihren Jahren noch lesen zu können.“

„Das ist ja wohl das gnädige Fräulein“, erwiderte der Alte, und schügte sich die Augen mit der Hand; — „Sie müssen aber lauter sprechen, wenn ich Sie verstehen soll, die Ohren versagen den Dienst.“

„Ich wundere mich, daß Sie noch lesen können, Keilhuber“, wiederholte Charlotte laut.

„Lesen? Ja so!“ sagte der Greis lächelnd; „es ist eigentlich nur Gewohnheit, daß ich das Buch in der Hand halte, was darin steht, weiß ich auswendig. Es ist die Bibel.“

Charlotte erröthete.

„Sehen Sie, Fräulein“, fuhr er fort, „da hat noch mein Vater hineingeschrieben: meinem Sohn Daniel, den 24. December 1767. Und das Band da hat er auch selbst hineingeflebt — es war damals blau. Er hat es hineingeflebt an die Stelle, wo die Bergpredigt steht; die sollt ich fleißig lesen. — Ich hab' sie auch fleißig gelesen.“

— Es ist doch schön, daß der liebe Gott uns so in einem einzigen Buche Alles sagt, was wir zu wissen brauchen.“

Der Alte wollte fortfahren, wurde aber durch August unterbrochen. „Komm, Charlotte“, sagte ihr der Bruder kurz. „Lebt wohl, Keilhuber!“ riefen Beide. Keilhuber antwortete nicht; er hatte nichts gehört von dem Abschiedsgruß, seine Blicke waren wieder durch die großen runden Augengläser auf die Bergpredigt gerichtet.

August erwähnte des Gesprächs gar nicht mehr, mit welchem ihr Spaziergang begonnen, und schickte sich am folgenden Morgen an, die Vorlesung wieder aufzunehmen. Charlotte aber legte ihm die Hand auf den Arm und sagte:

„Warte damit, lieber Bruder, wir wollen erst etwas aus der Bibel lesen.“

„Aus der Bibel?“ entgegnete August verwundert.

„Freilich aus der Bibel, warum siehst Du mich so überrascht an?“

„Du vergißt, daß Du Luthers Bibelübersetzung nicht lesen darfst, wenn Du katholisch sein willst“, sagte August ernst, und nahm den achten Band des Catéchisme de persévérance vor. Die Sitzung dauerte drei Stunden, wie gewöhnlich; Charlotte schwieg.

Am Abend des siebenundzwanzigsten November erhob

sich ein heftiger Westwind, der den Himmel mit schweren, tief herabhängenden Wolken überzog. Um Mitternacht fing es an zu regnen; am Morgen konnte das Tageslicht kaum Herr werden über die Finsterniß, es war ein trüb-seligler Herbsttag. Einsilbig saßen August und Charlotte im Schloß, einsilbig die Dorfbewohner in ihren Häusern, die Weiber spannen, die Männer schauten müßig zum Fenster hinaus, selbst die Kinder lärmten weniger als sonst.

Fort und fort strömte der Regen herab, vom Morgen bis zum Mittag, vom Mittag bis zum Abend. „Wenn das lange so geht, so wird unser Flüsschen böse“, sagten die Leute, als sie sich zur Nachtruhe begaben.

Der erste Blick am folgenden Morgen war ins Freie, aber er drang nicht weiter als gestern. Wie hinter einer Decke lag der Horizont verborgen, unaufhaltsam floß es vom Himmel; öde lagen die Straßen des Dorfes; kein Mensch, kein Thier ließ sich sehen; nur die Gänse schnat-terten, mit den Flügeln schlagend, und freuten sich des vielen Wassers.

Da begann der Fluß seine Stimme lauter und lauter zu erheben, bis sein Brausen das Heulen des Windes übertönte und deutlich durch die geschlossenen Fenster und Thüren in die Wohnungen drang.

Drei Männer saßen in dem Wirthshaus bei einem Glase Bier. „Laßt uns hinunter zum Wasser“, sagten

sie; „es muß tüchtig gestiegen sein.“ Sie warfen sich Säcke über die Schultern und gingen.

Aus dem kleinen Flüschen war ein reißender Strom geworden, wie rasend jagte es vorwärts, daß ihm der Schaum in großen schmutzigen Flocken am Ufer hängen blieb; graugelb war das Wasser von dem aufgewühlten Boden und Allem, was es links und rechts aus der Erde gerissen; tausend kleine Strudel bildeten sich auf der bewegten Fläche, und jeder Strudel gurgelte sein unheimliches Lied; die Stimme des Wassers gesellte sich zu der Stimme der Luft und es gab einen schaurigen Doppelsang.

Es regnete fort und fort. Die drei Männer gingen zurück in das Wirthshaus. „Wenn das bis Morgen dauert, so giebt es ein Unglück“, sagten sie.

Und es dauerte nicht nur bis Morgen; es dauerte noch einen Tag und eine Nacht. Die Leute im Dorf wurden früh geweckt durch heftiges Pochen an ihren Thüren; der Schulze stand draußen zu Pferde; das Wasser strömte ihm von Hut und Mantel und die grauen Haare klebten fest an den Schläfen. „Heraus, Heraus!“ rief er; „Balken und allerlei Holzwerk stößen die Strömung herunter. Ober- und Unter-Erlenwiese müssen überschwemmt sein. Heraus zur Rettung, wer Arm und Bein rühren kann!“

Von allen Seiten kamen Männer mit Stangen, Haken und Stricken an das Wasser, von dort sollte es vereint stromaufwärts nach Erlenwiese gehen. Wie sie noch auf den Schulzen warteten, da kam ein ganzer entwurzelter Baum angeschwommen und rannte sich fest mit seiner mächtigen Krone an einem Vorsprung des Ufers; der Stamm gab der Gewalt der Strömung nach und beschrieb einen gewaltigen Bogen, um die Aeste wieder frei zu machen, und seine Fahrt fortzusetzen durch die schäumende Fluth, aber die Bauern befestigten ihn schnell mit Stricken an einer der höher stehenden Eichen. „Das giebt Holz für den Winter“, sagten sie. Gott hatte noch Anderes vor mit dem entwurzelten Baum.

Als der Schulze ans Ufer kam, schwamm eben ein leeres Hundehäuschen vorbei und Trümmer aller Art tauchten auf und unter in den Wellen. „Seht! Das Wasser hat schon Häuser zerstört! Fort!“ rief er.

In demselben Augenblick jagte ein Reiter herbei, es war ein Bauernbursche auf einem Acker Gaul; wüthend hieb er auf das Thier ein, das in schwerfälligem Galopp durch den hochausspritzenden Koth rannte. „Ein Kind im Wasser!“ schrie der Bursche schon von Weitem: „Rettet das Kind!“ —

Angstlich liefen die Männer am Ufer auf und nieder und hielten ihre Stangen in Bereitschaft.

„Aufgepaßt!“ rief es aus der Ferne, und die Männer gaben den Ruf weiter; wie vom Instinkt getrieben, eilten noch einige stromaufwärts, als müßte es dort leichter gehen mit der Rettung; gerad' vor ihnen war kaum die Möglichkeit abzusehen, etwas aus der Mitte des wild vorüberjagenden Wassers zu holen.

„Was giebt's?“ rief in diesem Moment eine keuchende Stimme hinter den Männern.

„Ein Kind im Wasser, Herr Pastor“, war die Antwort, die Leute sprachen leise, ängstliche Spannung schnürte ihnen die Brust zusammen.

Die Trümmer eines Dachstuhles schwammen eilend vorüber; altes Stroh hing noch an einzelnen Sparren; die Balken bäumten sich, wenn ein Strudel sie ergriff, und schoben sich knarrend und krachend übereinander. Es war schauerlich anzusehn.

„Aufgepaßt!“ wiederholte eine Stimme. Es klang wie ein Schrei der Angst.

Da trugen die Fluthen eine jener Kisten herbei, wo das Mehl hineinfällt, wenn es zwischen den Mühlsteinen hervorrieselt; sie hielt noch mit Eisenklammern an dem starken Querbalken des Gestells, und hing tief hinab in's Wasser; kaum einen Fuß breit ragte der Rand hervor.

Und über diesen Rand gelehnt, die Händchen auf dem rettenden Balken, lag ein Kind. Noch wimmerte es

leise, aber sein Wimmern verhallte in dem tobenden Auf-
ruhr der Elemente. Zu hören war nichts vom Ufer aus,
aber deutlich sprach die Todesangst aus dem kleinen
Gesicht.

„Wo ist unser Boot?“ schrie Pastor Funke.

Das Boot war längst fortgeschwemmt.

Die Männer warfen ihre Stangen aus; kein Haken
erreichte die Mitte der Strömung; Einer, von zwei an-
deren gehalten, wagte sich bis zum Gürtel in das Wasser
— vergebens!

Noch ein Moment und das zerbrechliche Fahrzeug ist
vorüber mit seinem kleinen Schiffer!

Da warf Lebrecht Funke einen Blick hinauf, wie um
Hülfe von oben, und einen Blick umher. Mit kräftigem
Arm bahnte er sich einen Weg durch die blätterlosen
Zweige des entwurzelten Baumes und lief mit nie ge-
ahnter Geschicklichkeit den schlüpfrigen, schwankenden Stamm
entlang bis zu der Wurzel, die wie eine Wand von Erde
und Lehm aus dem Wasser emporragte. Mit fieberhafter
Eile drängte er sich zwischen zwei baumstarken Armen der
Wurzel durch, wo die Erde abgespült war, schlang sich
jenseits die Fasern und Ausläufer um die linke Hand
und lehnte weit hinaus über die brausende Fluth, die
Rechte krampfhast zum Haken gekrümmt. Kaum zwei Se-
cunden war er in dieser Stellung, als der Balken mit
der Kiste an ihm vorbeizuschwimmen drohte. „Hülfe!“

rief er aus Leibeskräften, und krallte sich in das Holz, daß das Blut unter den Nägeln hervordrang. Die Wurzelfasern, an denen er sich hielt, rissen wie Bindfäden, und schon beugte sich der Körper des Reiters vornüber, als sollte er mit fortgerissen werden, da schlugen rasch nach einander zwei Eisenhaken tief in den Balken, dessen Ende, von der Strömung getrieben, einen Halbkreis um die zurückgehaltene Spitze beschrieb. Diesen Moment benutzte ein Bursche; einen Strick um den Leib wagte er von dem Baumstamm den Sprung auf das schwimmende Holzwerk, das tief untersank von der plötzlichen Last; das Kind schrie laut auf, von der Eiseskälte der überschlappenden Welle durchdrungen — als aber eine Minute später die Fähr, die es hergetragen, wieder auf den Fluthen tanzte, da war das arme kleine Wesen geborgen! Gott hatte sich seiner gnädig erbarmt.

Frau Katharina war ihrem Mann gefolgt. Sie stand am Ufer und riß sich ein großes wollenes Tuch von den Schultern, um das weinende Kind einzuhüllen. „Joseph!“ rief sie einem Burschen zu, „nimm den Gaul da und reite, was Du reiten kannst, hinüber nach Unterehlenwiese. Der Wurm da ist das Söhnchen der Müllerin Butschke. Sage ihr, es sei in Sicherheit, sie könne es bei mir abholen.“

Ein besonderes Gemisch von Gefühlen durchzog die Brust der schlichten Frau, als ihr wackerer Gatte wieder

vor ihr stand. Sie wollte sprechen, schluchzte jedoch statt dessen ein paar Mal und die Augen wurden naß. Auf dem Wege nach Hause legte sich die Aufregung und sie sagte: „Du hast Dich aber furchtbar eingeschmiert, Leberrecht, gut daß heute Sonnabend ist.“

Der Pastor sah seinen Rock an und wischte mit einem Ärmel über den anderen, wodurch die Sache nur noch schlimmer wurde. „Es pugt sich schon wieder ab“, antwortete er.

„Weißt Du auch, daß Du hättest auf den Lauf gehen können bei der Geschichte?“, fuhr die Frau fort, „was wäre dann aus mir und den Kindern geworden?“

„Der Herr kleidet die Lilien auf dem Felde“ —

„Und die Vögel sterben vor Hunger, wenn ihnen das Futter einfriert.“

„Du bist ja aber kein Vogel, geliebte Katharina; Du hast ein paar Hände zur Arbeit und förderst selbige ansehnlich.“

* * *

August und Charlotte sahen aus dem Fenster das unruhige Treiben am Ufer des Wassers und ahnten Unglück. August befahl ein Pferd zu satteln, die Schwester

verlangte mit Ungeflüm ihn begleiten zu dürfen, und zehn Minuten später galoppirten sie zusammen zum Thore hinaus. Am Eingang des Dorfes trafen sie einen heimkehrenden Mann. „Was giebt's da unten?“ fragte August, indem er sein Pferd anhielt. „Die Strömung hat die Mühle von Erlentwiese fortgerissen“, war die Antwort; „ein Kind schwamm hier vorüber; der Herr Pastor hat nicht viel gefragt, ob das Wasser kalt ist, und hat den Wurm herausgeholt.“

Charlotte erblaßte. „Und wo war seine Frau?“ fragte sie.

„Die Frau Pastorin stand am Ufer.“

Bruder und Schwester ritten langsam weiter. Am Ufer war Niemand mehr — die Männer waren alle fort nach Erlentwiese. Die Reiter blieben stehn auf dem Fahrwege und schauten hinunter. Noch brauste die Strömung mit ungeschwächter Gewalt, aber der Regen hatte aufgehört und ein schräger Sonnenstrahl brach durch die Wolken auf die dampfende Erde.

Nach einer Pause sagte August: „Gut, daß Nothentkirk so hoch liegt, sonst hätten wir auch gelitten.“

Charlotte hörte ihn nicht; sie saß in tiefem Nachdenken da, die rechte Hand auf die Gabel des Sattels gestützt. Endlich brach sie das Schweigen. „Laß uns nach Hause zurück“, sagte sie. Eine neue Pause entstand.

Der Hufschlag der im Schritt gehenden Pferde verklang im weichen Boden, und nur die Zaumketten schickten leise Silbertöne durch die Stille. Mehrere Mal schien Charlotte sprechen zu wollen, und man hörte deutlich, daß sie sich Gewalt anthat, als sie endlich sagte: „Mein lieber August, Du wirst mir so viel Scharfsinn zutrauen, einzusehen, daß Du einen Plan mit mir verfolgst. Ohne meine Ueberzeugungen unmittelbar anzugreifen, willst Du mir zeigen, daß die göttlichen Sagen von der katholischen Kirche mit viel Menschlichem bereichert sind; Du willst mich durch Langeweile so weit bringen, auch den Kern fahren zu lassen. Manches ist Dir zu Hülfe gekommen in Deinen Bestrebungen, heute sogar die Elemente, und ich gestehe offen, daß der Kern so vielfach umhüllt ist, daß es unsägliche Mühe kostet, ganz klar zu sehen. Habe ich mich aber in Baden übereilt, und sehe ich das ein, so glaube darum nicht, daß ich bereue, was ich gethan. Es steht ein feuriger, leuchtender Stern über mir, der mich zur Anbetung hinreißt; — all' der Nebel, der aus den Büchern aufsteigt, verdunkelt ihn nicht!“

August hörte seiner Schwester anscheinend unbefangen zu, aber er war bleich vor innerer Bewegung; diesen entscheidenden Augenblick hatte er erwartet; seine Stimme bebte leise als er sprach: „Charlotte, hast Du die Kraft,

den feurigen, leuchtenden Stern ruhig in's Auge zu fassen?"

„Gewiß, er bleibt mein Leitstern für das Leben!“

„Nun denn“, fuhr der Bruder begeistert fort, „so wisse, daß noch eine letzte Täuschung Dich umfängt. Der Stern ist da, ich sehe ihn leuchten wie Du, und hoffe ihn leuchten zu sehen bis an mein Ende, so wahr mir Gott helfe! Aber nicht die katholische Kirche ist es, die Dir die glaubende Seele erfüllt, es ist das Christenthum, das Dich erhellt und erwärmt, und das Du Deinen Stern nennst. Die Gebilde Deiner aufgeregten Einbildungskraft sind längst dahin!“

Zwei Thränen rollten langsam über Charlottens glühende Wangen, ihr Busen hob sich schnell. Es wurde kein Wort mehr gewechselt bis nach Hause; sie sprang vom Pferde und schloß sich ein in ihr Zimmer. August aber gab seinem Schimmel die Sporen und jagte eine Stunde lang über Feld und Wiesen, er brauchte Luft, die moralische Anstrengung der letzten Wochen lastete schwer auf seiner Brust.

* * *

Spät am Abend erst erschien Charlotte in dem Zimmer, wo die Geschwister sich aufzuhalten pflegten. Sie

sah verweint aus und tiefe Schwermuth lag in ihrem Blick. Sie ging auf ihren Bruder zu und sagte ohne alle Einleitung: „Du hast mir die Augen geöffnet, lieber August, was Du mir heute früh gesagt, ist wahr, ich habe es geprüft. Obgleich ich aber seit Baden keinen glücklichen Augenblick gehabt, so wäre es doch großmüthiger von Dir gewesen, mir zu lassen, was ich für Recht hielt. Ich bin nun einmal katholisch geworden — soll ich wieder wechseln? das wäre doch ein sträfliches Spiel mit dem Heiligsten, was der Mensch hat auf der Welt!“

„Ist das Dein einziger Kummer?“ fragte August und ergriff zärtlich die Hand seiner Schwester.

„Er ist schwer genug!“

„Wirf ihn von Dir, Charlotte. Du hast gebeichtet und das Abendmahl genommen in der katholischen Kirche; das war übereilt, aber von da zum förmlichen Uebertritt ist es noch weit. So lang Du nicht Deine Irrthümer feierlich abgeschworen, sieht Dich die Kirche nicht als ihr Kind an. Du hast gesehlt, bist aber Protestantin wie vorher!“

Charlotte zitterte heftig. „Warum hast Du mir das nicht früher gesagt?“ rief sie in namenloser Aufregung.

„Hätte es geholfen?“ entgegnete August. Die Ge-

schwister lagen sich in den Armen; Charlotte konnte sich lange nicht erholen. Wie aber die Uebergänge im menschlichen Herzen bisweilen sehr schnell vor sich gehen, so ergriff sie plötzlich eine Heiterkeit, wie der Bruder sie lange an seiner Schwester vermißt; sie lachte ohne besondere Ursache, machte sogar beim Theetisch manchen muthwilligen Scherz, und wischte sich die Augen dazwischen. Es war ein fieberhafter Zustand.

Am folgenden Tage — es war ein Sonntag — trat Charlotte früh in das Kabinet ihres Bruders und übergab ihm einen Brief. „Lies, was ich meiner Freundin schreibe“, sagte sie, und August las: „Meine theuere Victorine, ich habe versprochen, Ihnen zu schreiben, und mein Versprechen ist lange unerfüllt geblieben; mancher angefangene Brief liegt da — keinen einzigen habe ich zu Ende bringen können; dieser soll endlich abgehen — ich habe die Kraft zu schreiben. Ich hoffe, mich der Ueberzeugung hingeben zu dürfen, daß ich wirklich so glücklich war, Ihnen Freundschaft einzuflißen, daß das Interesse, das Sie in Baden an mir nahmen, ohne Nebenabsichten aus Ihrem Herzen kam, und dennoch muß ich Ihnen offen gestehen, die Episode, die mit unserm ersten Zusammentreffen beginnt, wird mir, so lange ich lebe, eine peinigende Rück Erinnerung sein. Aber, Gottlob nur eine Rück Erinnerung, ohne Einfluß auf meine Zukunft — ich habe abgeschlossen mit dieser

Episode, ich habe meine Ruhe wieder! Die Einbildungskraft hatte mich der katholischen Kirche in die Arme geworfen, das Gefühl führt mich zurück. Ich kann in meiner Unwissenheit allem, was ich gelesen und gehört, keine Gelehrsamkeit entgegensetzen, aber mein Gewissen sagt mir, daß ich recht thue; wenn ich zu meiner Seligkeit alles dessen bedürfte, was ich in der letzten Zeit zu ergründen gesucht, mein Gewissen müßte anders sprechen. Eine Freude, die ich lange entbehrt, hebt mir die Brust! Leben Sie wohl, ich hoffe, wir sehen uns wieder!“

August gab seiner Schwester den Brief mit einem Kuß zurück und sagte: „Füge noch einen Gruß von mir hinzu.“ Charlotte schrieb als Postscriptum unter ihren Namen: „Mein Bruder läßt Sie freundlich grüßen.“

In diesem Augenblicke ertönte die Glocke aus dem Dorf.

„Willst Du mit mir zur Kirche?“ fragte Charlotte.

„Ich wollte Dir den Vorschlag machen“, entgegnete August, und sie gingen Arm in Arm.

Mit Herzflopfen betrat Charlotte das schlichte, ungeschmückte Gotteshaus. Sie betete still. Als aber die versammelte Gemeinde das alte Lied sang: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ — da brachen ihre Thränen ge-

waltsam hervor, und sie rief schluchzend: „Herr, ich danke Dir! Nimm sie als Opfer hin, die Thränen der Reue, die Thränen der Freude!“

„Ich habe eine unaussprechliche Sehnsucht nach Rudolph und der Mutter“, sagte Charlotte, als sie wieder zu Hause waren.

„Morgen reisen wir nach Rom“, erwiderte August.

* * *

Ich traf in Rom mit meinen Bekannten aus Baden zusammen, und wir verbrachten einen genußreichen Winter mit einander. Die Bewunderung der Kunstschätze wechselte ab mit Familienleben; die Zeit verstrich, wir wußten nicht wie. Charlotte hatte aus ihrer Prüfungszeit etwas Sinniges behalten, was sie anziehender machte als je, umsomehr, da es ihrer Liebe zu Rodewig keinen Abbruch that. Rodewig war überselig; die Hochzeit sollte im Mai in Rothenkirch gefeiert werden. Auch die Frau Baronin erfreute sich einer ausnehmend guten Laune und spielte Piquet mit ihrer Schwester, wenn sie uns auf unseren Ausflügen nicht begleiten wollte.

Am Gründonnerstag knieten wir mit auf dem Petersplatze und empfingen mit stiller Ehrfurcht den Segen, den der Papst hoch vom Altan der Peterskirche herab „der

Stadt und dem Erdball“ ertheilt. Mancher Andersgläubige kniete unter den Katholiken; wo es gilt zu segnen, da macht die Kirche keinen Unterschied, die Scheidewand fällt zwischen ihren Kindern.

Gleich nach Ostern reiste die Familie ab und ich wurde eingeladen, zu folgen. Am Hochzeitstage traf ich auch richtig in Rothenkirch ein und machte den ganzen Jubel mit. Charlotte war von strahlender Schönheit in ihrem Schleier; Rudolph wußte nicht, wo er hin sollte mit seiner überströmenden Liebe und umarmte alle Gäste der Reihe nach; ich bekam auch mein Theil. August sah vergnügt aus, wie Alle, aber seine Freude bligte nur in den Augen und den Mundwinkeln; die Bewegungen blieben ruhig. — Pastor Funke hielt eine lange Rede; die Frau Pastorin war gerührt dabei; ihr Sohn Florian hatte eine neue hellgrüne Hose an und machte sich einen Butterfleck darauf. Das war aber die einzige Störung des Festes, und wir können hiermit dem jungen Paar Glück und langes Leben wünschen.

*
*

Was mich dazu bewogen, die Geschichte zu erzählen? Ich habe mich lange damit herumgetragen, ein innerer Drang trieb mich, sie niederzuschreiben. Wollte ich die katholische Kirche angreifen? Da sei Gott für! Ich beuge

nich tief vor der katholischen Kirche und bewundere ihren gigantischen Bau. Wer wollte die Wohlthaten berechnen, die sie der Welt dargebracht von dem Moment an, wo der erste Christ nackt und dürftig in Rom einzog, bis auf den heutigen Tag! —

Meine Absicht war keine andere, als den jungen Damen auseinanderzusetzen — Männer sind der Gefahr weniger ausgesetzt — daß das Proselytenmachen ein criminelles weniger selten ist, als man glauben sollte. Die Vicomtesse Grandpré ist den 18. Februar 1853 in Paris gestorben. Doch es giebt noch mehr derartige Frauen und nicht jede Andersgläubige hat einen Bruder August.

Zugleich aber wollte ich den Proselytenmacherinnen den freundschaftlichen Rath geben, lieber die Missionäre auf ihren lebensgefährlichen Reisen zu begleiten und ihren Zauber auf die Heiden auszuüben. Weniger bequem ist das jedenfalls, als in Baden und Lichtenthal zu predigen, aber das Verdienst um die Kirche ist gewiß größer, und es wird dabei nicht die Ruhe einer friedlichen Familie untergraben. Denn es werden wohl selten Fälle vorkommen, wo die Angehörigen mit so beneidenswerthem kalten Blut den Dingen zusehen, wie Frau von Nothenkirch und der verliebte Rudolph. Der historischen Wahrheit zu Liebe habe ich Beide geschildert, wie sie waren, nicht aber um den Protestanten im Allgemeinen

den Vorwurf der Gleichgültigkeit zu machen. Hält Einer oder der Andere meiner Leser es der Mühe werth, bei Gelegenheit der obigen Geschichte eine Frage an sich zu richten, so steigt ihm gewiß das Blut warm in die Wangen, und er weist einen solchen Vorwurf mit Entrüstung zurück.



Wierersche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Berlin und St. Petersburg.

Preussische Beiträge

zur Geschichte der

Russisch-Deutschen Beziehungen.

1. und 2. Auflage. 17 $\frac{1}{2}$ Bogen 8°. Preis 6 M.

Inhalt: I. Zu den Zeiten des Kaisers Nikolaus. — II. Der polnische Aufstand von 1863. — III. Das neue Deutschland und das neue Rußland. — **U n - h a n g:** 1. Memoire des Kaisers Nikolaus aus d. J. 1848. — 2. Warschauer Zustände der Jahre 1863 und 1864.

Moschko von Parma.

Geschichten eines jüdischen Soldaten.

Von

Karl Emil Franzos.

20 Bogen 8. Preis 5 M.; geb. 6 M. 40 Pf.

Die Juden von Barnow.

Geschichten

von

Karl Emil Franzos.

Dritte vermehrte Auflage.

XI, 332 S. 8. Preis 5 M.; geb. 6 M. 40 Pf.

Inhalt: Der Schloß von Barnow. — Nach dem höheren Befehl. — Zwei Ketter. — Das Kind der Sühne. — Esterka Regina. — Baron Schmule. — Das Christusbild. — Ohne Inschrift.

Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Aus Halb-Asien.

Culturbilder

aus

Rumänien, der Bukowina, Südrussland und Galizien.

Von

Karl Emil Franzos.

Zweite revidirte Auflage.

Zwei Bände.

XVI, 365 und V, 334 S. 8. Preis 10 M.; geb. 12 M. 60 Pf.

Inhalt des 1. Bandes: Aus Halb-Asien (Einleitung). — I. Aus Galizien: Der Aufstand von Wolowce. Der Richter von Biala. Wladislaw und Wladislaw. Schiller in Barnow. Jüdische Polen. Ein jüdisches Volksgericht. Der schwarze Abraham. Nur ein Ei. II. Aus Süd-Russland: Im Hafen von Odessa. Der Schnapsgraf. Am Altare. Nikolaj Pawloff.

Inhalt des 2. Bandes: III. Aus Rumänien: Rumänische Frauen. Jancu der Richter. Gouvernanten und Gespielen. Tode Seelen. — IV. Die f. f. Reaktion in Halb-Asien: Kossuth-Jagden. Auch ein Hochverräther. Der lateinische Kanonier. — V. Aus der Bukowina: Von Wien nach Czernowitz. Zwischen Dniester und Dzirizza. Ein Culturfest. Die „Leute vom wahren Glauben“.

Sambul und das moderne Türkenthum.

Sociale, politische und biographische Bilder.

Von einem Osmanen.

Preis 5 M. 40 Pf.

Inhalt: Rückblick auf die Geschichte der Türkei. — I. Sultan Abdul Aziz. — II. Naki Pascha. — III. Mahmud Nedim Pascha. — IV. Unterrichts- und Erziehungswesen. — Ahmed Vefik Pascha (3. Präsident des Parlaments). — Münif Effendi. — Sawas Pascha. — V. Innere Kämpfe: Ismail Pascha. Damad Mahmud Dschelaleddin Pascha. — VI. Alttürken — Jungtürken: Jusuff Dschemil Effendi. Sia Pascha. Kemal Bey.

Sambul und das moderne Türkenthum.

Sociale, politische und biographische Bilder.

Von einem Osmanen.

Neue Folge.

Preis 6 M. 60 Pf.

Inhalt: Die Verwaltung der Provinzen. (Die Hungersnoth in Kleinasien. — Midhat Pascha.) Auswärtige Verhältnisse. Diplomatie. (Suad Pascha. Alexander Karatheodory. Safvet Pascha.) Finanzverwaltung. Öffentliche Arbeiten. Ackerbau. Industrie. (Edhem Pascha.)

Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Aus der
Petersburger Gesellschaft

Vierte,

stark vermehrte und durchweg verbesserte Auflage.

Preis 6 M. 40 Pf.

Inhalt: Die Großfürstin Helene. — Graf Peter Schuwaloff. — Die Gräfin Antoinette Bludoff. — Die Grafen Adlerberg. — Die Brüder Miljutin. — Fürst Gorischaloff. — Graf Protassoff. — P. A. Walujeff. — General Ignatjef. — Unsere Unterrichtsminister. — Journalisten und Schriftsteller.

Neue Bilder

aus der

Petersburger Gesellschaft.

Zweite, unveränderte Auflage.

Preis 6 M.

Inhalt: Die Nationalitäten. — Kaiserliche Brüder und Söhne. — Fürst Bismarck in St. Petersburg. — Literatur und Literaten unter dem Kaiser Nikolaus. — Puschkin und Dantés. — Das höhere Beamtenthum. — Wassily Ostroff und die Akademie der Wissenschaften.

Dom Don zur Donau.

Neue Culturbilder aus „Halb=Asien“.

von

Karl Emil Franzos.

Zwei Bände.

XIII, 333 u. V, 342 S. 8. Preis 10 M.; in Lwdbd. 12 M. 60 Pf.

Inhalt des 1. Bandes: Mein Onkel Bernhard. — Martin der Kubel. — Die Kleinrussen und ihr Sänger. — Die geistigen Strebungen der Bulgaren. — Ebodifa. — Rumänische Poeten. — Rumänische Sprichwörter.

Inhalt des 2. Bandes: Die „Gezwungenen“. — Markttag in Barnow. — Der wilde Staroi und die schöne Jutta. — Hentker und Bajazzo. — In Pest's Verbrecherhöhlen.

Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Aus dem
wahren Milliardenlande.

Von

Max Nordau.

2 Bände 8. Preis 10 M.; geb. 12 M. 60 Pf.

Inhalt des 1. Bandes: I. Schauplag und Acteurs: Die Stadt und ihre Bewohner. — Ein verschwundenes Quartier. — Paris im Schlafrock. — Die faubourg St. Germain. — Das Quartier latin. — Belleville. — Die Champs Elysées. — Das Palais Royal. — Das Grab Napoleons. — Vom alten Hotel Dieu. — Das Hotel Drouot. — Die Cafés. — Die Clubs. — II. Pariser Leben: Der Alkoholisismus in Paris. — Pariser Frühling. — Kindererziehung und Jugendleben. — „Väterchen Staat“. — Die officiellen Carrièren in Frankreich. — Die Bohème. — Die Journalistik der Bohème. — Das Weib und seine Stellung in Paris. — Die Frömmigkeits-Mode. — Das Junggesellensthum. — Salons und Causerie. — Das Lied in Paris. — Paris und die Barbaren. —

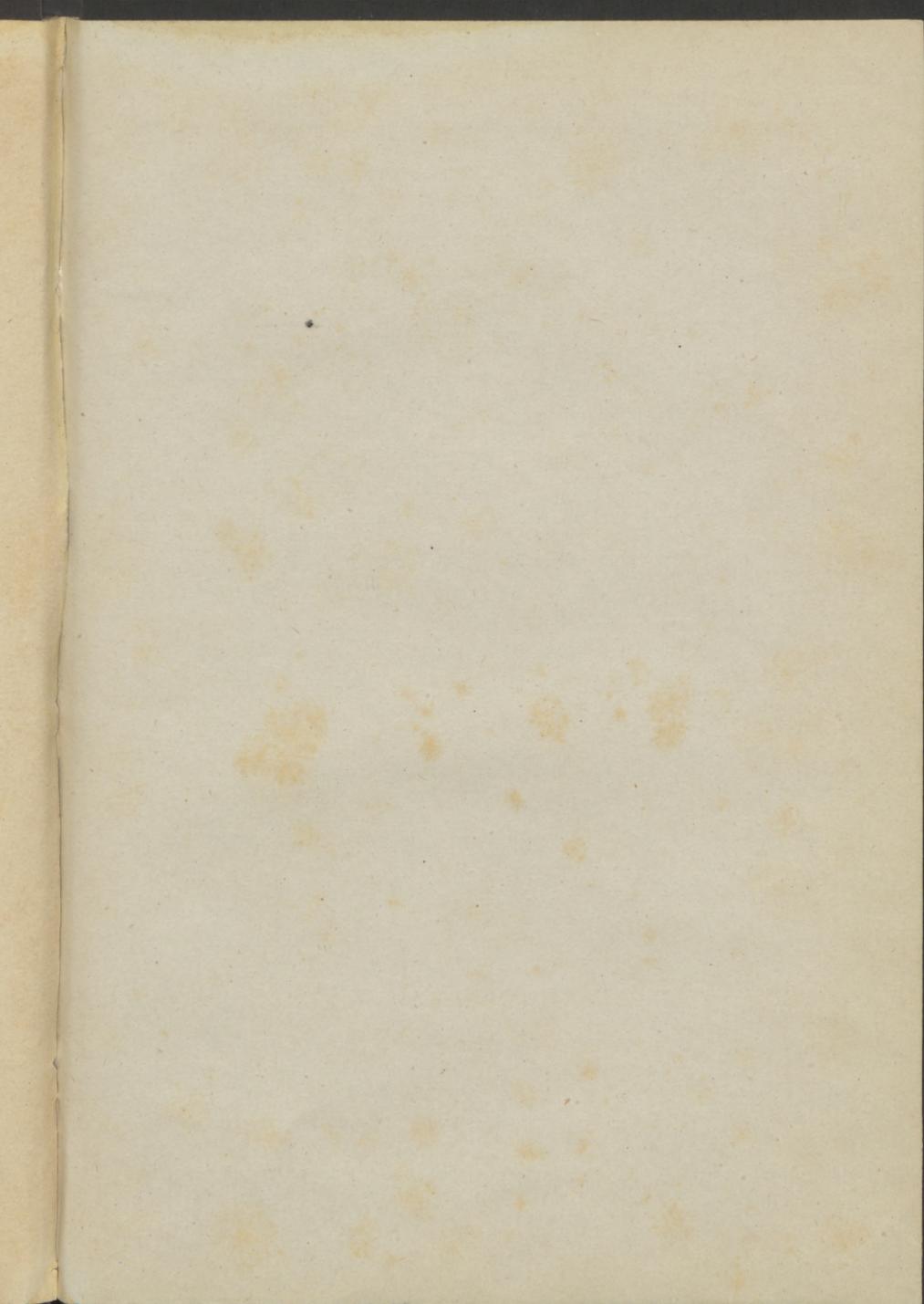
Inhalt des 2. Bandes: III. Porträts und Chargen: Alexander Dumas als Moralist. — George Sand und ihre Zeit. — Der Ex-père Hyazinthe. — Herr Josef Prudhomme. — General Changarnier. — Der Papst der Civilisation. — König Orlie I. — Der Pariser Aristophanes. — Sarah Bernhardt. — Got und Coquelin. — Die Operettensterne. — IV. Fest- und Jahrestage: Pariser Sylvesterabend. — Pariser Allerheiligen. — Von einer verfunkenen Welt. — Der Jahrestag der großen Revolution. — V. Typische Causes célèbres: freie Liebe vor der Jury. — Ein uneheliches Kind. — Eine Cocotten-Kaufbahn. — Der homme d'affaires. — Schauspielereben. — Das politische Hepp! Hepp! — VI. Die Wandlungen der Revanche-Idee: Im Gerichtssaal und in der Kritik. — Im Café chantant. — In antikem Gewande. — Allegorisch. — Als dramatisirte Spionerie. — Die Zukunft der Revanche-Idee.

Ueber das
Wesen der Liebe.

Von

G. Reichmüller.

Preis 1 M. 80 Pf.



14.09.88

35_r

*Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie*



010-045849

